This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08160462 5

Das Weihnachtslied.

Von

Lina Walther.

THE N[illegible] PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

Hertha Kolbe,
Weihnachten 1559.

1 00

Das Weihnachtslied.

Das Weihnachtslied.

Eine Erzählung für junge Mädchen

von

Lina Walther.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1887.

Ihren drei Nichten

Elisabeth Moeller

Hanna Pfeifer

und

Anna Moeller

gewidmet

von der

Verfasserin.

Inhalt.

		Seite
1.	Einleitung	1
2.	Jugendsonnenschein	16
3.	Sturm	29
4.	Not und Sorgen	44
5.	Suschen von drüben	52
6.	Die Urgroßmutter	82
7.	Muß man denn immer im Streit sein auf Erden	120
8.	Schwerer Abschied	139
9.	Bei Werners	154
10.	Noch eine neue Schule	192
11.	Auf eigenen Füßen	285
	Schluß	289

1.

Einleitung.

Die Adventszeit hatte begonnen. Am Morgen war der erste Schnee gefallen; jetzt erglänzte der Abendhimmel klar und rein; die mit den feinen Krystallen des Rauhreifs geschmückten Zweige hoben sich scharf ab von seinem leuchtenden Hintergrunde; vom nahen Rain herüber hörte man die Stimmen jubelnder Kinder, die zum erstenmal in diesem Jahre auf ihren Handschlitten die rasche, immer aufs neue beginnende Reise machten, vom Hügel zur darunter liegenden Wiese. Am Ende einer Lindenallee, die mit ihren feinen Zweigen ein besonders strahlendes Bild in der lichten Landschaft abgab, wenige Minuten nur von der kleinen Stadt entfernt, öffnete sich jetzt die Thüre eines großen, grauen Hauses, und mit leisem, fröhlichem Geplauder erschienen auf der Schwelle etwa 20 bis 25 jugendliche Gestalten, einige schon jungfräulich erscheinend, andere noch in der

Kindheit stehend. Sobald sie die breite Freitreppe verließen, war es, als sei ein Trupp gefangener Vögel in Freiheit gesetzt worden: die älteren wanderten paarweis oder zu dreien plaudernd dahin; die jüngeren versuchten zu schlittern, und hie und da griff eine mit etwas scheuem Seitenblick nach den Fenstern des Hauses wohl auch nach einem Schneeball, eine fröhliche Kanonade zu beginnen. Da hörte man etwas lauter als gewöhnlich eine schlanke Blondine sagen: „Kinder (Kinder ist eine sehr oft gebrauchte Anrede zwischen Backfischen), sie ist reizend!“ Als ob das Signal zum Sammeln geblasen wäre, so flogen jetzt die Köpfe aller größeren Mädchen nach der Seite der Sprecherin; sie stand sofort von einem dichten Kreis umgeben, aus welchem immer wieder die Ausdrücke: „Entzückend! einzig! süß! zu lieb!“ zu hören waren.

„Ja“, rief eine kleine runde Braune, „es giebt nur eine Fräulein Feldwart. O, wie ist sie liebevoll! und so anmutig! Stundenlang kann man ihr mit Spannung zuhören; bei der alten Fräulein Klug wurde ich immer in der ersten Viertelstunde müde!“

„Was weiß sie alles“, rief eine andere, „wie erzählt sie, wie schön singt sie!“

Der Gegenstand dieser Begeisterung war die neue Lehrerin, Martha Feldwart, welche seit Ostern in die Schule

der Frau W., für die alte, gebrechlich gewordene Fräulein Klug, eingetreten war.

Jetzt öffnete sich die Hausthüre noch einmal, und die schwärmerisch Verehrte erschien auf der Schwelle, in der Hand den Regenschirm und die Mappe mit den Zeichnungen, Noten und Büchern. Es war eine leichte, schlanke Gestalt, mit einem feinen, ein wenig blassen Gesichte, dessen dunkle Augen in lieblicher Freundlichkeit leuchteten, als die jungen Mädchen sie umdrängten, und von allen Seiten die Bitte ertönte: „Ach, lassen Sie mich Ihren Regenschirm tragen! Ihre Mappe, Fräulein Feldwart!“

„Laßt es mir nur“, sagte sie mit angenehmer, herzlicher Stimme, „ich kann es ja doch nicht allen zugleich geben.“

„Aber jeder ein kleines Stück, bitte, bitte!“ fing der Chor noch einmal an, und die Kühnsten hatten sich schnell in Besitz der fraglichen Gegenstände gesetzt.

„Trugt ihr Fräulein Klug auch immer die Mappe nachhaus?“ fragte Fräulein Feldwart.

Die Kinder blickten sich an mit wunderlichen Gesichtern; endlich sagte eine: „Ach, das hätten wir gar nicht gewagt; sie sah immer so böse aus, Fräulein Feldwart!“

„O“, erwiederte diese ernst, „sie ist gewiß immer recht müde und matt gewesen, die Arme! Wie schwer mag ihr

der Unterricht bei ihren Schmerzen in letzter Zeit geworden ſein. Nun hört! bis an die Ecke der Schuſtergaſſe dürft ihr mir die Sachen tragen, — wenn ihr es durchaus wollt; dann gebt ihr ſie mir ohne Widerrede und laßt mich alleine nachhauſe gehn."

Wenn Fräulein Feldwart ſo beſtimmt ſprach, war ihr nichts abzuhandeln, gar nichts! das wußten die Kinder. Die Schuſtergaſſe war ſchnell erreicht, und mit herzlichem Gruße trennten ſich Lehrerin und Schülerinnen.

„Warum wir nicht weiter mitkommen ſollen?" fragte die kleine braune Helene.

„Ich glaube, ich weiß es", rief die blonde Eva, „es iſt von wegen der Klug, die wohnt mit ihr in einem Hauſe!"

„Hört!" fing jetzt Agnes mit leuchtenden Augen an, „mir fällt eben etwas zu Schönes ein; ſie iſt noch ſo fremd hier; wir müſſen ihr zu Weihnachten ein Bäumchen putzen, und jede von uns hängt eine kleine Arbeit daran."

Begeiſterung und Zuſtimmung von allen Seiten! Welch neuer Stoff zur Unterhaltung! An jeder Straßenecke gab es vor der Trennung noch eine lange Konferenz, und den Müttern wurde zuhauſe kaum Zeit gelaſſen, ſich nach der ungewöhnlichen Verzögerung des Heimwegs zu erkundigen. Bevor noch das ſonſt ſo erſehnte Veſperbrot angerührt

wurde, waren sie überschüttet mit den schönen Weihnachtsplänen, und die meisten von ihnen, froh über den beglückenden Einfluß der jungen Lehrerin, boten gerne die Hand zu ihrer Ausführung.

Indessen hatte Martha Feldwart das bescheidene Haus erreicht und die beiden Treppen erstiegen, welche zu ihrer einfachen Wohnung führten. Angenehm überrascht blieb sie einen Augenblick auf der Schwelle stehen; das Feuer im Ofen brannte schon und verbreitete eine behagliche Wärme; der Kaffeetisch war gedeckt, und die kleine Kanne stand in der Ofenröhre. „Die gute Fräulein Klug!“ rief die Eintretende gerührt, „da hat sie 'mal wieder alles für mich gethan, trotz ihrer steifen Glieder!“ Kaum hatte sie Hut und Mantel abgelegt, da eilte sie den Korridor entlang zum Stübchen der alten Kollegin, ihr Gruß und Dank für ihre Mühe und Sorgfalt zu bringen.

Es war eine krumme, gebeugte Gestalt mit einem Angesichte voller Runzeln und Falten, die dort im Lehnstuhl ruhte, und da sie viel an Gliederschmerzen litt, trugen ihre Züge einen leidensvollen, grämlichen Ausdruck; aber aus den Augen leuchtete es doch freundlich, als sie ihrer jungen Nachfolgerin die welke Hand entgegenstreckte: „Ich bin ja froh, Fräulein Marthchen, wenn ich noch 'mal was thun darf“, erwiderte sie auf Marthas warmen Dank.

„Sie sollten herüber kommen und den Kaffee mit trinken!“ bat diese.

„Lassen Sie mich, liebes Kind! ich habe eben eine Lage gefunden, in welcher ich es ohne Schmerzen aushalten kann, und Sie müssen ja doch dann Hefte korrigieren; da können Sie keine Gesellschaft gebrauchen.“

„Ich sehe aber nachher noch einmal herein und helfe Ihnen ins Bett; das darf ich doch?“

„Gewiß“, lächelte die Alte, und die Jüngere kehrte in ihr ungemein sauberes, gemütliches Zimmer zurück.

„Ich will mir doch morgen Wolle mitbringen zu einem Tuch für sie“, sagte sie leise.

Schöne Adventszeit! Das Christkind ist nicht weit; seine Liebe dringt durch Paläste und Hütten, seine dienstbaren Geisterchen gehen von Haus zu Haus, von Herz zu Herz, erwecken Liebesgedanken, entzünden zu Liebesthaten: groß und klein, und alt und jung. Gar so schnell eilten Tage und Stunden dahin für alle die emsig schaffenden Hände; der Christabend erschien, bevor man sich dessen versah. Es war kein freundlicher Tag mit strahlendem Sonnenschein über der weißgekleideten Erde. Vom Morgen an tanzte der Schnee durch die Luft in so dichten Flocken, daß man kaum wenige Schritte weit sehen konnte; der Wirbelwind jagte ihn, schlug ihn an die Fensterscheiben,

und trieb ihn den mühsam dahinschreitenden, vermummten Gestalten ins Gesicht, welche ihre letzten Weihnachtsbesorgungen machen wollten; er warf an den Straßenecken Schneeberge auf, als wollte er allen Verkehr hindern und hemmen; er entführte die leinenen Wände der Buden auf dem Weihnachtsmarkte, und dort an der Ecke, wo sie seiner Gewalt am meisten ausgesetzt waren, stürzten mit großem Krachen zwei Honigkuchenbuden um; der Besitzer schimpfte und rieb sich die Glieder, die etwas getroffen worden waren. Mit großem Hallo! und Heisa! eilte die Straßenjugend herbei, wühlte im Schnee und suchte verunglückte Honigkuchenmänner, Pfeffernüsse und Bonbons darunter hervorzuziehen. Der Mann wehrte, seine Frau drohte, aber es war ja Weihnachten! Ein sehr schlimmes Gericht erging nicht über die Eindringlinge, und manches arme Kind hielt in den kalten dunkelroten Händchen mit strahlendem Angesichte ein süßes Beutestück. Auch Martha hatte sich gegen Abend wohl vermummt noch einmal hinausgewagt mit einem Korb am Arme. Ihre Waschfrau war krank gewesen und erst seit wenigen Tagen wieder außer Bett; ihr trug sie etwas Lebensmittel und selbstgestrickte Müffchen und Strümpfe für die Kinder hin; viel konnte sie nicht erübrigen von ihrem kleinen Gehalt, aber es war ja Weihnachten! da mußte sie auch die Freude des Schenkens haben. Sie fand

die Familie um ein Tannenbäumchen verſammelt, an dem wenige Äpfel und Nüſſe hingen und ein paar kleine Lichter brannten. Mit Jubel wurden ihre Gaben empfangen, und die Dankſagungen aller folgten ihr, als ſie von da den weiteren Weg zum Veſpergottesdienſt antrat. Es war ein rechtes Kämpfen gegen Sturm und Wetter; aber es war ja Weihnachten! Von rechts und links, aus kleinen Gaſſen und breiten Straßen eilten mit fliegenden Mänteln und Kleidern alte und junge Geſtalten herbei, und als die kleine Kirche mit den lichtüberſäeten, liliengeſchmückten Weihnachtsbäumen die Wanderer in ihren Friedenshafen aufnahm, als ihnen entgegenklang: „Dies iſt die Nacht, da mir erſchienen des großen Gottes Freundlichkeit; das Kind, dem alle Engel dienen, bringt Licht in meine Dunkelheit, und dieſes Welt- und Himmelslicht weicht hunderttauſend Sonnen nicht"; — da verſtärkte der Gegenſatz von drinnen und draußen das ſelige Gefühl, beim Chriſtkind geborgen zu ſein vor allem Weh und allem Leid des Lebens. Auch in Marthas empfängliches Herz drang der Strahl der Weihnachtsſonne, auch ſie empfand tief das: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude!" und erhoben und erquickt trat ſie den Rückweg an. Er war weit leichter als der Hinweg; denn, als hätte auch der Sturm die Nähe deſſen gefühlt, dem Wind und Meer gehorſam ſind: es war ganz ſtille geworden

draußen. Der Mond war durch die Schneewolken hindurchgebrochen; in ſeinem milden Lichte glänzten feſtlich die weißen Straßen und Dächer; hin und wieder ward jetzt ein Fenſter hell und die Lichter des Chriſtbaumes warfen ihren Schein hinaus auf die Straße. „Es iſt doch ſchade, daß ich mir kein Weihnachtsbäumchen geſchmückt habe", dachte Martha als ſie die enge, wohlbekannte Treppe hinaufſtieg. Sie zündete ihre Lampe an und wollte eben das vollendete Tuch für die alte Nachbarin aus der Kommode nehmen, da hörte ſie Flüſtern und Schritte auf der Treppe; ſie öffnete die Thüre, um zu leuchten, aber der Schein einer Laterne glänzte ihr entgegen, eine kleine weiße Hand ſchloß energiſch die Thüre und eine liebliche junge Stimme ſprach: „Ruhig drin geblieben, ſonſt bläſt Ihnen das Chriſtkind die Augen aus!" Dann erklang, von wohlbekannten Stimmen geſungen, ihr Lieblingsvers:

„Fröhlich ſoll mein Herze ſpringen
Dieſer Zeit, da vor Freud'
Alle Engel ſingen;
Hört, hört wie in vollen Choren
Alle Luft laute ruft:
Chriſtus iſt geboren!"

Dann öffnete ſich die Thüre, und welcher Anblick war ſchöner? Der grüne zierliche Baum mit brennenden Lichtern,

goldenen Sternen und lieblichen Rosen, oder die hellen Augen, die von der Kälte gerötеten Wangen und strahlenden Gesichter ihrer heißgeliebten Kinder? Die Thränen stiegen der Überraschten in die Augen; sie wußte selbst nicht, was ihr Herz jetzt am meisten bewegte; die himmlische oder die irdische Weihnachtsfreude, und sie konnte anfangs gar nichts weiter sagen, als: „Meine Kinder! meine lieben Kinder!“ und eine der zarten Mädchengestalten nach der andern in ihre Arme und an ihr Herz ziehen. Aber diese wünschten jetzt noch etwas anderes. Martha sollte auch die Arbeiten ihrer fleißigen Hände bewundern und sich über jedes der kleinen Geschenke einzeln freuen. Sie that es so gerne, aber mitten in dem fröhlichen Betrachten durchzuckte sie der Gedanke: „Ach, meine Klug! meine arme Klug!“ und die Kinder wußten nicht, warum sie auf einmal so still und nachdenklich zwischen ihnen stand und ein so wehmütiger Schatten über das Angesicht flog, dessen wechselnden Ausdruck ihre kindliche Liebe sonst so wohl verstand.

„Lieben Kinder“, sagte Martha endlich: „Wollt ihr mich nun ganz, ganz glücklich machen?“ Aller Augen hingen voll Spannung an ihren Lippen. „Seht, neben mir wohnt Fräulein Klug. Die hat nicht nur euch, sondern schon vor euch, euere Mütter unterrichtet und hat viel, viel mehr Anspruch auf euere Dankbarkeit als ich.

Nichtwahr, wir tragen ihr das Weihnachtsbäumchen hinüber? Was gar nicht für sie paßt, das nehme ich mir herunter; aber die warmen Müffchen und den Ohrenwärmer und einiges andere, das laſſen wir hängen; iſt's euch ſo recht?" Ach nein! es war ihnen gar nicht recht; ſie ſahen recht niedergeſchlagen und traurig aus. „Sie ſorgt für mich, wie eine Mutter, und (hier wurde Marthas Stimme unſicher) ich werde auch 'mal alt und kränklich ſein."

Da wurde es unruhig in den jungen Herzen und Gewiſſen, und als die blonde Eva ſchüchtern ſagte: „Ja, wenn es Ihnen ſo die meiſte Freude macht, Fräulein Feldwart", da ſtimmten die andern getröſtet ein.

Die Jugend iſt elaſtiſch; die Kinder halfen nun ſelbſt auswählen, was hier bleiben und was hinüber gebracht werden ſollte, und gingen gern auf Marthas Wunſch ein, daß vor Fräulein Klugs Thüre nicht nur der erſte Vers des ſchönen Weihnachtsliedes, ſondern auch der ſiebente und der neunte geſungen werden ſollte. Das wurde denn auch ſehr ſchön ausgeführt; denn Marthas klare, ſichere Stimme leitete den Geſang. „Faßt ihn wohl, er wird euch führen an den Ort, da hinfort euch kein Kreuz wird rühren." Das war der Schluß. Drinnen war es ganz ſtill geblieben. Leiſe klopfte Martha und öffnete vorſichtig; da ſtand Fräulein Klug mitten im Zimmer, hielt ſich an die Lehne ihres

Stuhles; gewaltiger Kampf war in ihren Zügen, aber mit finſter abweiſendem Blicke ſah ſie auf die Kinder und den geſchmückten Baum. Es fühlten in dieſem Augenblick alle, Martha am tiefſten, daß ſie der Einſamen ein zweifelhaftes Glück bereiteten, und keines konnte ſogleich eine paſſende Anrede finden.

Fräulein Klug zeigte mit ihren dünnen Fingern auf Martha: „Sie hat es euch geſagt, und der Baum iſt für ſie, und in euere Gedanken iſt das nicht gekommen!“

Die arme Martha wurde blaß und rot und kämpfte mit den Thränen; konnte denn, was der heiße Wunſch ihres Herzens ihr ſchneller eingegeben hatte, als ſie ſonſt Entſchlüſſe zu faſſen pflegte, wirklich ſo ſchlimm ſein in ſeiner Wirkung? Wie ſchwer iſt es, in ſolchen Lagen das befreiende Wort zu finden! Mitunter lehrt es die Liebe.

Evas Auge hatte feſt an dem Geſicht der geliebten Lehrerin gehangen; jetzt zog tiefes Rot über ihre Wangen, ſie trat zu Fräulein Klug, und ſagte mit inniger Stimme: „Es war freilich ſehr ſchlimm, liebes Fräulein, daß es uns erſt geſagt werden mußte, wir wiſſen aber jetzt, daß wir ſehr undankbar geweſen ſind! Bitte, vergeben Sie es uns am heiligen Weihnachtsabend und nehmen Sie unſer Bäumchen freundlich an, von uns oder von Fräulein Feldwart, von wem Sie es lieber wollen.“

Da ging eine große Bewegung über das alte Gesicht: „Nein, Kinder! das Bäumchen, das habt ihr für Martha geputzt; das soll ihr Stübchen schmücken in den Feiertagen; ich komme schon hinüber und sehe es mir an; aber singt mir dann das schöne Lied noch einmal; das wird mir wohlthun.“

Der milde Ton ermutigte die Kinder, sie wurden jetzt ganz eifrig im Zureden: „Aber die Honigkuchen müssen Sie nehmen; meine Mutter hat sie selbst gebacken, und Fräulein Feldwart hat die andere Hälfte!“

„Und die Müffchen!“

„Und die warmen Handschuhe!“

Das alte Herz war erweicht; dies und jenes nützliche Stück blieb in ihren Händen; teils konnte sie den bittenden Kinderaugen nicht widerstehen, teils nahm sie es ihrer jungen Gefährtin zuliebe. Nun ward das schöne Lied noch einmal gesungen, das alte Fräulein gab ernst aber freundlich jedem Kinde die Hand; der Tannenbaum wurde wieder in Marthas Zimmer getragen; dann eilte das junge Volk nachhause, dem eigenen Weihnachtsbaum und der Bescherung der Eltern entgegen.

Martha aber ging mit ihrem Tuche noch einmal zu ihrer alten Freundin hinein. Als sie es ihr um die Schultern legte, fiel aus dem jungen Auge eine Thräne

auf die alte runzelige Hand. Sie sprachen beide nicht; Martha setzte sich auf einen Schemel der Alten zu Füßen; diese legte ihre Hand auf den reichen braunen Scheitel und erst nach einer Weile sagte sie: „Ich war recht schlecht; es war ja so natürlich, und Sie meinten es so gut, Marthchen! Aber es ist auch schwer, wenn man einmal jung war und tüchtig und geliebt, und nach und nach fühlt man, daß die Kräfte schwinden, und daß man seinen Platz nicht mehr ausfüllen kann! Wenn man dann beiseite geschoben wird und vergessen, da giebt es einen harten Kampf um Demut und Geduld und um Liebe! Gott schenke Ihnen ein leichteres Los, mein liebes Kind!“

Marthas Herz war zu voll zum reden; der Mond schien ins Zimmer; sie saßen beide eine Viertelstunde still in seinem milden Lichte; da hörte Martha die alte Freundin leise sagen: „Faßt ihn wohl, er wird euch führen an den Ort, da hinfort euch kein Kreuz wird rühren.“ Sie merkte, daß ihre Seele dahingegangen war, wo man des Menschentrostes gern entbehrt und am liebsten allein ist; so ging sie hinüber in ihr Stübchen.

Die Lichter am Tannenbaum brannten noch; sie waren aber sehr kurz geworden; mitunter entzündeten sich einzelne Tannennadeln und sandten ihren einzigen, lieben Weihnachtsduft durch das Zimmer. Wem bringt dieser Duft nicht

die ſüßeſten Bilder aus ſeiner Jugendzeit mit? Martha ſaß mit gefalteten Händen, ihr Herz war bewegt. Süße und ſchmerzliche Gedanken zogen durch ihre Seele; die Erinnerungen ihres ganzen Lebens gingen an ihrem inneren Auge vorüber. Die Gedanken haben ſchnellere Flügel als Wolken und Winde; eine kurze halbe Stunde genügte für die Reiſe durch ihr Leben. Wir, meine liebe junge Leſerin, gebrauchen längere Zeit, wenn wir ſie auf derſelben begleiten wollen, und ich bitte dich dazu um deine freundliche Aufmerkſamkeit und um ein wenig Geduld.

2.

Jugendsonnenschein.

Im Herzen einer deutschen Residenzstadt lag das stattliche Haus des Kommerzienrat Feldwart. Es erschien nicht als Palast, sondern als geräumiges Wohnhaus; es war von außen nicht überladen mit Schmuck, aber geschmackvoll und harmonisch in seinen Formen. Hinter den hohen hellen Spiegelscheiben fielen reiche Gardinen herab, dazwischen erblickte man prächtige, ausländische Gewächse mit ihrem mannigfachen Grün, und wer den Hausflur betrat, dem sagte die feine Mosaikarbeit des Fußbodens, die köstlichen bronzenen Flurlampen, von Statuetten gehalten, der weiche Teppich, der die Stufen der Treppe bedeckte, das stilvolle Geländer aus Schmiedeeisen und die schweren, eichenen, polierten Thüren an beiden Seiten, daß er sich im Hause des Reichtums befand. Dies schöne Haus ward bewohnt von dem wohlwollend aber ernst aussehenden Hausherrn,

ſeiner etwas ſtarken aber elegant und vornehm erſcheinenden Frau, und Martha, der einzigen Tochter beider, dem ſchönen, fröhlichen und klugen Mädchen, das noch nicht lange aus den Kinderſchuhen herausgetreten war, und, wie man es zu nennen pflegt, dieſen Winter in die Welt eingeführt werden ſollte. Ja, wollte denn Martha wirklich in die Welt? War ſie ein Weltkind, das nur am Irdiſchen Freude fand? O nein! Marthas Seele war jedem höheren geiſtigen Intereſſe offen; die Eltern hatten ſich bemüht, ihr die beſten Lehrer zu geben, die wertvollſten Bücher in ihre Hände zu legen; wo es etwas Nützliches und Gutes zu hören gab, da mußte Martha dabei ſein, und als die Zeit ihrer Einſegnung gekommen war, war ſie einem treuen Seelſorger anvertraut worden; dem war es, da ſein eigenes Herz in aufrichtiger Liebe zu Gott und dem Heilande brannte, leicht geworden, in dem empfänglichen Kinderherzen die gleiche Flamme anzufachen. Martha ging, auch nachdem ſie den Unterricht verlaſſen hatte, gern und freudig zur Kirche; ſie las andächtig in Gottes Wort und ihren ſchönen Erbauungsbüchern, ſie ſang mit Begeiſterung fromme, geiſtliche Lieder und hob mit kindlichem Sinne morgens und abends ihre Hände betend auf. Aber Martha ging auch eben ſo gern ins Konzert und Theater, Martha zog ſich auch gern hübſch an und hatte Geſchmack darin, ſchnell

auszuwählen, was für sie paßte; denn stundenlanges Beschäftigen mit Toilettengegenständen war ihre Sache eben nicht; Martha tanzte auch gerne. Es war so sehr der natürliche Ausdruck der Jugendkraft und Jugendluft, wenn sie nach dem Rhytmus der Musik durch den glattgebohnten Saal flog, und es brauchte zu ihrem Vergnügen gar kein Ball zu sein; wenn die Mutter einen Walzer spielte, nahm sie ihr kleines, weißes Seidenhündchen auf den Arm und tanzte fast mit noch größerer Luft durch das Zimmer, wie in der größten Gesellschaft.

Sie mußte auch in ihrer Art fleißig sein, denn ihre Zeit war sehr besetzt; es gab noch französische und englische Stunde, einen italienischen Abend, Klavier- und Singunterricht, Gesangverein, Vorlesungen, Lesekränzchen, Proben und Konzerte — jeden Tag etwas anderes. Dazu kam eine angenehme Geselligkeit. Langeweile kannte sie nicht; es war ihr nur zuweilen, als ob dies vielerlei sie abhielte, das einzelne so gründlich zu treiben, wie sie es gerne gethan hätte; aber Gott hatte ihr einen klaren Kopf, gute Anlagen und frische Kräfte gegeben, und so schwamm sie doch eigentlich in den Wellen dieser verschiedenen Eindrücke wie ein Fischlein im Wasser oder ein Vogel in der Luft, mit glücklichen Herzen und fröhlichem Angesichte; brauchten ihr doch all die Arbeiten und Mühen des alltäglichen

Lebens, die man zuſammen Wirtſchaft nennt, keine Sorge zu machen; die ruhten ſicher in den Händen einer wohlgeſchulten Dienerſchaft und waren in den behaglichen Wohnzimmern, in denen ſich Martha bewegte, nur wenig zu merken. Der einzige Wunſch, der ihrem jungen Herzen unerfüllt geblieben, war der: o, hätte ich doch Geſchwiſter! Sie hatte Bekannte, viele Bekannte; ſie nannte ſie Freundinnen; aber ſie hatte ein Gefühl davon, die wahre Freundſchaft müßte noch anders, noch tiefer und reicher ſein. O, dachte ſie oft: eine Schweſter, ein Bruder wäre mehr als ſie alle!

Der Vater Feldwart war oft ſehr verſunken in ſeine Geſchäfte, die Mutter eine ſtille, bequeme Dame; da war ihr der Wunſch nach jugendlicher Geſellſchaft nicht zu verdenken und ſiehe, ſeit einigen Jahren war auch dieſe ins Haus gekommen und hatte ihr einen großen Zuwachs an Lebensfreude mitgebracht. Der Vater hatte einen einzigen Jugendfreund gehabt, einen Doktor Kraus; der war Arzt in einem Provinzialſtädtchen und lebte dort, ſeit Gott ihm ſeine Frau genommen, ganz der Erziehung ſeines einzigen Sohnes Siegfried. So lange er rüſtig war, hatte er ſich jedes Jahr einige Wochen frei gemacht und ſich an irgendeinem ſchönen Ort im Gebirge, bald im Harz, bald im Thüringer Wald, bald im Schwarzwald, mit der Feldwart-

ſchen Familie zur Sommerfriſche vereinigt, und dies war für beide Freunde, ſowie für ihre wilden fröhlichen Kinder ſtets eine erſehnte und genußreiche Zeit; der ſchlank aufgeſchoſſene Siegfried war dann der Ritter der kleinen Martha, und da er um 6 Jahre älter war als ſie, galt er als ihr Beſchützer auf allen Wegen. Aber ſchon ſeit Jahren hatte Herr Kraus nicht mehr reiſen können; ein ſchweres inneres Leiden feſſelte ihn zuerſt ans Haus, dann an ſein Lager, und niemand wußte beſſer als er, daß es ihn ſeinem Ende entgegen führte. Sein Freund Feldwart hatte ihn auf ſeinem Schmerzenslager noch einmal beſucht und ihm das Verſprechen gegeben, ſich nach ſeinem Tode des verwaiſten Sohnes anzunehmen. Als nun das erwartete Ende eintrat, erhielt Herr Feldwart mit der Todesnachricht zugleich ein Schreiben des Entſchlafenen, welches die Pläne und Wünſche desſelben für die fernere Laufbahn ſeines Siegfried enthielt. Ein Bruder des Doktor war als junger Mann nach Amerika gegangen und hatte dort in Miſſouri verſchiedene landwirtſchaftliche Etabliſſements und Fabriken angelegt. Er war ein ſehr begüterter Mann, und da er unverheiratet geblieben war, wünſchte er dringend, daß Siegfried zu ihm kommen, ihm in ſeiner Thätigkeit beiſtehen und ſchließlich ſein Erbe werden möge. Für den jugendlichen Siegfried, ſo ungern er ſich von ſeinem Vater trennte, hatte die Aus-

ſicht auf dies fremde Land und die unbekannten Verhältniſſe etwas Verlockendes; Herr Kraus fühlte, daß ſeine Lebenszeit bald verfloſſen ſein würde, er konnte Siegfried nur ein kleines Erbe hinterlaſſen; ſo machte er nur die Bedingung, daß dieſer erſt ſeine Ausbildung in Deutſchland vollenden, einen praktiſchen Kurſus in der Landwirtſchaft durchmachen, ſeiner Militärpflicht genügen und einige Jahre in der Hauptſtadt Kollegien über Phyſik, Chemie und andere dahin einſchlagende Wiſſenſchaften hören ſollte. Die praktiſche Landwirtſchaft hatte er noch beim Leben ſeines Vaters erlernt; ſeit dem Tode desſelben war er in B., und wenn er auch nicht bei Feldwarts wohnte, brachte er doch faſt alle ſeine freie Zeit daſelbſt zu; und wie er ſich mit Martha als Kind gejagt hatte und mit ihr über den Graben geſprungen war, ſo teilte er nun gern ihre ernſteren Beſchäftigungen, las mit ihr gute engliſche und deutſche Bücher, begleitete ihre liebliche Singſtimme auf dem Klavier, oder mit ſeinem kräftigen, gut geſchulten Baß. Die Eltern wurden es kaum gewahr, daß aus den Kindern Leute geworden waren, und ſie ſelbſt hatten bis dahin einen ſo geſchwiſterlichen Ton, wenn ſie zu einander ſprachen, daß ſowohl die Dienerſchaft des Hauſes, als auch die Freunde desſelben den unbefangenen Verkehr durchaus natürlich fanden.

Seit dem Frühjahr hatte Siegfried seine Studien vollendet, machte sein Militärjahr durch und kam nach dem Manöver als braungebrannter, wohlbestallter Unteroffizier bei Feldwarts an. Martha empfing ihn höchst fröhlich. Wenn ihm auch das Dienstjahr weniger freie Zeit ließ, — einige Mußestunden gab es immer, und sie hatte ihm soviel mitzuteilen — soviel neue Bücher, soviel schöne Lieder, die sie nun mit ihm zusammen einstudieren wollte. Auch Frau Feldwart war ganz die Alte; aber nicht ohne Grund hingen ihre Augen zuweilen mit Besorgnis an den welken, eingefallenen Zügen und matten Augen ihres Mannes. Er klagte nicht viel; er mochte nicht einmal leiden, daß man über seinen Zustand sprach. Der Arzt sagte: „Er hat angegriffene Nerven, er muß ins Seebad!“

Der Kranke lächelte grämlich: „Ich werde alt, das ist alles!“

Martha hatte noch nichts Schweres erlebt; sie tröstete sich: Es wird schon wieder anders werden! Für jetzt kam die schöne Adventszeit, brachte Arbeit für ihre Hände und freundliche Beschäftigung für ihre Gedanken; wenn Siegfried Kraus kam, hatte sie ihm immer allerlei neue Pläne mitzuteilen oder kleine Aufträge zu geben.

„Sehen Sie nur, Siegfried!“ sagte sie eines Abends, „Mama hat mir nun wirklich die schöne Rokoko Kommode

von der Urgroßmutter geſchenkt, die ich ſo lange ſchon gern haben wollte; ich habe all meine kleinen Überraſchungen eingeräumt. Dabei habe ich noch eine Menge Briefe, Papiere und Stammbuchblätter gefunden; auch auf ganz gelbem Papier ein Weihnachtslied; das können wir gleich zuſammen einüben!"

Wann hätte jemals Siegfried „Nein!" geſagt, wenn ſie um etwas bat? Das Lied wurde zweiſtimmig geſungen und klang gar rein, friſch und andächtig von den jungen Stimmen. Am heiligen Abend kam Siegfried zeitig; Frau Feldwart hatte noch in der Beſcherſtube zu thun, der Kommerzienrat im Geſchäft.

„Wie werde ich übers Jahr Weihnachten feiern", fragte Siegfried ernſt.

Marthas Herz wurde ganz ſchwer, und in ihren Augen ſtanden Thränen. Sie hatte die Trennung nur immer in weiter Ferne geſehn, hatte vielleicht auch heimlich gehofft, es ſollte noch etwas dazwiſchen kommen; nun war ſie ſo nah! Es kam ihr vor, als wären auf einmal alle Blumen in ihrem Garten verhagelt; ſie konnte ſich gar kein Leben mehr denken ohne Siegfried. Aber am heiligen Weihnachtsabend durfte man doch nicht weinen. „Kommen Sie, Siegfried!" ſagte ſie, „ehe die Eltern fertig ſind zur Chriſtveſper, können wir noch einmal Urgroßmutterchens Lied ſingen!"

Sie ſangen:

„Sei mir gegrüßt, geweihte Nacht,
Die uns das höchſte Gut gebracht,
Dich Gottesſohn, dich Königskind,
Das man im Stall und Kripplein find't.

„Daß ich empfinge Kindesrecht,
Wohnſt du wie ein geringer Knecht,
D'rum will ich gern gering und klein,
Herr, dir zu Lieb' und Ehren ſein.

„Dein war des Himmels Herrlichkeit,
Aller Welt Schätze weit und breit,
Du wurdeſt arm, daß ich würd' reich,
Nun gilt mir arm und reich ſein gleich!

„Du kamſt aus lichtem Himmelsſaal
Und gingſt für mich durchs dunkle Thal;
Ich bin zum Leid nun auch bereit,
Da du es durch dein Leid geweiht.

„Für mich, mein Lebensfürſt und Gott,
Gabſt du dich hin in Todesnot,
Daß ich dem Tod verfall'nes Kind,
Durch dich das ew'ge Leben find't.

„Ich kniee an dein Kripplein hin
Und faſſe nicht das Wunder d'rin,
Und bitte dich, o Herr, verleih
Daß dies mein Bitten ernſtlich ſei.

„Du giebſt dich mir, Herr Chriſt! ich hab'
Nur mich als arme Gegengab',
So nimm mich hin, Rat, Kraft und Held,
Und mach aus mir, was dir gefällt."

Die Eltern ſtanden ſchon in der Thüre, als der letzte Ton verklang; die Mutter war zum Ausgehen angekleidet, Herr Feldwart hatte Thränen in den Augen: „Ich will lieber hier bleiben", ſagte er, „ich habe etwas Kopfweh!"

Martha war ſchnell in ihren hübſchen Winteranzug gehüllt. Siegfried ging mit den Damen zur Kirche. Aus der nächſten Hausthüre trat Frau Geh.-Rat D., und ſchloß ſich ihnen an. Man hatte erſt eine Droſchke nehmen wollen, aber die Sterne glänzten ſo freundlich, die Winterluft wehte friſch, und es war noch zeitig; da ließen ſich die älteren Damen gern bereden, den Weg zu Fuße zurückzulegen. Sie gingen voraus, Siegfried und Martha hinter ihnen; der Weg führte eine ganze Strecke weit am Rande des Parkes hin; hier war es verhältnismäßig ſtill und einſam.

„Martha", ſagte Siegfried, „wir haben's nun ſo oft geſungen; ‚Nun will ich gern gering und klein, Herr, dir zu Lieb und Ehren ſein', und: ‚Nun gilt mir arm und reich ſein gleich'; ich möchte wiſſen, ob das ſo ganz und gar Ihr Ernſt iſt!"

„Natürlich“, ſagte ſie, und ſchlug die Augen zuverſichtlich zu ihm auf.

Das war ja gewiß; ſie hatte in ehrlicher Begeiſterung das Lied mit ihm geſungen, aber: was dachte ſie ſich wohl unter: arm ſein? Was man gar nicht kennt, das fürchtet man nicht. Statt Sammet und Seide Wolle tragen, ſtatt Kaviarſemmeln nur Butterbrot eſſen; in einer recht reizenden roſenumrankten Hütte wohnen — warum denn nicht? Es fragte ſich nur, mit wem?

„Sehen Sie, Martha“, fuhr er fort (ſie begegneten jetzt einer Schar lärmender junger Leute, und er legte ihren Arm in den ſeinigen): „Sehen Sie, den ganzen Tag iſt mir ſo weh geweſen bei dem Gedanken, daß ich ſo weit von Ihnen fort ſoll, als könnte ich das gar nicht ertragen. Wenn Sie wirklich möchten klein und arm ſein, vielleicht brauchten wir uns nicht zu trennen; vielleicht könnte ich die liebe kleine Hand in meiner behalten ein ganzes Leben lang.“

Wie glückſelig blitzten Marthas Augen auf; aber es war nur ein raſcher Blitz, ein tiefer Schreck verſcheuchte den leuchtenden Ausdruck: „Aber Siegfried! meine Eltern, und Amerika!“

„Darüber ſein Sie ruhig, Martha, ich denke, es ſoll gehen ohne den Oheim in Miſſouri.“

Martha dachte nach: „Sie meinen, der Vater könnte uns hier ein Gut kaufen?“

„Nein, Martha, das nicht! Das wäre sehr unbescheiden gedacht und ganz gegen meine Ehre. Wissen Sie, ich denke es mir so: Ein kleines Vermögen besitze ich selbst; jetzt ist die Pacht vom Rosenhof frei; ich besah das Gut neulich, als unser Regiment in der Nähe rastete; die Verhältnisse sind sehr günstig; wenn mir Ihr Vater mit einem mäßigen Vorschuß und seinem Kredit helfen wollte, daß ich es übernehmen könnte, und wir fingen dann recht klein und fleißig an, und wenn wir leidlich gute Jahre hätten, zahlten wir es nach und nach ab; das sollte doch wohl gehen!“

„Rosenhof!“ herrlicher Name! „Gutsfrau sein, und *seine* Gutsfrau!“ entzückender Gedanke! Sie sah sich schon im rosa Satinmorgenrock mit frisurenbesetzter Schleppe, feinem Morgenhäubchen, weißer gestickter Batistschürze, den blanken Füllöffel in der Hand zwischen lauter weißen, rahmbedeckten Milchsatten stehen, und als er fragte: „Nun Marthchen, wie ist es, willst du es mit mir wagen?“ da sah sie ihn glückselig an und drückte leise seine Hand; sie konnte auch weiter nichts sagen, denn die Kirche war erreicht, und der volle Orgelton klang ihnen entgegen.

Ob die beiden heute Abend sehr, sehr andächtig waren?

Glücklich und hoffnungsvoll waren sie und trugen auch dem lieben Gott immer wieder ihren Herzensdank und ihre stillen Wünsche vor; aber die echte rechte Weihnachtsfreude war heute nicht in ihren Herzen. Auf dem Heimwege gesellten sich Bekannte zu ihnen, da konnten sie wenig reden. Nur bat Martha: „Sage heute Abend dem Vater noch nichts; er kann niemals schlafen, wenn er sich abends aufregt; komme lieber morgen nach der Kirche".

Sie kamen nachhause; der Weihnachtsbaum beleuchtete reiche, köstliche Gaben, vier strahlende Augen und zwei glückselige Herzen. Morgen, morgen sollte es offenbar werden, was heute geknüpft war! Kein Zweifel trübte ihre Freude; wußten sie sich doch beide gleich geliebt von dem Elternpaar. So schön, so schön war es bisher gewesen, nun sollte es noch viel, viel schöner sein. Kam denn in dieser Nacht kein dunkler Traum, um die beiden, die bisher im Maiensonnenschein gewandelt waren, vorzubereiten auf das erste schwere Gewitter?

3.

Sturm.

Der Kommerzienrat Feldwart ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, als Siegfried gegen Mittag bei ihm eintrat; zum erſtenmal fiel dieſem die bleiche, tonloſe Farbe und die Schlaffheit der Züge ſeines väterlichen Freundes auf. Müde öffnete derſelbe die halb geſchloſſenen Augen, aber als er Siegfried erkannte, flog ein freundliches Lächeln über das welke Geſicht: „Tritt näher, lieber Siegfried, du ſtörſt mich nicht!“

Siegfried trat näher, er nahm auch auf einen Augenblick den ihm gebotenen Stuhl; aber als er von ſeiner Liebe zu Martha anfing zu ſprechen, da ſtand er vor dem Vater, eine ſchöne, kräftige jugendliche Geſtalt, die wohl geeignet ſchien, ein zartes Mädchen zu ſtützen.

Herr Feldwart mochte Ähnliches denken; er ſah ihn mit wehmütigem Wohlgefallen an, als ſein warmes Herz die Worte raſch und fließend über die Lippen trieb, aber er

unterbrach ihn bald mit demſelben Schreckensruf, wie geſtern die Tochter: „Aber Siegfried: Amerika!“

„Herr Feldwart“, ſagte dieſer, „ich denke, wenn Sie mir nur ein wenig mit Rat und That beiſtehen wollen, ſo wird es ohne den Oheim in Miſſouri gehen!“

„Kindskopf!“ rief der alte Herr ungeduldig, ſchob ſeinen Stuhl zurück, ging einigemal mit großen Schritten heftig durchs Zimmer und blieb dann vor Siegfried ſtehen, „Kindskopf! willſt du deine ganze Zukunft einem Mädchen opfern, das noch ein Kind iſt und noch gar nicht weiß, was es thun oder laſſen ſoll? Da wird nichts daraus, mein Lieber!“

„Ich denke, Martha weiß, daß ſie mich lieb hat, das iſt mir genug. O bitte, hören Sie mich an, Herr Feldwart; der Oheim in Miſſouri ſchrieb ſeit meines Vaters Tode nicht wieder; er wollte mich damals beſtimmen, ſogleich zu ihm zu kommen; ich ſchlug ihm das ab, vielleicht mit etwas kurzen Worten. Er wird ſich indeſſen andere Hilfe geſucht haben, und es widerſteht mir, hinüber zu gehen und mich ihm anzubieten, gewiſſermaßen in der Abſicht, ihn zu beerben; ich kann dies erwarten und möchte mir weit lieber hier durch meine eigene Thätigkeit eine Exiſtenz gründen.“

„Sehr großartig“, ſagte der Kommerzienrat ein wenig ironiſch, „und wie, wenn ich fragen darf?“

Da kam denn wieder Roſenhof zutage.

„Verſtehen Sie mich nicht falſch; ich möchte keinerlei Anſprüche an Ihre Hilfe machen; aber Martha und ich lieben uns ſehr. Wenn Sie mir mit einem kleinen Vorſchuß und Ihrem Kredit helfen wollten, könnte ich das Gut übernehmen. Martha und ich würden ſehr fleißig und ſparſam ſein und es nach und nach abtragen; Sie wiſſen, ich bin kein ſchlechter, leichtſinniger Wirt, und ich habe das Meinige gelernt, und Martha will mir gerne dabei helfen.“

„Iſt auch ganz dafür erzogen, verſteht recht viel von der Wirtſchaft“, fuhr der Vater auf.

Er hatte während Siegfrieds Worten das Zimmer ruhelos durchmeſſen; dennoch war dem Jüngling der Wechſel der Farbe auf ſeinem Geſichte, der Ausdruck von Kampf und Qual in ſeinen Zügen nicht entgangen. Jetzt ſtanden ſie ſich gegenüber.

Herr Feldwart war totenbleich aber ernſt und gefaßt: „Ich kann Ihnen nicht helfen, Siegfried! und ich werde es nicht thun, auch nicht mit einem einzigen Pfennig; das Beſte iſt, ihr ſeht euch gar nicht wieder!“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt, das können Sie nicht wollen?“

„Siegfried, du weißt, was ich deinem Vater verſprochen habe; du weißt, wie ich dich lieb gehabt habe dieſe ganze

Zeit; Gott weiß, daß es mir ſchwer wird! ich kann es dir auch nicht erklären, ſpäter wirſt du es einmal verſtehen: Siegfried, dies iſt mein letztes Wort! Ich werde niemals, niemals meine Erlaubnis zu deiner Verheiratung mit Martha geben; ich werde dir keinen Heller vorſtrecken zur Übernahme von Roſenhof; wenn du mich nicht töten oder um meinen Verſtand bringen willſt (der Arme ſah aus, als ſei dies ſehr leicht möglich), ſo verlaſſe jetzt das Haus, ſieh Martha nicht wieder, lege das Weltmeer zwiſchen dich und ſie, da wirſt du ruhiger werden."

„Und Martha?" fragte Siegfried tonlos.

„Martha", ſprach der Kommerzienrat, und es klang wie Schluchzen in ſeiner Stimme, „Martha iſt jung, es geht nicht anders, Siegfried!"

Siegfried liebte, aber Siegfried war auch ſtolz; er wandte ſich und ging zur Thüre, und der Vater, hingeſunken in den Lehnſtuhl, bleich und zitternd, hörte ihn die Treppe hinunterſtürmen und das Haus verlaſſen.

Martha ſaß indeſſen mit heißen Wangen neben der Mutter, der ſie ihr ſüßes Geheimnis anvertraut hatte; ſie lauſchten beide auf des Vaters Ruf; auch die Mutter zweifelte nicht an der glücklichſten Löſung; jetzt kamen eilige Schritte über den Korridor; Martha flog auf, wie ſie glaubte dem Geliebten entgegen. Er ſtürmte vorüber. Sie

hörten die Hausthüre ſich öffnen und ſchließen, ſie ſahen ihn fortſtürmen, ohne ſich umzuſehn: „Ach Mutter, liebe Mutter, was iſt das?“

Frau Feldwart war eben ſo beſtürzt als Martha. Als eine halbe Stunde lang in des Vaters Zimmer kein Ton zu hören war, ging ſie leiſe zu ihm hinein. Martha ſaß mit angehaltenem Atem; es ſchien ihr eine Ewigkeit vergangen zu ſein, bevor die Mutter zurückkam. Sie ſah blaß und verweint aus, ſetzte ſich neben Martha, nahm ihre Hände und ſagte: „Mein gutes, armes Kind, du mußt dich darein finden; dein Vater hat dem Siegfried nein geſagt. Ich verſtehe es nicht, ich verſtehe es gar nicht; aber er muß ſehr ernſthafte Gründe haben; er iſt ſelbſt ſo erſchüttert, ich fürchte, es wird ihm ſchaden.“

Martha ſtarrte die Mutter an und ſchüttelte ganz langſam den Kopf: „Es kann ja nicht ſein, es kann ja gar nicht ſein!“

Sie ſaßen eine Weile ſtarr und ſtumm.

„Martha“, ſagte die Mutter nach einiger Zeit, „verſprich mir eins: ſei jetzt ruhig und quäle den Vater nicht; ich fürchte, es ſteht nicht zum beſten um ſeine Geſundheit; ihr ſeid beide noch jung, Siegfried hat dich ſehr lieb. Wenn die Hinderniſſe, welche zwiſchen euch liegen, überwunden werden können, ſo überwindet er ſie mit der Zeit; es iſt

irgendetwas dabei, was ich nicht begreife. — Hörst du, Martha? füge dich und quäle den armen Vater in diesen Tagen nicht!“

Martha versprach es unter heißen Thränen. Der Gedanke, Siegfried werde alles versuchen, ihre Hand zu erlangen, war ihr tröstlich. Das Wiedersehn mit dem Vater erschütterte beide sehr; er drückte sie immer wieder ans Herz: „Mein armes Kind, es geht ja nicht anders! Martha, sei ruhig! mach mir das Herz nicht noch schwerer!“ Er sah so unsäglich elend aus, daß Martha wirklich den Versuch machte, sich äußerlich zu bezwingen. Langsam und trübe schlich die Festwoche dahin; die geplanten Vergnügungen wurden abgesagt mit dem Bemerken, daß Herr Feldwart unwohl sei. Die Freunde, welche ins Haus kamen, fanden Frau Feldwart nur etwas ernster als sonst, und Martha ließ sich nicht sehen.

Mit den Neujahrskarten kam ein Brief von Siegfried:

„Meine liebe Martha!

„Da mich Dein Vater abgewiesen hat, ohne mir auch nur die geringste Hoffnung zu lassen, so eile ich nun dahin, wo ich sicher glaube, mir so viel zu erwerben, daß ich, so Gott will, später mit größerem Rechte vor ihn hintreten und meinen Wünschen Geltung verschaffen kann. Bis dahin behüte Dich Gott: ich will kein Versprechen und gebe Dir

keins, aber, daß ich Dich fort und fort lieben werde wie heute — das weiß ich! Der Vater meines Freundes und Kameraden, General W., war mir behilflich, meine hiesigen Verpflichtungen schnell zu lösen, und wenn Du diese Zeilen lieseſt, bin ich bereits auf dem Wege nach Bremen, wo ich mich einschiffen will nach meiner neuen Heimat. Sei tapfer und hoffe, meine liebe Martha, wie Dein betrübter, treuer Siegfried Kraus."

Einen Augenblick war sie glücklich; es war ja ein Lebenszeichen von ihm; im andern wurde es ihr klar: er war ja fort, weit fort! Wie lange würde sie ihn nun nicht sehen, vielleicht nicht einmal von ihm hören; es war ihr, als wäre ihr ganzes Jugendglück, aller Sonnenschein und jede Hoffnung ihres Lebens mit ihm eingeschifft und zöge von ihr fort in unabsehbare Ferne. Sie weinte — weinte, als sollte ihr das Herz brechen. Dann bezwang sie sich, so lange sie bei den Eltern war; aber abends in ihrem sonst so trauten Stübchen, da brach der Schmerz aufs neue aus. Sie wollte sich Trost suchen, sie holte ihre Bibel, aber die Worte verschwammen vor ihren umflorten Augen; sie dachte des Weihnachtsliedes: „Ich bin zum Leid nun auch bereit, da du es durch dein Leid geweiht!" Aber dies Leid war ja zu schwer, an solche Trübsal hatte sie dabei nicht gedacht. Sie suchte ihr Lager; vor acht Tagen war sie so glückselig

eingeſchlafen; konnte man denn in einer Woche ſo unglücklich werden? Das Kopfkiſſen war naß von ihren Thränen, und Mitternacht war lange, lange vorüber, da erſt trat mit leichtem, leiſen Schritte der Schlummerengel ins Zimmer und deckte ſie und ihren heißen Schmerz mit ſeinem kühlen, weichen Flügel zu.

Als Martha am andern Morgen erwachte, drang ſchon das Morgenlicht durch die halbgeöffneten Jalouſieen. Wie ſchwer iſt das Erwachen, wenn über Nacht das ganze Leben eine andere Geſtalt angenommen hat. Langſam und mechaniſch kleidete ſie ſich an zu einem Leben ohne ihn und ohne Freude. Daß es unten im Hofe unruhiger war als ſonſt, hörte ſie anfangs nicht, und als ſie es wahrnahm, ſchob ſie es auf die vorgerückte Tageszeit. Ihr Zimmerchen lag nach dem Hofe heraus; an der gegenüber liegenden Seite desſelben zogen ſich die Comptoirräume hin. Als ſie die Fenſter öffnete, fiel ihr eine hohe, kräftige Männergeſtalt in die Augen, welche mit eiligem Schritt ins Geſchäftslokal trat: „Onkel Konſul, ſo früh am Morgen?“ Der erſte Buchhalter lief mit Briefen hin und her; einige der jungen Kaufleute, die ſonſt um dieſe Zeit feſt im Comptoir ſaßen, ſtanden im eifrigſten Geſpräche mitten im Hof; das Bild war ganz anders, als ſie es ſonſt zu ſehen gewohnt war, eine unbeſtimmte Sorge ſtieg in ihrem Herzen auf, und ſie

eilte ins Frühſtückszimmer. Hier war keine Veränderung zu bemerken, als daß die Mutter ſie mißmutiger als gewöhnlich begrüßte.

„Es iſt heute ein ungemütliches Frühſtücken“, ſagte ſie. „Der Vater iſt ſchon ſeit einer Stunde fort; er hat nicht einmal ſeine Taſſe Kaffee ausgetrunken, und nun kommſt du ſo ſpät! Ich dachte ſchon, du kämeſt gar nicht mehr.“

„Ich ſchlief ſo ſpät ein“, ſagte Martha betrübt, „und beim Papa iſt ſchon Onkel Konſul zum Beſuch.“

„Onkel Konſul? Was muß der wollen? Der kommt ja ſonſt doch nicht ſo früh!“

Konſul M. war ein Vetter der Frau Feldwart und der nächſte Freund ihres Mannes. Sie ſollten nicht lange auf die Erklärung warten, ſchon nach einer halben Stunde erſchien der Erwähnte mit ganz ungewöhnlich ernſtem, feierlichem Geſichte, ſchnitt die Begrüßung ſeiner Couſine kurz ab, ſetzte ſich zu den Damen und ſagte: „Ich habe euch leider eine ſehr ernſte Mitteilung zu machen, ihr Lieben.“

„Iſt Papa krank?“ rief Martha und eilte zur Thür.

„Nein, Martha, bleib! Er iſt ſehr angegriffen, aber krank iſt er bis jetzt nicht. Ihr verſteht nichts von Geſchäften, aber das wißt ihr, daß in London zwei große Handelshäuſer gefallen ſind. Es waren Häuſer, mit denen Feldwart in fortwährender Verbindung ſtand, und es trafen

ihn infolge davon Verluste auf Verluste. Doch hatte er bis gestern immer noch einige Hoffnung, daß er sie ausgleichen und seine Handlung retten könne. Ein Brief am heutigen Morgen zeigt ihm den Fall einer Firma in Hamburg an, mit welcher er noch viel enger verbunden war. Es ist nun keine Hoffnung mehr, daß er sich halten kann, und er schickte zu mir, daß ich ihm helfen soll, alle die schlimmen Schritte zu thun, welche nötig sind bei der Erklärung der Zahlungsunfähigkeit."

Frau Feldwart saß auf ihrem Stuhle und starrte den Sprecher an, als könnte sie nicht fassen, was er sagte.

Martha sprang auf: „Mein Vater! mein lieber Vater! ich muß zu ihm!"

In diesem Augenblick trat er herein, von seinem alten Kutscher geführt — ein Bild des Jammers! Der alte Johann setzte ihn in seinen Lehnstuhl und einen Augenblick verließ ihn das Bewußtsein; eine tiefe Ohnmacht umschleierte seine Sinne; unter Marthas Bemühungen kam er wieder zu sich. Sie kniete neben ihm und stützte seinen Kopf, als er allmählich sich seiner Umgebung bewußt wurde. Er sah sie schmerzlich an: „Mein Kind, mein armes Kind! verstehst du es nun? ich durfte ihn ja nicht mit hineinziehen; ich versprach seinem Vater, für ihn zu sorgen."

Ja, sie verstand alles; aber ihr ganzes Herz bebte jetzt

nur im Mitgefühl mit dem Vater, der in wenigen Stunden ein Greis geworden war. Er fing jetzt an zu weinen, zu weinen wie ein Kind. Martha hatte ihn noch nie weinen sehen. Sie netzte seine Schläfen mit wohlriechendem Wasser, sie holte Wein vom Frühstückstische und nötigte ihn zu trinken. Arme Martha! Ein wenig Beruhigung für sein Herz wäre die beste Medizin gewesen. Die Mutter konnte ihm diese nicht geben, sie saß noch immer stumm und rang die Hände; aber sein Freund trat zu ihm und sagte: „Feldwart, willst du die ganze Sache in meine Hände legen? Willst du mir Vollmacht geben, mit deinen Gläubigern zu unterhandeln und Verträge abzuschließen?“

„Ja, M., ich danke dir tausendmal!“

„Die gerichtliche Vollmacht wurde noch an demselben Morgen ausgestellt, und es zeigte sich bald, daß dies gut war, denn es stellte sich beim Kommerzienrat ein schlummerartiger, fieberhafter Zustand ein; er mußte zu Bett gebracht werden und fing an zu phantasieren. Martha verlebte acht schwere und sorgenvolle Tage und Nächte an seinem Lager, nur unterstützt von dem treuen, alten Johann. Frau Feldwart ging ab und zu, ordnete auch wohl dieses und jenes an; aber es schien, als sei in dem furchtbaren Augenblicke, da die Stütze des Reichtums in ihrer Hand zerbrach, alle Ruhe und Haltung von ihr gewichen. Sie

ging von Zimmer zu Zimmer, ſtand hier einmal am Fenſter und dort einmal und ſtarrte ins Leere; ſie ſah keinen Zielpunkt für ihre Augen, keinen Stab, an dem ſie ſich halten und aufrichten konnte. „Arm, arm, ganz arm!“ hörte man ſie immer wieder ſagen.

Es war der Vermittelung und Fürſorge des Konſuls zu danken, daß für jetzt noch die Wirtſchaft im alten Gange blieb.

Am neunten Tage ſaß Martha des Morgens an ihres Vaters Bett, als er die Augen matt aufſchlug: „Wo iſt die Mutter?“

Sie trat im ſelben Augenblick herein.

Einen Augenblick ſah der Kranke beide freundlich an, dann ging eine Erſchütterung über ſein Geſicht: noch ein leiſer Seufzer, ein Zittern, und er war aller Angſt und Not entrückt. Aber für die Seinen begann ſie in doppelter Weiſe. Bis zum Begräbnis gelang es dem Konſul, die Ruhe um die beiden Trauernden zu erhalten; ſie waren ſehr verſchieden, dieſe beiden! Bei der Mutter miſchte ſich die Angſt vor der drückenden Lage, welcher ſie entgegenging, ſo ſehr mit der Trauer über den Verluſt ihres Gatten, daß all' ihre Klagen mit Bitterkeit gemiſcht waren und ſie zn einer reinen, wohlthuenden Empfindung ihres Schmerzes gar nicht kommen konnte, noch viel weniger zu dem Entſchluß,

irgendeinen Plan für ihre Zukunft zu entwerfen. Martha fühlte, wenn ſie an ihren zärtlich geliebten Vater dachte, eine ſolche Beruhigung, ihn aller Not entrückt zu wiſſen, daß ihre Thränen oft recht ſanft und lind floſſen; ſie fühlte auch Mut für die Zukunft, ſie hatte den ernſtlichen Willen, ihrer verzagten Mutter das Leben nicht ſchwer, ſondern leicht zu machen, zu tragen, zu arbeiten, ſo viel ſie konnte, aber freilich: über das Wie? war ſie ganz im unklaren; hier hoffte ſie ganz auf den Beiſtand des Onkel Konſul, und dieſer wurde ihnen ja auch nach Möglichkeit zuteil. Kaum war das Begräbnis ſeines Freundes vorüber, als er bei den betrübten Frauen eintrat, um ihnen ihre Verhältniſſe klar darzulegen und über ihre nächſte Zukunft zu beraten. Das Vermögen der Frau Feldwart war ganz mit im Geſchäft geweſen und nicht zu retten. Aber der Verſtorbene hatte in ſehr hoher Achtung bei ſeinen Berufsgenoſſen geſtanden; ſo kam den Bemühungen ſeines Freundes von allen Seiten viel guter Wille entgegen, und es wurde dadurch möglich, nach dem Vergleich mit den Gläubigern eine kleine Summe zu erübrigen, von welcher die Witwe, mit einer Leibrente, welche ſie beſaß, notdürftig leben konnte; auch wurde ihr auf demſelben Wege ſo viel an Hausrat und Wäſche zugeſtanden, als ſie zur erſten Einrichtung notwendig brauchte.

Das war ja klar, daß die Verwaiſten ſich einen kleineren

und billigeren Wohnort ſuchen mußten. Frau Feldwart war auf einem großen Gute erzogen in der Nähe der nicht ganz unbedeutenden Kreisſtadt H., die freundlich zwiſchen Feldern, Wieſen und baumreichen Gärten lag. Konſul M. kannte dort einen älteren Beamten, dem er den Auftrag gab, eine beſcheidene Wohnung zu mieten, auch dort am Orte ein Mädchen zu beſorgen, da bei der ganzen bisherigen Lebensweiſe der Frauen nicht zu hoffen war, daß ſie ſich ohne ein ſolches behelfen könnten. Es kam denn auch bald die Nachricht, daß beides geſchehen ſei. So wurde mit des alten, betrübten Johanns Hilfe und unter Leitung des Onkels Konſul der Möbelwagen gepackt, und die Frauen durften abreiſen, bevor das ſchöne Haus mit ſeiner trauten, prächtigen Einrichtung unter den Hammer kam.

Konſul M. brachte ſeine Verwandten zur Bahn; Frau Feldwart ſah ſtarr, bleich und unglücklich aus, ſie hatte in den letzten Tagen kaum ein Wort geſprochen; Martha hing weinend an des Vetters Halſe. Nun ſaßen ſie im Coupé, langſam ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Die Mutter ſchloß die Augen, während Marthas umflorte Blicke jeden lieben, bekannten Gegenſtand gleichſam noch einmal mit Liebe umfaßten, bevor ſie ſich von ihm losriſſen. Dort entſchwanden die Straßen, in denen ſie ſo fröhlich gewandelt war; da in der Ferne die Linden, unter deren Schatten

der Vater ſchlummerte; hier die Bäume, unter denen Er, ach, vor ſo kurzen Wochen, ihr geſagt, daß er ſie liebe; er wußte nicht, daß ſie ins Elend zog; ihn trugen jetzt die Meereswellen hinaus, weit hinaus, einer glänzenden Zukunft entgegen! Wenn er es gewußt hätte, wie es um ihren Vater ſtand — er wäre nicht gegangen! Er durfte es niemals, niemals erfahren; er mußte dort im fernen Weſten glücklich werden. Und ſie? ach, ſie kam ſich vor wie ein losgeriſſenes Blatt, ratlos, kraftlos, willenlos vom Sturm der Zukunft entgegengetrieben. Hilfeſuchend falteten ſich ihre Hände und unwillkürlich kamen ihr die Worte auf die Lippen, die ſie zuletzt mit ihm geſungen:

„So nimm mich hin, Rat, Kraft und Held,
Und mach' aus mir, was dir gefällt."

4.

Not und Sorgen.

Johann war abgereiſt, nachdem unter Marthas Leitung und mit ſeiner treuen Hilfe die kleine Wohnung in möglichſt behaglichen Stand gebracht war. Er hatte noch Holz und Kohlen herbeigeſchafft, hatte dem Mädchen ſämtliche Wirtſchaftsgeräte, Eimer, Beſen und Bürſten mit den eindringlichſten Ermahnungen übergeben, und dann mit tauſend Segenswünſchen und heißen Thränen von ſeiner Herrſchaft Abſchied genommen. Mutter und Tochter ſaßen in der freundlichen, behaglich durchwärmten Wohnſtube und überblickten ihr neues Reich; Martha nicht ohne das befriedigende Gefühl, durch ihren Geſchmack ein ſo nettes Ganze geſchaffen zu haben; die Mutter immer noch traurig und ſtill. Die Wohnung lag in einem Hinterhauſe; aber nur die Fenſter von Küche und Speiſekammer öffneten ſich nach dem nicht ganz kleinen und völlig ſauberen Hof; die beiden Wohn-

ſtuben boten die freundlichſte Ausſicht auf einen reich mit Bäumen bepflanzten, jetzt freilich unter weißer Schneedecke ruhenden Grasgarten, und dicht hinter demſelben floß ein klarer Bach durch Ellerngebüſch, welches das dahinter liegende Feld zum Teil verdeckte.

„Iſt es nicht ganz nett, liebe Mama?“ fragte Martha ſanft.

„Es iſt ja gut ſo“, ſagte dieſe in einem ſo gleichgültigen, traurigen Tone, daß es Martha ſchwer wurde, die Thränen niederzukämpfen.

Freilich: Vergleiche durfte man ja nicht anſtellen mit den Räumen, die noch vor ſo kurzer Zeit ſie umfangen hatten. Die Zimmer waren niedrig, die Fenſterſcheiben klein; es fehlte die Fülle herrlicher Blumen und Blattpflanzen, es fehlten die weichen, dicken Teppiche am Fußboden, die ſchweren, ſammetnen Übergardinen, die reichen Tiſchdecken, reizenden Statuetten und Kronleuchter; außer einigen Familienphotographieen war die Wand nur von einem einzigen Bilde geſchmückt, einem guten Kupferſtich der Sixtiniſchen Madonna, welchen Herr Feldwart ſeiner Frau zu ihrem letzten Geburtstage geſchenkt und Onkel Konſul für ſie aus dem Zuſammenſturz gerettet hatte; aber es war durch Johanns Aufmerkſamkeit doch auch noch einiges Freundliche mit hergekommen, das wohl imſtande war, die Umgebung hei-

miſch zu machen. In ſeinem gewöhnlichen Meſſingbauer hing über Marthas Nähtiſch ihr kleiner, lieber Kanarienvogel; um die Bilder ihrer Eltern ſchlang ſich, neu aufgebunden, der ſelbſtgezogene Epheu, und unter dem Tiſche lag auf ſeinem alten Polſter Ajax, das weiße Seidenhündchen. Er ſchlug jetzt an, man hörte die Küchenthür gehen.

„Mama“, ſagte Martha, „Thekla wird jetzt hereinkommen; möchteſt du ihr nicht Beſcheid ſagen?“

„Ich kann nicht, thue du das, Martha!“

Thekla erſchien. Es war ein hübſches, gutgewachſenes Mädchen mit lebhaften Augen und gewandten Bewegungen, und jedenfalls älter als Martha. Dieſe ſtand ihr ſchüchtern gegenüber. Ach, ſie war ſich ihrer eigenen Unzulänglichkeit nur zu ſehr bewußt; ihre Fragen nach den Leiſtungen der Gemieteten kamen nur zögernd über ihre Lippen; die Antwort deſto friſcher uud dreiſter aus Theklas Munde: „Ja, ich kann alles, reinmachen, kochen und waſchen.“

Dies klang tröſtlich; zuerſt ſollte ſie einholen, was nötig war.

„Bringen Sie Brot, Butter, Suppenfleiſch und irgendeinen hübſchen Braten; bekommen Sie kein Geflügel, ſo nehmen Sie Filet!“

„Wie viel denn, Fräulein?“

„Ach, Sie werden ja ſehen, ein Stück, das für uns paßt.“

Thekla erinnerte noch an einige dringende Bedürfnisse; es wurde eine lange, lange Liste, und als das Mädchen fort war, fühlte Martha erschrocken, wie leer ihr Beutelchen geworden war.

„Mama", begann sie nach einer Weile schüchtern, „müßten wir nicht doch einmal berechnen, wie viel wir eigentlich jede Woche ausgeben dürfen?"

Frau Feldwart hielt sich den Kopf: „Ich kann gar nichts; rechne du!"

Sie hatte ihrem großen Haushalte in ihrer Weise pünktlich und ordentlich vorgestanden, aber sie hatte stets über sehr große Summen zu verfügen gehabt; sie konnte es sich gar nicht denken, wie es möglich zu machen sei, mit so wenigem auszukommen; dazu war das Unglück so unerwartet über sie hereingebrochen; ihre Leibes- und Seelenkräfte waren wie gelähmt.

„Hier im Buche steht alles", sagte sie.

Martha nahm das Buch und rechnete, rechnete, bis ihr der Kopf heiß war, aber ach, sie kam zu keinem Resultat. Wenn sie nur hätte teilen dürfen in 12 Monate oder 52 Wochen; aber da war so vieles, das kam nur einmal im Jahre.

Die Miete, ja, das stand hier: 300 Mark; Kohlen hatte Johann gekauft: 20 Ctr. Kohlen 17 Mark, 1 Meter

Holz 7 Mk. 50 Pf.; aber was konnte ihr das helfen? Hatte sie denn eine Ahnung, wie lange diese Portion reichen würde? Dies arme Kind fühlte tief ihre Unzulänglichkeit. Ach, es war gewiß noch vieles auszugeben, an das sie jetzt gar nicht dachte; also mit dem Einteilen ging es heute noch nicht! Sie versuchte es auf eine andere Weise; sie überlegte: Wie kann ich sparen? Natürlich, Gesellschaften geben wir jetzt nicht; Schmuck, Bilder, Noten, Bücher dürfen wir nicht anschaffen; aber sonst haben wir zuhause doch einfach gelebt: es gab nach der Suppe nur zwei Gerichte und ein Dessert. Ein Gericht werden wir wohl streichen müssen, vielleicht auch das Dessert; aber ihren Tischwein muß Mama natürlich behalten; wenn ich nur eine Ahnung hätte, was die einzelnen Sachen kosten! Wenn mir doch nur Mama etwas helfen wollte; ach, es ist so schwer, so schwer! Mein Siegfried, mein armer, lieber Papa, ich habe nicht einmal so viel Ruhe, an euch zu denken!"

Sie hatte ja den besten und treuesten Willen, ihre Schuldigkeit zu thun und trotz ihrer doppelten Trauer einen reichen Springquell jugendlicher Frische und Thatkraft in ihrem Herzen. Aber wie sehr wurde derselbe auch in Anspruch genommen! Thekla zeigte wohl am ersten Morgen, daß ihr die Hausarbeit nicht völlig fremd war, auch brannte nach langen, vergeblichen Bemühungen endlich das

Feuer in Stube und Küche. Aber nun ſollte gekocht werden! Ach, da wurde es klar, daß weder Fräulein noch Mädchen auch nur den entfernteſten Begriff von dieſer Kunſt hatten.

„Aber Thekla, Sie ſagten doch, Sie könnten kochen, ſieden und braten!“

„Nun ja, Fräulein, für uns zuhauſe; da kommt alles zuſammen in einen Topf, der wird morgens in die heiße Aſche geſetzt, da kocht ſich's ganz alleine. Aber hier, da iſt noch nicht einmal ein Aſchenloch, nur ein Ofen, da verſtehe ich nichts von!“

Da war guter Rat teuer. Wenn nur Martha irgendjemanden hätte fragen können! Halt! eine Freundin ihrer Mutter hatte ihr einmal das Kochbuch von Henriette Davidis geſchenkt; das fand ſie endlich nach langem Suchen und ſtudierte darin Bouillonſuppe und Lendenbraten. Aber es iſt mit der Kochkunſt eine eigene Sache; wo alle Erfahrung und Anſchauung fehlt, gerät es auch nach dem beſten Buche nur mangelhaft, und wer all' die kleinen, nötigen Handgriffe nicht übte, dem geht die Arbeit ſehr langſam von ſtatten. Das Feuer meldete ſich verdrießlich, weil eine Hand darüber kam, die es noch niemals geſchürt hatte; der Ofen rauchte, weil eine Klappe geſchloſſen war, die geöffnet ſein wollte; und als nach langen, ſchweren Mühen nichts weniger

als pünktlich das Mittagsbrot auf den Tisch kam, schmeckte es jedenfalls ganz anders als in B., und Frau Feldwart, die ohnehin wenig Appetit hatte, legte verdrießlich ihren Löffel hin und schaute mit entsetzten Blicken auf die große Menge Suppe und den noch größeren Braten, welche eine sehr unliebsame Wiederholung auf morgen versprachen.

„Wir haben heute wirklich zu viel gekocht", dachte Martha. Sie wollte ja gern den Kopf oben behalten und sah es als ihre Aufgabe an, der Mutter eine Stütze zu sein; hätte ihr ein erfahrenes und treues Mädchen zur Seite gestanden, so würde sie vielleicht die Schwierigkeiten überwunden haben. Aber ach! von ihrer Hauswirtin aufmerksam gemacht, mußte sie bald entdecken, daß Thekla kein redliches Mädchen war, und als einmal in der Nacht Frau Feldwart nach Kaffee verlangte und Thekla geweckt werden sollte, um Feuer zu machen, zeigte es sich, daß sie zum Tanze gegangen war und das Haus offen gelassen hatte. Hiervon mußte Frau Feldwart erfahren.

„Sie darf nicht bei uns bleiben", sagte sie, „schon um des Hauswirts willen dürfen wir sie nicht behalten"

Martha sah dies ein; sie fühlte, daß sie nicht die Erfahrung besaß, welche dazu gehört hätte, das Mädchen auf besseren Weg zu bringen, und so ging am anderen Morgen Thekla, und Martha sah ihr halb mitleidig, halb schmerzlich

bewegt nach mit dem demütigenden Gedanken: „Ich konnte ihr gar nichts sein; ach, ich taste ja auch noch im Dunkeln umher, und Gott mag geben, daß ich meinen Weg finde. Es ist eigentlich gut, wir können ohne sie sparsamer sein!“

Es zeigte sich bald, wie nötig das war; Martha hatte gar nicht gedacht, daß zum Leben so viel Bedürfnisse gehörten; das Geld verschwand unter ihren Händen. Sie wollte sich bei der Mutter Rat und Anweisung holen, aber die war innerlich wie gebrochen und schüttelte nur den Kopf: „Thu, was du willst!“ Ach, da kamen für die Tochter auch recht mutlose, dunkle Stunden. Nein, arm und reich sein galt ihr gar nicht gleich! In der Phantasie war das recht schön, in der Wirklichkeit um so bitterer.

5.

Huschen von drüben.

Sie mußte ſich nun ermannen und die Arbeit allein angreifen. Herr Reinhold, ihr Wirt, hatte ihr verſprochen, Erkundigungen nach einem Mädchen oder einer Aufwärterin einzuziehen, aber ſie auch darauf vorbereitet, daß es einige Tage dauern könne, bevor ſich Hilfe fände.

„Es ſchadet auch nichts, Fräulein! Der Laufburſche holt Ihnen Kohlen und Waſſer und kann auch in der Stadt was mit beſorgen.“

Das war nun recht dankenswert, aber dennoch blieb eine große Sorgenlaſt auf Marthas Herzen, und ſie ſtand recht traurig in der Küche und muſterte die Reſte vom vergangenen Tage, ob ſich vielleicht ein Mittagsbrot daraus zuſammenſetzen ließe; da klopfte es an die Küchenthür, und als Martha dieſelbe öffnete, erſchien in ihrem Rahmen ein Frauenkopf, braun gebrannt von der Sonne, mit hundert

kleinen Fältchen gezeichnet; das weiße Haar ſchimmerte nur wenig hervor unter einem neuen, karrierten Kopftuche, das, am Hinterkopfe regelrecht gebunden, in zwei gleichen, glatten Zipfeln nach beiden Seiten abſtand, und mitten aus den freundlichen Zügen leuchtete ein ungemein helles, ſtrahlendes Augenpaar die verwunderte Martha an: „Ach, iſt's denn möglich? nein, gar nicht verändert, noch ganz und gar wie ſonſt, mein liebes, liebes Fräulein!"

Marthas Verwunderung ſtieg: „Wen ſuchen Sie denn eigentlich, liebe Frau?"

„Aber, mein Fräulein Rielchen, oder meine liebe Frau Feldwart, kennen Sie mich denn nicht? Es ſind ja nun wohl ſchon ein- oder zweiundzwanzig Jahre, daß wir nicht zuſammengekommen ſind; aber Ihre alte Trude, die ſollten Sie denn doch wohl nicht vergeſſen haben." Martha fing an zu begreifen. Trude! den Namen hatte ſie von ihrer Mutter oft nennen hören; ſie lächelte: „Ja, was vor zweiund-zwanzig Jahren war, kann ich freilich nicht wiſſen; ich werde im Sommer erſt achtzehn. Sehe ich vielleicht aus wie meine Mutter damals ausſah?"

Nun war das Lachen an der Alten.

„Ach freilich, freilich, Kind, accurat ſo! Wo dachte ich auch hin? Und die Sprache, wie Sie ſich 'rumdrehen und alles! Sehen Sie, gleich wie ich aus der Schule kam,

wurde ich bei ihr Kindermädchen; ich habe ſie auf meinen Armen groß getragen, dann nachher war ich Zimmermädchen auf dem Gute. Als ſie zum erſtenmal zu Gottes Tiſche ging, da habe ich ihr das ſchwarze Kleid angezogen und an ihrem Hochzeitstage Kranz und Schleier geſteckt; ach, was war ſie eine ſchöne Braut! All' die Jahre daher habe ich mich geſehnt, ſie einmal wiederzuſehen. Nun ſagte mir neulich der alte Herr, der die Wohnung hier gemietet hat, daß der Herr Vater tot iſt und daß ſie hierhergezogen iſt, weil es ihr ſchlecht geht. Na, dachte ich, da mußt du hin, Trude, da mußt du hin! Ach, nicht wahr, Fräulein, ich darf mit meiner alten Herrſchaft ſprechen?"

Es wurde der Martha feucht in den Augen und weich um das Herz; ſie war ſich eben noch ſo grenzenlos verlaſſen vorgekommen, jetzt ſah ſie wieder ein wenig Licht und Hilfe. Sie ging hinein zur Mutter: „Mama, deine alte Trude iſt da; nicht wahr, du läßt ſie hereinkommen? ſie würde ſonſt zu traurig ſein."

Frau Feldwart ſah erſt ſehr erſchrocken aus; aber all' ihre Jugenderinnerungen wurden lebendig; Trudens Güte und Treue ſpielte darin eine große Rolle. Nein, die konnte ſie nicht abweiſen — ſie nickte ſtill und traurig mit dem Kopfe.

Trude ſetzte ihre Kiepe in der Küche nieder, breitete

ſorgſam ihren dunkelblauen Mantel darüber und trat ins Zimmer. Frau Feldwart wollte ihr entgegengehen.

„Ne, bleiben Se ſitzen, bleiben Se ruhig ſitzen, mein liebes Fräulein Rielchen, und nehmen Sie es nicht für ungut, daß ich komme. Ich hörte, daß der liebe Gott Sie ſo geprüft hat, und da mußte ich doch 'mal nach Ihnen ſehen. Wenn Sie als kleine Krabbe zu mir geweint kamen, da konnte ich Sie wohl leichte tröſten, und jetzt mag das ja ſchwer ſein; aber unſereiner kann doch ſagen, daß man Anteil nimmt, und ſolche alte Bekannte, wie wir ſind, die ſprechen ſich doch gern 'mal aus."

Frau Feldwart reichte der Alten die Hand und winkte ihr, ſich zu ſetzen: „Ja, Trude, wir ſind ſehr unglücklich geworden."

„Nu, meine liebe Frau Feldwarten: welche der Herr lieb hat, die züchtiget er; ich habe es auch erfahren. Ich habe einen Mann und zwei Söhne begraben, und habe mich durchſchlagen müſſen mit drei ſchwachen, kleinen Mädchen; da weiß ich wohl, wie Ihnen das zu Sinne iſt."

„Ach, Trude, es iſt zu ſchwer: mein Mann tot und alles mit ihm zuſammengebrochen; nun in Armut ſitzen und nicht wiſſen, wovon man am andern Tage leben ſoll, und das arme Kind, die Martha, ach Gott, ach Gott!"

Es waren die erſten Worte der Klage, die über Frau

Feldwarts Lippen kamen, ſo lange ſie hier war; es waren die erſten Thränen, die jetzt über ihre Wangen ſtürzten ſeit ihres Mannes Tode; ſie kamen nun wie ein unaufhaltſamer, nicht endenwollender Strom. Trude ſtand leiſe auf, nahm den Kopf ihrer ehemaligen Herrin in ihren Arm, wie ſie es gethan hatte, als dieſelbe noch ein Kind war, und ſtrich mit ihrer welken Hand ſanft über das ergrauende Haar.

„Ja, weinen Se nur, weinen Se nur, Frau Feldwarten — immer zu! Die Thränen hat uns der liebe Gott gegeben; die fließen ab aus dem Herzen, wenn es zu voll wird, daß es nicht bricht, und glauben Sie nur, der liebe Gott hilft ſchon durch. Der Reichtum hat ſeine Freuden und ſeine Laſten, und die Armut hat ihre Freuden und ihre Laſten; die Hauptſache iſt, daß der liebe Gott mit ſeiner barmherzigen Hand immer dazwiſchen iſt; hat doch der Heiland auch nicht im Schloſſe gewohnt, ſondern im Stalle; ich meine, da iſt's noch lange nicht ſo fein geweſen wie hier in der Stube."

Martha war hereingekommen, das Wort traf ſie tief! Die Alte ſah, daß die Thränen ihres Pflegekindes ſanfter floſſen — ſie ſtand auf.

„Darf ich denn 'mal wieder kommen, Frau Feldwart?"

„Ach, Trude, komme ja, ſo oft du kannſt; aber wo wohnſt du denn eigentlich und was treibſt du?"

„Ach, mir geht's jetzt ganz gut; zwei von meinen Töchtern ſind verheiratet, die älteſte iſt in recht guten Verhältniſſen, die jüngſte dient auf dem Amte, und mir hat der Herr Amtmann das Häuschen beim Thore gegeben, wo ſonſt der alte Boten-Ferdinand wohnte; ich thue die Botengänge nach L. und nach hier; ich bin glücklich auf meine alten Tage."

Frau Feldwart ſah hinaus; der Februarſturm peitſchte den Regen gegen die Scheiben.

„Aber bei ſolchem Wetter gehſt du auch? Wirſt du da nicht krank?"

Die Alte lachte: „Ach, das wird man alles gewohnt. Sehen Sie, beim Schmied wird die Hand hart, daß er keine Hitze mehr fühlt, und beim Tiſchler wird die Hand hart, daß ihm der Hobel nicht mehr weh thut, und bei mir da iſt nachgerade das ganze alte Fell hart geworden, daß mir Wind und Wetter nichts mehr anhaben kann; man glaubt nicht, was ſich alles lernt im Leben."

Sie ging; Martha begleitete ſie, um ihr den Korb mit aufheben zu helfen; ſie erzählte ihr das Unglück mit dem Mädchen, und die Alte verſprach ebenfalls, ihre Augen und Ohren danach aufzuthun.

„Jetzt aber, Fräulein, jetzt müſſen Sie mir noch die Liebe thun und die zwei Paar jungen Tauben annehmen;

bei meiner Kathrine ſitzen ſie über dem Kuhſtall, da brüten ſie bald.“

Martha dankte herzlich, aber ſie faßte die Thierchen mit einem ängſtlichen Blick auf Trude.

Dieſe lachte: „Ach ſo! das Fräulein hat gewiß noch keine geſchlachtet; da will ich die Köpfe nur gleich noch abreißen — ſo! Nun behüte Sie der liebe Gott, und halten Sie Ihren jungen, hübſchen Kopf oben, daß die Mutter keine betrübten Geſichter ſieht, es geht alles in der Welt mit der Golteshilfe.“

Martha war ganz mit ihr einverſtanden im tiefſten Innern, beſonders was die großen Sorgen des Lebens betraf; wie es jetzt aber weiter gehen ſollte mit ihrer Wirtſchaft und ſpeziell mit dieſen zwei Paar Tauben, das war ihr ſehr unklar. Für das Große, meinte ſie, da könnte man doch den lieben Gott recht anrufen, aber für ſolche Lapalien, die man noch dazu durch ſeine Dummheit verſchuldet hat, da erſchien es ihr faſt, als dürfte ſie es nicht. Zunächſt, das ſchien ihr gewiß zu ſein, mußten die Tauben gerupft werden; ſie ſetzte ſich auf den Rand des Küchentiſches dicht ans Fenſter und begann die ungewohnte Arbeit. Es ging ſehr langſam; ſowie ſie ſich bemühte, etwas ſchneller vorwärts zu kommen, riß die feine Haut ein; dazu war ihr das Herz ſo ſchwer. Was ſie ſchon längſt bedrückt hatte, das war

ihr heute vor dem leeren Kohlenſtalle zur Gewißheit geworden; ſie hatte ſchlecht gewirtſchaftet, und ihre Gelder mußten zu Ende ſein, bevor dieſer Monat zu Ende war; vor dem erſten April war nichts Neues zu erwarten, und ſie quälte ſich mit dem Gedanken, wie es bis dahin werden ſollte; ſie hatte ſich zuſammengenommen dieſe ganze Zeit; jetzt tropfte langſam eine Thräne nach der anderen herab aus ihren Augen, und ſie mußte immer wieder die Arbeit ſinken laſſen, um dieſe zu trocknen. Ohne es zu wiſſen, hatte ſie dabei zwei teilnehmende Zuſchauerinnen. Der Feldwartſchen Küche gegenüber lag die Küche der großen Wohnung im Vorderhauſe; dort hatte Martha bis geſtern neben dem Dienſtmädchen nur eine ſchlanke Dame wirtſchaften ſehen, und zuweilen bemerkt, daß die Blicke derſelben freundlich und teilnehmend auf ihr ruhten. Heute zeigte ſich neben der Dame ein junges, behendes Mädchen, ohngefähr in Marthas Alter. Als Martha von ihrer Arbeit aufblickte, ſah ſie die junge Geſtalt am Fenſter ſtehen, und als ſie nach einiger Zeit zum zweitenmale hinſah, grüßte dieſelbe freundlich, und Martha dankte ihr. Jetzt bemerkte ſie, wie Mutter und Tochter — das waren ſie ſicher — eifrig miteinander ſprachen: die Mutter lachte, die Tochter verſchwand, und einige Minuten ſpäter klingelte es an Feldwarts Korridorthür.

Als Martha öffnete, ſtand das junge Mädchen mit hoch-errötendem, verlegenen Geſichte ihr gegenüber: „Ach, verzeihen Sie, ich bin ja nur das Suschen von drüben.“

Martha wollte ihr die Zimmerthür öffnen.

„Ach bitte, nein! ich kann ja nicht ins Zimmer, ſo wie ich bin!“ ſagte Suschen und lachte, indem ſie auf ihren Morgenrock und ihre blaugedruckte Küchenſchürze zeigte. Martha dachte, daß die zierliche Geſtalt mit dem glatten, blonden Köpfchen, den klaren, blauen Augen und Grübchen in den Wangen an jedem Platze hübſch ausſehen müßte, aber Viſitenkoſtüm trug ſie freilich nicht.

„Ich wollte, ach, wenn es nicht unbeſcheiden iſt, ich wollte Ihnen Tauben rupfen helfen.“

Martha ſtreckte ihr beide Hände entgegen: „Wie freundlich, wie ſehr freundlich iſt das! Wenn Sie mir zeigen wollen, wie es am beſten anzufangen iſt, ſo werde ich Ihnen ſehr, ſehr dankbar ſein; ich bin noch ſo gar dumm in ſolchen Sachen.“

„Und ich“, lachte das Suschen, „bin vorigen Sommer ſchrecklich klug darin geworden, denn ich war bis vorgeſtern bei der Tante Paſtor in S., die hatte einen großen Taubenſchlag; da gab es zu manchen Zeiten mehr Tauben, als uns lieb war: einen Tag Frikaſſee und den andern Tag Suppe und den dritten Braten. Alt und jung und Kind und Kegel

mußte dann rupfen, und als ich vorhin sah, wie Sie sich damit quälten, da konnte ich's nicht aushalten und lief herüber."

Während dieser Erklärung waren sie in der Küche angelangt; Suschen sah sich einen Augenblick darin um: „Jetzt müssen wir uns auf zwei Stühle nebeneinander setzen, damit meine Küchenschürze für uns beide ausreicht; Ihr dünnes, weißes Schürzchen taugt dazu nichts, Fräulein Feldwart."

„Ich heiße Martha", sagte diese lächelnd.

„Nun also, Martha, kommen Sie und machen Sie mir alles nach."

Martha sah einige Zeit mit Verwunderung zu, wie die Federn unter Suschens runden Fingern verschwanden, dann ließ sie sich erklären, worauf es ankam, und da sie von Natur nicht ungeschickt war, eiferte sie bald der jungen Gefährtin nach. Als sie nun auch mit schnelleren Bewegungen an die gefährliche Stelle unter dem Flügel kam, gab es freilich noch einmal einen großen Riß, der wurde diesmal aber nicht beweint, sondern herzlich belacht.

„Ich bin so froh, daß ich endlich glücklich hier bin", sagte Suschen. „Sehen Sie, mein Vater ist Direktor an dem Gymnasium hier, seine Kollegen haben alle nur ganz kleine Kinder, da fürchtete ich mich ordentlich, nachhause zu

kommen, denn bei der Tante waren viel junge Mädchen. Mama ſchrieb mir vor vierzehn Tagen ſchon, daß Sie hier eingezogen wären, und ich habe die ganze Zeit Pläne geſchmiedet, wie ich zu Ihnen gelangen wollte; nun ſind die lieben Tauben ſo gefällig und vermitteln es,"

„Können Sie auch Tauben ausnehmen und zurecht machen?" fragte Martha zaghaft.

„Freilich", verſicherte Suschen, „ſoll gleich geſchehen: Wann ſollen ſie denn gegeſſen werden? Heute doch nicht mehr, ſie ſind ja noch warm!"

Martha wurde verlegen: „Ich war aber ſo froh, daß ich etwas zu Mittag hatte!"

„Na", tröſtete Suschen, „es geht am Ende auch. Wenn Sie nur ein wenig Spiritus im Hauſe haben, brennen wir ſie damit ab; die Tante ſagt, das thäten ſie immer in Karlsbad, wenn die Hähnchen eine Stunde vor dem Eſſen noch umherliefen. Dann nehmen Sie heute wenigſtens nur zwei und kochen ſie zur Suppe, und morgen braten Sie die anderen; für zwei Perſonen reicht das ganz gut."

Jetzt wollte Martha Feuer unter der großen Platte anbrennen.

„Haben Sie denn keinen Petroleumkocher?" fragte Suschen. „So ein großes Feuer für zwei Tauben iſt doch ſchade!"

Martha hatte keinen.

„Ich hole ſo lange unſeren herüber, damit Sie nur erſt 'mal ſehen, wie hübſch das iſt, und dann, wenn Sie es erlauben, werde ich die Mama fragen, ob ich nicht hier erſt einmal mit fertig kochen darf.“

Martha ſprach ihre Freude über dieſen Gedanken aus: „Ich will ja alles ſo gern lernen“, ſagte ſie, „aber ein wenig Anleitung muß man doch haben.“

Wie gemütlich war es ihr, dieſelbe von einer ſo lieblichen Altersgenoſſin zu empfangen! Als Suschen weggegangen war, erſchien Frau Feldwart in der Küche.

„Wer war bei dir?“

„Das Suschen von drüben.“

„Wer iſt das?“

„Ach Mama, hier unſer vis à vis; ſie hatte geſehen, daß ich nicht Tauben rupfen konnte, da kam ſie und zeigte es mir; ſie will mir auch kochen helfen.“

Frau Feldwart ſchüttelte den Kopf. Die ſchnelle Freundſchaft war ihr ſehr verwunderlich; aber ſie hatte Martha zum erſtenmale wieder lachen hören, und ihr Mutterherz lebte noch, wenn es auch jetzt im Banne der Traurigkeit lag.

„Woher haſt du die Tauben?“

„Trude hat ſie gebracht von ihrer Tochter, die hat einen Taubenſchlag.“

Suschen kam jetzt wieder und Frau Feldwart zog sich zurück.

„Ich habe mir etwas ganz Reizendes ausgedacht", sagte die kleine Nachbarin, „und meine Mama hat nichts dagegen: ich will Ihnen, wenn Sie es erlauben, früh jetzt immer ein wenig helfen; da kommen sie nach und nach in Übung und ich nicht heraus; darf ich das?"

Sie sah Martha so lieblich bittend an, daß diese sie gerührt umarmte.

„Ach, ich kann darüber ja nur ganz glücklich sein, und ich weiß ja ohnehin nicht, wann ich wieder ein Mädchen haben werde."

„Ach", sagte Suschen, „ich nähme mir gar keins wieder. Es ist doch zu erwarten, daß wir beide in der ersten Zeit noch allerlei Dummheiten machen; da ist es viel besser, wenn uns niemand dabei zusieht, und dann brauchen wir ja auch viel weniger zu kochen und können es feiner einrichten. Sie werden schon eine Frau finden, die morgens ein paar Stunden kommt und nach Tische noch 'mal; das ist viel billiger als ein Mädchen."

„Ja, das wäre sehr gut", sagte Martha, „ich muß mich so erst einwirtschaften. Meine Thränen heute Morgen galten viel weniger den Tauben, als der Angst und dem Kummer, daß ich viel mehr verbraucht habe, als ich eigentlich durfte."

„Ach, da kann Ihnen gewiß meine Mutter raten; wir sind acht Kinder, da muß sie auch recht sparen, wo sie immer kann.“

Es erhob sich nun noch eine kleine Schwierigkeit. Martha meinte: nur Tauben in der Suppe — das würde ihrer Mutter doch nicht recht sein.

„Gut“, sagte Suschen, „so schneiden wir die Tauben in Viertel, machen eine Frikasseesauce darüber, und braten die Kartoffeln, da haben wir gleich noch einen besonderen Gang für unser Diner.“

Martha staunte Suschens Erfahrungen an. Es war schließlich alles wohlgeraten, und als sich die beiden Köchinnen trennten, geschah es mit einer fröhlichen Umarmung, und beide brachen zugleich in die Worte aus: „Wollen wir uns nicht lieber ‚du‘ nennen?“ Dies wurde mit einem herzlichen Kusse besiegelt, und die Freundschaft war geschlossen. Frau Feldwart war zum erstenmale befriedigt von ihrem Mittagsbrot, von dem sie heute nach des Mädchens Abgang nur wenig erwartet hatte.

Als sie ihre Mittagsruhe hielt, saß Martha still an ihrem Fenster und staunte darüber, daß sie jetzt so fröhlich und getrost war. Sie hatte den lieben Gott heute nicht um seine Hilfe gebeten, weil ihre Anliegen ihr zu klein dazu erschienen; waren ihre unausgesprochenen Seufzer doch vor

ſeinen Thron gekommen? Ach ja! was unſere Herzen unruhig macht, das iſt ihm nie zu groß oder zu klein, und wenn er ſeine Kinder auf ſehr rauhe Pfade und durch ſehr dunkle Stunden führt, thut er wie eine gute Mutter, die dem Kleinſten Süßigkeiten oder Spielwerk vorhält zu dem erſten ſchweren Schritte; er läßt mitten durch die dunklen Wolken einen Sonnenſtrahl fallen, eine Gebetserhörung, ein freundliches Erlebnis, um der Seele zu ſagen: „Ich verlaſſe dich nicht; ich bin dennoch bei dir und halte dich an meiner Hand, wenn du mich auch nicht immer gleich finden kannſt.“ An ſolchen Erfahrungen ſtärkt ſich dann der Mut und das Gottvertrauen, und der Fuß lernt wieder getroſte und gewiſſe Schritte thun. Martha hatte ſich von jeher eine echte, rechte Freundin gewünſcht; Suschen ſah ſo ſehr lieb und treu aus: vielleicht hatte ſie in ihr gefunden, was ſie ſuchte.

Es ſchien heute der Tag aller Beſuche zu ſein. Gegen Abend kam die Frau Direktorin ſelbſt und bat Martha, ſie bei ihrer Mutter zu melden. Frau Feldwart hatte außer Trude noch niemanden empfangen; aber ſie fühlte wohl, daß ſie ſich nicht ablehnend oder unfreundlich gegen die Mutter verhalten durfte, nachdem die freundliche Hilfe der Tochter dankend angenommen war. Die geſelligen Gewohnheiten ihres Lebens machten ihr die Sache leichter, und ſie kam der

Frau Werner, deren ernſtes, teilnehmendes Geſicht ſehr vertrauenerweckend ausſah, rückſichtsvoll und artig entgegen.

„Verzeihen Sie“, ſagte dieſe mit ſanfter Stimme, „daß ich zu Ihnen komme, ohne zu wiſſen, ob es Ihnen jetzt ſchon angenehm iſt, Beſuche zu empfangen; ich wollte nur das Eindringen meines ungeduldigen Kindes entſchuldigen und mich überzeugen, ob Ihnen die Pläne der beiden jungen Mädchen nicht läſtig oder ſtörend ſind. Ich kann mir ſo ſehr denken, wie Ruhe und Stille Ihnen jetzt vor allem wohlthun.“

„O ja“, ſagte Frau Feldwart, „für mich haben Sie ja wohl recht, aber für Martha ſehe ich es doch ſehr gern, wenn ſie junge Geſellſchaft und etwas Erheiterung hat, und Ihr liebes Töchterchen kam heute in Marthas Ratloſigkeit hinein wie eine gute Fee. Ich kann Ihnen nur von Herzen dankbar ſein, wenn Sie erlauben wollen, daß ſie meinem armen Kinde ferner mit Rat und That beiſteht; Martha iſt noch ſo ganz unbewandert im Häuslichen, und ich“ — Frau Feldwarts Thränen waren heute einmal in Bewegung gebracht, ſie floſſen jetzt aufs neue — „und ich bin ja ebenſo unwiſſend als ſie.“

„Ich glaube es“, ſagte Frau Werner ſanft, „es iſt jetzt ein ſehr ſchwerer Übergang mit all' dem Kummer im

Herzen. Aber dieſe Dinge ſind wirklich nicht ſo ſchwierig zu erlernen, als es ſcheint. Sie ſollen ſehen: wenn unſere beiden Kinder die Sache zuſammen angreifen, haben ſie ſchließlich noch die größte Freude davon. Würden Sie denn Ihrer Martha erlauben, manchmal ein Stündchen zu uns zu kommen? Es iſt viel Leben bei uns: acht Kinder, von denen Suschen das älteſte iſt.“

Frau Feldwart ſah etwas bedenklich aus; ihr freundlicher Beſuch fuhr fort: „Ich hatte nicht daran gedacht, Ihnen die Geſellſchaft Ihres Töchterchens zu entziehen; ich denke mir aber, Sie bedürfen ſo gut als mein Mann und ich der Mittagsruhe. Während dieſer Zeit iſt meine unruhige Schar im Sommer auf dem Hof oder im Grasgarten, im Winter in dem großen Hinterzimmer; ſie verſichern, es ſei dies die fröhlichſte Stunde des Tages. Da könnte Martha mit vergnügt ſein.“

Die Einladung ward angenommen; Frau Werner erbot ſich zu allem guten Beiſtande, falls derſelbe gewünſcht werde, und Frau Feldwart dankte ihr herzlich, bat aber, ihr noch einige Zeit den Gegenbeſuch zu erlaſſen.

Kaum hatte Martha die gütige Nachbarin hinausbegleitet, als es abermals klingelte. Es war jetzt ſchon dämmerig, und Martha erſchrak faſt vor der großen, kraftvollen Frauengeſtalt, welche den Rahmen der Flurthür faſt ausfüllte. Sie

zündete ſchnell die Lampe an, und als ihr Licht das breite, von Güte und Freundlichkeit ſtrahlende Geſicht der Eingetretenen beleuchtete, da konnte von Furcht oder Beklemmung keine Rede mehr ſein.

„Ich bin die Warburgerin", ſagte die Rieſin. „Die Trude ſchickt mich, und ich möchte hier Aufwartefrau werden. Sehen Sie, ich habe fünfe; mein Mann geht auf Arbeit in die Fabrik, und ich kann nicht mitgehen, ſonſt verlottert die Wirtſchaft und die armen Würmer verkommen; aber ſo ein paar Stunden früh und nachmittags, da nimmt ſich ſchon meine alte Nachbarin der Kinder an. Alles kann einer für ſieben doch nicht ſchaffen."

Die verſchiedenen Eindrücke des Tages hatten Frau Feldwart doch ſo weit aus ihrer Müdigkeit und Niedergeſchlagenheit aufgerüttelt, daß ſie die Verhandlungen mit der Warburgerin ſelbſt übernahm; man wurde bald handelseinig, und kaum war dies geſchehen, ſo hing mit unfaßbarer Geſchwindigkeit der Mantel der eben Gemieteten am Nagel; ſie ergriff die Brunneneimer, fragte mit einem Blick auf den Kohlenkaſten nach dem Kohlen- und Holzſtall, und es war noch keine halbe Stunde vergangen, da war alles Nötige für den andern Morgen vorbereitet. Frau Warburger fragte, ob noch etwas in der Stadt zu beſtellen ſei, und ging dann, um Mutter und Tochter in einem ſo befriedigten

Zuſtande zurückzulaſſen, wie es beide an dieſem Morgen noch nicht für möglich gehalten hatten.

Martha ſehnte ſich zum erſtenmale wieder nach einer ſtillen Beſchäftigung; am liebſten hätte ſie ein ernſtes Lied geſungen, ſie wußte aber, daß dies die Mutter jetzt noch nicht ertrug. Sie griff zu einer leichten, angefangenen Häkelei, aber ihre Hände ſanken immer wieder nieder, weil ihre Gedanken ſo weit umherwanderten. Zum erſtenmale dachte ſie, daß doch wohl Gott in ſeiner Weisheit ſie davor bewahrt habe, jetzt ſchon zu heiraten und ernſtere und reichere Pflichten auf ſich zu nehmen, und zwar wehmütig, aber gar nicht unlieblich erſchien ihr die Aufgabe, während Siegfried im fernen Lande bemüht war, die Mittel zur Gründung eines häuslichen Herdes zu erwerben, ſich hier allmählich ausbilden zu können zu einer tüchtigen und brauchbaren Lebensgefährtin für ihn. Süße Bilder der Zukunft umſchwebten ſie, aber das Bewußtſein, wie ungewiß, ja wie unwahrſcheinlich ihre Verwirklichung ſei, wollte ihr Herz wieder in Traurigkeit verſenken.

Aber nein! ſie hatte ja heute ſo viel zu danken, ſie mußte den Kopf oben behalten. „Ich werde mir jetzt eine Arbeit ſuchen, die meine Gedanken voll in Anſpruch nimmt“, dachte ſie, „ich will Suschen zum Andenken an den heutigen Tag etwas malen.“

Als sie sich der Mutter gegenüber mit ihren Zeichengerätschaften eingerichtet hatte, holte sich diese ein Buch zum Lesen, und es war das erste Mal, daß beide gemütlich zusammensaßen in den neuen Räumen. Konnte man doch nun auch dem anderen Morgen mit größerer Ruhe entgegensehen. Die Warburgerin fand sich zum verwundern schnell zurecht. Als die notwendige Arbeit gethan war, schenerte sie freiwillig noch die Hintertreppe, die von Thekla sehr vernachlässigt worden war. Als sie dann ihre Hände gewaschen und ihren Mantel umgethan hatte, stellte sie sich mit untergeschlagenen Armen noch einmal auf die oberste Stufe, blickte mit einer Art verklärter Zärtlichkeit auf das eben vollendete Werk und sagte: „Ne, was schöneres giebt es doch auf der Welt nicht, wie so 'ne schloh-blütenweiße Treppe!"

Martha hatte sie mit ihren Augen auf Schritt und Tritt begleitet; sie sah, daß sie eine geübte Arbeiterin vor sich hatte, und wollte von ihr lernen. „Welche verschiedenen Lose haben doch die Menschen!" dachte sie; „es ist eigentlich hart, immer nur zu scheuern, zu fegen und zu putzen!" Bei Frau Warburgers entzückter Anbetung der gescheuerten Treppe tröstete sie sich: „Es ist am Ende einerlei, was man thut, wenn es nur mit solcher Befriedigung lohnt!"

Zum Kochen kam wieder das Suschen und brachte eine Schüssel Spinat mit: „damit wir auch Gemüse zum Braten

haben.“ Als nach Tiſche die Mutter in der Sofaecke ſaß, ging Martha zu Direktors, um ihr Verſprechen zu halten. Sie wunderte ſich, daß nicht ihre Freundin, ſondern das Mädchen ihr die Thür öffnete, und ſie durch den Korridor zu dem Hinterzimmer brachte. Hier ſtand ſie ſtaunend einem feierlichen, lebenden Bilde gegenüber. Suschens Geſchwiſter waren in einem Halbkreis aufgeſtellt, der ſechszehnjährige Bruder in der Mitte; von da ging es nach beiden Seiten abwärts; an einer Seite ſaß das Kleinſte an der Erde. Jedes Kind hielt ein Schneeglöckchen in der Hand, Suschen ſtand vor ihnen mit dem Rücken nach der Thür, hielt einen Weidenzweig mit Kätzchen als Taktſtock, kommandierte, eins, zwei, drei — und nun ging der Lärm los. Sie ſangen:

Heil ſei dem Tag, an welchem du bei uns erſchienen!
(Die Jungen intonierten: bidelum, bidelum, bidelum),
's iſt gar nicht lange her
(Didelum, bidelum, didelum),
Wir brauchen uns nicht erſt drauf zu beſinnen
(Didelum, bidelum, didelum),
Das freut uns deſto mehr,
Das freut uns deſto mehr.

Hierauf marſchierten ſie an Martha vorüber, und jedes Kind reichte ihr ſein Schneeglöckchen, auch das zweijährige Mariechen wackelte den anderen nach. Martha wußte nicht,

ob sie lachen oder weinen sollte, es war für ihre jetzige Gemütsverfassung etwas viel; aber das Ganze sah so reizend aus, die Kindergesichter strahlten fröhlich, und es war mit so viel Liebe erdacht, daß sie sich doch von Herzen freuen mußte und die kleine Marie und ihr Suschen abwechselnd umarmen. Die anderen wollten aber auch berücksichtigt sein. Da war zuerst der sechszehnjährige Sekundaner Wilhelm, die vierzehnjährige Luise, die zwölfjährigen Zwillinge Arthur und Hans, die achtjährige, schmächtige Anna, der vierjährige Gottfried und die zweijährige Marie. Alle umdrängten sie Martha, eins überschrie das andere, sie waren offenbar aufgeregt durch die Empfangsfeierlichkeit: „Hast du dieses Jahr schon Schneeglöckchen gesehen? Sie sind ganz hinten aus dem Garten, Hans hat sie unterm Schnee hervorgesucht.“ „Kannst du auch singen?“ „Kannst du Post- und Reisespiel?“ „Kannst du Zwickmühle?“ „Sieh 'mal, das ist meine Puppenstube!“ „Haben Sie ‚Die Ahnen‘ schon gelesen, Fräulein Feldwart?“

Sie wußte in der That nicht, wem sie zuerst antworten sollte, ja, zuweilen kamen Momente, wo sie sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte, denn solch ein Trubel war ihr gänzlich ungewohnt. Aber sie fand sich schnell darin zurecht.

„Kommt“, sagte Suschen, „jetzt schlachten wir zuerst

Martha zu Ehren die beiden Apfelſinen, die der Vater mitgebracht hat; jeder bekommt ein Viertel und Mariechen ein kleines Biskuit. Dann ſpielen wir; Luiſchen ſoll ſagen, was?"

„Ach, ich kann gar nicht ſpielen", ſagte Luiſchen, „ich muß mein engliſches Gedicht noch 'mal überlernen; das iſt heute ſo ſchwer."

„Wir müſſen auch arbeiten", erklärten Hans und Arthur; „die Probe auf unſer Exempel paßt nie."

„Ach", ſagte Martha fröhlich, „da kann ich mich vielleicht dankbar erweiſen für den ſchönen Empfang, und euch ein wenig helfen."

Es zeigte ſich, daß Luiſchen erſt um drei Uhr in die Schule mußte; Martha vertiefte ſich alſo zuerſt mit den Zwillingen in die Exempel. Es gelang ihr bald, den wunden Punkt zu finden, und von da aus war die Sache bald berichtigt.

Darauf ſetzte ſie ſich zu Luiſchen: „Nun lies mir 'mal zuerſt dein Gedicht. Nein, liebes Luiſchen, ſo geht es wirklich nicht, du ſprichſt noch ſehr falſch aus, und mir ſcheint, daß du an einigen Stellen auch den Sinn nicht recht verſtehſt, ich will dir jetzt immer Strophe für Strophe vorſagen, du ſprichſt mir langſam nach, und am Ende jedes Verſes überſetzeſt du, was du geſagt haſt."

Es geſchah, und Martha gelang es bald, der etwas flüchtigen Schülerin ihre Aufgabe klar zu machen: ſie hatte nun ſelbſt ihre große Freude daran, als dieſelbe nach und nach alle Schwierigkeiten überwand.

„Bitte“, ſagte Luischen, „nun lies du es noch 'mal ganz; das klingt ſo hübſch.“

Martha that es. Während ihres Leſens hatte ſich leiſe hinter ihr die Thür geöffnet und Direktor Werners kluger Kopf war in derſelben erſchienen. Er ſah recht wohlgefällig auf die Leſerin.

„Das iſt ja eine ſehr gute Ausſprache“, ſagte er, als Martha fertig war.

Sie ſtand errötend auf.

„Seien Sie mir willkommen, Fräulein Feldwart; ich wollte nur hier meine junge Geſellſchaft an die Schulzeit erinnern; ich denke, wir ſprechen uns bald länger.“

Er hatte ſchon die Hefte unterm Arm, den Hut in der Hand und empfahl ſich ſchnell.

Martha eilte zu ihrer Mutter; ſie fing nun an, Licht und Luft um ſich zu ſehen; ſie fühlte, daß ſie ſich bald einarbeiten werde mit der Freundin zuſammen. Die Mutter war nicht mehr ſo teilnahmlos wie früher, und die fröhliche Kindergeſellſchaft drüben verſprach ſo viel Erheiterung und Zuwachs an Intereſſe, wie Martha eben jetzt bedurfte und

gebrauchen konnte. Nur ein großer Sorgenstein lag noch auf ihrer Seele und bedrückte dieselbe täglich mehr. Es war am 1. März, als das letzte Fünfmarkstück aus ihrem Beutelchen herauswanderte, und vor dem 1. April war an keine neue Einnahme zu denken. Sie überlegte lange: sie glaubte wohl, daß Fleischer, Bäcker und Kaufmann, die von ihr bis jetzt pünktlich bezahlt worden waren, einige Wochen gern leihen würden; aber wenn sie in diesem Vierteljahre vom nächsten schon zehrte, wie in aller Welt sollte sie da künftig auskommen? Dazu hatte sich so viel Wäsche gesammelt; es würde auch teuer sein, sie waschen zu lassen.

Die Mutter war eben erst wieder ein wenig teilnehmender geworden; sie beschloß, Frau Werner um Rat zu fragen.

Diese hörte mit der wärmsten Teilnahme Marthas Klagen an und dachte lange darüber nach: „Du mußt das doch deiner Mutter sagen, liebes Kind! Es giebt eine wahre und eine falsche Schonung. Wie willst du es anfangen, dich noch mehr einzuschränken, wenn deine Mutter keine Ahnung von euerer Lage hat? Über die Wäsche sei ruhig, das wird sich mit Hilfe der Warburgerin billig einrichten lassen; die feinen Sachen wäscht Suschen mit dir allein und lehrt dich das Stärken und Plätten! Gehe nur

jetzt und sprich mit deiner Mutter ordentlich und ehrlich über euere Lage."

Es wurde Martha recht schwer, und Frau Feldwart war sehr erschrocken; aber nach einigem Nachdenken fand sie einen Ausweg. Sie hatte einen Brillantschmuck, der ihr freies Eigentum war, für Notfälle mitgenommen; der wurde mit Hilfe der Frau Werner bei einem soliden Goldschmied verkauft und ergab immerhin so viel Einnahme, daß der nächsten, dringendsten Not damit gewehrt war. Aber Werners hatten bei dieser Gelegenheit einen tieferen Einblick in die Lage ihrer Nachbarn bekommen und dachten von dem Augenblicke ernstlich darüber nach, womöglich einige Erwerbsquellen für Martha zu finden.

Die Karte, welche dieselbe für Suschen gemalt hatte, war vollendet. Aus jeder Ecke schwebte eine Taube; alle vier hielten im Schnabel ein blaues Band, an welchem sie zwei Herzen, als kleine Personen dargestellt, eines mit einer Distel — das andere mit einem Rosenkranze, einander entgegenzogen. Dazwischen stand geschrieben:

Am 26. Februar
Da haben uns zwei Taubenpaar'
Verbunden.
Der Tag stets unvergessen sei,
Da wir uns bei der Rupferei
Gefunden.

Das ganze Bildchen war mit Vergißmeinnicht durchschlungen und sah allerliebst aus. Suschen war entzückt darüber. Ihr Vater betrachtete es lange; dann sagte er: „Suschen, die Karte mußt du mir ein wenig borgen, Du sollst sie richtig wieder haben; ich habe eine Absicht damit."

Frau Feldwart fand den Umgang mit Werners so entschieden erfrischend und erheiternd für Martha, daß sie bald nichts mehr dagegen hatte, wenn diese auch einmal zu einer anderen Zeit eine Viertelstunde zu Suschen ging, und sie fing auch an, sich an dem fröhlichen Geplauder der Mädchen zu erfreuen, wenn diese herüber kam. Eines Sonnabends erschien sie mit der Bitte, Martha möge doch am Nachmittag einige Stunden mit ihnen spazieren gehen, die Eltern gingen auch mit; es sollten im Stadthölzchen Schneeglöckchen, Leberblumen und Anemonen gesucht werden. Es war einer jener wunderlieblichen Märztage, da die Sonne mit ihren warmen Strahlen die letzten Schneestreifen weglüßt und durch die Milde der Luft die Täuschung hervorgebracht wird, als sei man schon viel weiter in der Jahreszeit vorgerückt.

Man zog sehr fröhlich hinaus; die Mädchen trugen im Stricklörbchen, die Knaben in der Botanisiertrommel ihr Vesperbrot. Mariechen wurde vom Kindermädchen im Wagen vorausgeschoben, Gottfried ging meistens an der Hand der Mutter, die wie eine richtige Gluckhenne ihre Augen überall

hatte, damit keines der Kleinen zu Schaden kommen ſollte; die anderen ſchwärmten umher, lachend, ſingend und ſpringend. Der Vater examinierte ſcherzhaft bald dieſes, bald jenes Kind, bald deutſch, bald lateiniſch.

Suschen ging an Marthas Arme, in höchſt vertrauliche Mitteilungen vertieft, als plötzlich der Direktor rief: „Fräulein Martha, ſehen Sie wohl dort den Turm?“

Sie ſah ihn.

„Dort iſt das Dorf und Gut, wo Ihre liebe Mutter geboren und erzogen iſt und die alte Trude jetzt noch ihre Heimat hat; auch Ihre Urgroßeltern liegen dort begraben.“

„Ach, da möchte ich hin“, ſagte Martha. „Aber freilich, es würde der Mutter zu ſchwer ſein“, fügte ſie traurig hinzu.

Martha ſtand jetzt neben Direktor Werner, und er fing ſogleich ein Geſpräch mit ihr an, das ſie neben ihm feſthielt. Er fragte nach ihrer Ausbildung, ihren Lehrern, nach dem Gange ihres Unterrichtes, und fuhr dann fort: „Ich ſtelle dies Examen abſichtlich mit Ihnen an, Fräulein Martha. Meine Frau und ich möchten ſo gern ein Mittel finden, um Ihre Lage zu erleichtern. Ich weiß wohl, daß Sie bei dem jetzigen Zuſtande Ihrer lieben Mutter nicht daran denken können, Ihr Examen zu machen und eine Stelle als Lehrerin anzunehmen; aber es iſt eine ganze Anzahl junger

Mädchen hier, die eine engliſche Konverſationsſtunde dringend wünſchen; mein Suschen und die Töchter dort vom Amt ſind auch dazwiſchen; ebenſo ſuchen wir für Luiſe und ihren Bekanntenkreis Unterweiſung im Zeichnen und Malen; würden Sie bereit ſein, beides zu übernehmen? Ein Honorar wollte ich Ihnen ſchon ausmachen; es würde immerhin eine Hilfe für Ihre Kaſſe werden."

Martha ſah ihn fröhlich an: „Wenn es meine Mutter erlaubt, thue ich das ſehr gern; beſonders wenn Sie mir behilflich ſind, paſſende Lektüre zu finden."

Er verſprach es, und Martha war glücklich. Sie hatte noch nie daran gedacht, daß ſie imſtande ſein könne, etwas zu verdienen; der Gedanke war zu ſchön; ſie ſchwärmte ſich mit Suschen beinahe wie die berühmte Milchfrau in ſehr ſchöne Zukunftsträume hinein, ſo daß beide, im Wäldchen angelangt, erſt aus ihrem Phantaſiehimmel heruntergeholt werden mußten, bevor ſie die lieblichen Frühlingskinder erblickten, die wie eine reiche Stickerei aus dem dunklen Moosteppich hervorglänzten.

Frau Feldwart war am Abend nicht ſo leicht für die neuen Pläne zu begeiſtern; ſie war zuerſt entſetzt über die Idee, daß Martha etwas verdienen ſollte, und klagte hart ihr Schickſal an; aber ſie kannte den Ernſt ihrer Lage, und die große Freudigkeit ihres Kindes beſiegte ſie zuletzt.

Nach einigen Tagen kam Suschen strahlend; der Direktor hatte die Taubenkarte nach M. geschickt; sie hatte dort Beifall gefunden, und Martha erhielt den Auftrag, mehr solcher Karten zu malen, unter Bedingungen, die immerhin einigen Vorteil versprachen — lauter tröstliche Aussichten!

6.

Die Urgroßmutter.

In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in H. hatte das Befinden der Mutter Marthas Sorge so in Anspruch genommen, daß der Gedanke, sie auch nur auf Stunden zu verlassen, gar nicht aufkam.

Suschen hatte schon öfter von den schönen Gottesdiensten in der nahen Pfarrkirche und ihrem lieben Pastor erzählt. Jetzt klangen die Glocken so feierlich herüber und luden zur Fastenkirche.

„Mama, möchten wir nicht auch einmal hingehen?“

„Gehe du, Martha, ich kann noch nicht unter Menschen!“

Martha rief Werners und Suschen ab und ging mit ihnen. Der Kirchgang am heiligen Weihnachtsabend war ihr letzter gewesen. Damals hatte sie vor Glückseligkeit nicht ordentlich gehört, was gesungen und gesagt wurde; heute verlangte ihre gebeugte Seele Trost und Kraft von oben

und öffnete wie eine durstige Blüte den Kelch, um den Himmelstau aufzunehmen. Die schönen, wohlbekannten Fastenlieder bewegten ihr Herz und hoben es empor. Der Prediger war ein Greis mit weißen Haaren, sein Angesicht bestrahlt vom Morgenrot einer besseren Welt. Sein Thema war heute: „Wie man dem Herrn sein Kreuz nachtragen soll."

„Das paßt sehr für mich", dachte Martha, „ich muß ja auch mein Kreuz tragen." Sie erfuhr aber bald, daß noch etwas Besonderes dabei war, woran sie noch nicht gedacht hatte.

„Denkt nicht", sagte der alte Pfarrer, „wenn euch Gott Leiden schickt und ihr müßt sie ertragen, weil ihr sie nicht los werden könnt, daß dies schon heißt: dem Herrn sein Kreuz nachtragen; o nein! das müssen auch die Heiden und die Ungläubigen thun. Dem Herrn sein Kreuz nachtragen, d. h. die Last, die er uns darreicht, willig auf unsere Schultern nehmen mit dem Gebete: ‚Herr, du hast dein Kreuz getragen für mich und meine Sünden, und hast die Nägel, die in meinem Kreuze waren, dadurch herausgezogen; nun hilf, daß ich mein Kreuz dir nachtrage ohne Murren, in dankbarer Liebe, in stillem, geduldigem Gehorsam, so wie du es von mir willst und mir es vorgetragen hast, als dein Kind und zu deiner Ehre! Dann glaubt

mir, grünt das Kreuzholz auf euerer Schulter, blüht und trägt Früchte, davon ihr noch genießen könnt in der seligen Ewigkeit."

Martha fühlte sich tief ins Herz getroffen. Nein, in dieser Weise hatte sie ihr Kreuz noch nicht getragen, davon war sie noch weit entfernt; aber sie folgte mit zagendem Herzen dem Schlußgebet, daß Gott die Seelen bereiten möge zu solchem Kreuzestrost und solcher Kraft zum Tragen, und sie konnte nicht anders, als nach der Heimkehr der Mutter von dem Eindruck sprechen.

„Mutter, ich möchte dich um etwas bitten. Darf ich nun manchmal wieder ein Lied singen?"

Die Mutter erlaubte es; zuerst flossen ihre Thränen heftiger dabei, dann verlangte sie danach, sie erinnerte auch Martha am nächsten Sonntage selbst daran, in die Kirche zu gehen; die ging so gerne, und als wieder die Glocken zur Abendkirche riefen, holte Frau Feldwart selbst ihren Mantel und begleitete ihr Kind.

Trude war fast jede Woche gekommen; gegen Ende März brachte sie Grüße vom Herrn Amtsrat Rösner, und ob er nicht einmal dürfe seinen Wagen schicken, Frau Feldwart und das Fräulein darin holen zu lassen, damit sie die alte Heimat wieder begrüßten.

Frau Feldwart konnte sich nicht entschließen: „Ja, wenn

ich früher einmal hätte dort ſein können! Aber in dieſem Zuſtande? nein!“

Am andern Tage fuhren des Amtsrats Töchter, friſche, blühende Mädchen, vor, und baten kindlich, doch zu erlauben, daß Martha ſie für die Nachmittags- und Abendſtunden mit Suschen nach dem Gute begleite; es wären all' die jungen Mädchen dort verſammelt, die an den engliſchen Stunden teilnehmen wollten; ſie wünſchten Martha kennen zu lernen.

Dagegen ließ ſich nichts ſagen. Martha fuhr hinaus in den freundlichen Frühlingstag in Geſellſchaft der munteren Mädchen; ſie freute ſich, all' die Stätten zu ſehen, wo Urgroßeltern und Großeltern gelebt hatten, und ihre Mutter aufgewachſen war. Der joviale Gutsherr und ſeine freundliche Frau empfingen ſie ſehr freundlich; der Kreis von jungen Mädchen, die zum Teil noch bedeutend jünger waren als Martha, verſetzte ſie in ihr früheres, glückliches Leben zurück; ſie bewegte ſich ungezwungen und anmutig zwiſchen ihnen und gewann ſchnell das allgemeine Zutrauen. Es ward Zeit und Ort der engliſchen Stunde verabredet, Direktors wollten ihr großes Hinterzimmer dazu hergeben, und nur an beſonders ſchönen Nachmittagen wollte der Amtsrat die Geſellſchaft herausholen laſſen.

Nach dem Kaffee eilte alles in den großen Garten, deſſen

feiner Raſen im erſten Grün ſchimmerte, um am Rain und im Gebüſch nach Veilchen zu ſuchen.

Hier wartete Trude: „Nun, Fräulein Martha, nun kommen Sie 'mal mit, nun will ich Ihnen zeigen, wo die Mutter groß geworden iſt; die Frau Amtsrätin wollte es ſelbſt thun, aber ich habe ſo lange gebeten, bis ſie es mir erlaubte; ich weiß das ja doch natürlich noch viel beſſer! So? Fräulein Werner will auch mit? Na, meinetwegen.“

Das Haus, wo Amtsrat Rösner wohnte, war ein Anbau, den er ſich ſelbſt erſt eingerichtet, da ihm das alte Wohnhaus zu kühl und düſter erſchienen war; in dieſes führte jetzt Trude die beiden Mädchen.

„Sehen Sie, hier, was jetzt die große Wirtſchaftsſtube iſt, das war der Saal; da iſt die Hochzeitstafel geweſen, als der Herr Vater mit der Frau Mutter getraut worden waren, und hier, wo jetzt die Stube vom Inſpektor iſt, da war die beſte Wohnſtube; Sie können hineinſehen, er iſt draußen beim Beſtellen. Da über dem Flur drüben das war dem Großvater ſeine Arbeitsſtube, die hat jetzt Mamſell Hannchen. Und nun kommen Sie 'mal mit die Treppe hinauf.“

Im oberen Stockwerk waren zwei Stübchen, die Marthas Intereſſe vorzugsweiſe in Anſpruch nahmen: das ehemalige Zimmerchen ihrer Mutter, was jetzt ſehr niedlich

als Logierſtube eingerichtet war, und das Gaſtzimmer daneben.

„Sehen Sie, hier hat nun die Frau Urgroßmutter gewohnt. Da hier in der Ecke ſtand ihre große, bunte Kommode und da am Fenſter ſteht noch ihr Lehnſtuhl und ihr eiſerner, kleiner Tiſch. Das war 'mal eine gewaltige Frau! Die Leute im Dorfe wiſſen noch viel Geſchichten von ihr, und ich kann mich noch ganz gut auf ſie beſinnen. Sie iſt die Mutter geweſen von allen Kranken und Armen, und in den Kriegsjahren hat ſie immer den Kopf oben gehabt und mehr als einmal durch ihre Ruhe und ihr Auftreten den Hof vor Plünderung und Schaden bewahrt. Der Urgroßvater war kränklich und litt viel am Magen und an der Leber, da hat ſie jung ſchon die Zügel mit halten müſſen. Hier oben aber da hat ſie geſeſſen eine halbe Stunde vor Tag und eine halbe Stunde des Abends, und hat geleſen und ſo gewaltig gebetet, daß ſie es manchmal draußen verſtanden haben, und in ihrem Teſtamente hat ſie es beſtimmt: der Stuhl, der Tiſch und darauf die Bibel und das Starkenbuch das ſoll hier am Fenſter bleiben und nicht verrückt werden, zum Zeugnis, daß der Segen von oben kommt.“

Martha war zumute, als hörte ſie die Stimme, die aus dem feurigen Buſche zu Moſe ſprach: „Ziehe deine

Schuhe aus; der Ort, da deine Füße ſtehen, das iſt ein heilig Land.“ Mit ſcheuer Ehrfurcht ſchlug ſie die alte Bilderbibel auf, deren vergilbte Blätter mit Randbemerkungen bedeckt waren; ſie hatte aufgeſchlagen und las: „Ebr. 12, 1: Darum auch wir, dieweil wir ſolche Wolke von Zeugen um uns haben, laſſet uns ablegen die Sünde, ſo uns immer anklebt und träge macht, und laſſet uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet iſt.“ Es war, als hörte ſie die Urgroßmutter ſelbſt dieſe Worte ſagen, als empfinge ſie von ihr in dieſer Minute gewiſſermaßen innerlich den Ritterſchlag; jetzt hätte ſie lieber ſelbſt Truden und Suschen nicht neben ſich gehabt; ſie konnte ſich lange, lange nicht trennen. Draußen vor dem Fenſter ſpielte der Wind in den eben erſt knoſpenden Zweigen der alten Linden, die hatten auch ſchon herübergerauſcht in der Jugend der Urgroßmutter, und dahinter erglänzte der kleine, klare Landſee, in dem die Mittagsſonne ſich ſpiegelte; das war alles ebenſo wie ſonſt.

„Jetzt möchte ich ihr Grab ſehen“, ſagte ſie endlich. Sie wanderte mit Suschen Arm in Arm durchs Dorf, Trude voran. Auf einem grünen Hügel, von Kaſtanien umgeben, lag die freundliche, ſaubere Kirche, rings um ſie her unter ihren weißen Steinen und Kreuzen die ſchlafenden Gemeindeglieder. Ganz nahe dem Eingange ins Gotteshaus ſchliefen Urgroßvater und Urgroßmutter dicht nebeneinander. Die

Leichensteine stellten, wie es damals Sitte war, abgebrochene Säulen dar; auf der des Urgroßvaters stand: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten"; auf dem seiner Gattin: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!"

„Das hat sie selbst so bestimmt", sagte Trude, „sonst hätte doch wohl was von allen ihren Gutthaten drauf stehen müssen."

Die Gräber waren sehr gut gehalten, die dürren Blätter sauber abgeharkt; ein Kranz von Schneeglöckchen faßte die obere Fläche ein, sie läuteten mit all ihren feinen Glocken; schon zeigten sich auch die blauen Blüten der Amaryllis und die dunklen Köpfchen kleiner Tulpen fingen an, sich zu färben. Vom Turme klang jetzt feierlich das Feierabendgeläute, die Sonne wollte soeben zur Ruhe gehen, ihre roten Strahlen goßen flüssiges Gold auf die Grabsteine und das Gras, und eine sanfte Abendluft spielte geheimnisvoll in den welken Blättern, die an der Kirchhofsmauer noch aufgeschichtet lagen.

Die beiden jungen Mädchen hatten sich fest an der Hand gefaßt, Trude stand mit gefalteten Händen. Vom Abendläuten war der letzte Ton verklungen, da hörte man Schritte im Kieswege; die Mädchen wandten sich und standen einem jungen Manne in geistlicher Kleidung gegenüber, der offenbar

den ſchmalen Pfad benutzen wollte, um zum nahen Pfarrhauſe zu gelangen. Martha und Suschen traten einen Schritt zurück; er grüßte Suschen, wie man eine alte Bekannte grüßt, und wollte dann ſchnell vorüber; aber Trude gab ſich ſo noch nicht zufrieden.

„Herr Paſtor! ſehen Sie doch nur, das iſt ja die Urenkelin hier von der ſeligen Frau.“

Der Paſtor blieb ſtehen und Suschen übernahm die Vorſtellung: „Herr Paſtor Frank, Fräulein Feldwart!“

„Und Sie waren noch niemals hier?“ fragte der Paſtor.

„Niemals!“ erwiderte Martha.

„Dann müſſen Sie aber auch all' unſere ſchönen Altargedecke und heiligen Geräte ſehen; die rühren meiſtens von der Frau Urgroßmutter her.“

O ja, das wollte Martha gern. Der Paſtor ſprang nach ſeinem Hauſe, um die Schlüſſel zu holen, und nahm dann die Erfreuten mit ſich in die Kirche und in die Sakriſtei.

Dort ſchloß er eine ſchwere, eichene Truhe auf: „Die ſtammt auch von der Urgroßmutter!“ Dann enthüllte er die ſchönen, ſchweren Altargedecke: „Sehen Sie, bei jedem Stücke liegt in dem kleinen Käſtchen an der Seite das Dokument der Schenkung.“

Martha beugte sich über die alten Papiere: sie waren offenbar von derselben Hand geschrieben wie ihr Weihnachtslied. Zuerst kam die Schenkung der Truhe: „Anno 1801 bei der Geburt ihres ältesten Sohnes schenkte Frau Anna Martha Waldheim aus Dankbarkeit für Gottes unverdiente Gnade und zum Gedächtnis seiner Wunder diese Truhe zur Aufbewahrung der Kanzel- und Altarbekleidungen.“ Dann kam 1806 bei der Geburt eines zweiten Sohnes das erste Gedeck. „Das blaue Laken mit dem Lamme stickte ich mit meiner eigenen Hand.“ Dieser Hans Waldheim, der hier erwähnt war, war Marthas Großvater. „1812 bei der Geburt einer Tochter Margarete schenkte ich eine Bekleidung für den Taufstein aus schwarzem Sammet und Golde: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott! zu unsern Zeiten!“

„Nun sollen Sie auch die Geräte sehen“, sagte der Pastor und öffnete ein Doppelschloß in der Mauer. 1824 war ein schöner, goldener Kelch geschenkt: „Zum Angedenken an die sel. Heimfahrt meines ältesten Sohnes, der sich im Sterben hat mit dem Sakrament erquicket“; 1828 „eine güldene Weinkanne, da mir mein Herr den bitteren Trank des Witwenleides hat eingeschenket. Dein teures Blut, dein Lebenssaft giebt mir stets neue Lebenskraft!“ „Anno 1830 bei der Taufe meiner lieben Enkelin Anna Marie ein neu

Taufbecken: Wer da glaubet und getauft wird, der wird ſelig!“

Anna Marie! das war ja ihre liebe Mutter! Martha war es ſonderbar ums Herz; ſo wohl, als ſei ſie in dem kleinen Gotteshauſe zuhauſe; ſo weh, daß von der Familie, die hier ſo feſte Wurzeln geſchlagen hatte, jetzt hier kein einziges Reislein mehr grünte. Im Amtsſtuhl war noch der kleine, geſchnitzte Geſangbuchsſchrank der Urgroßeltern mit ihrem Namen und dem Datum ihres Einzuges. Martha fand es ſehr ſchwer, ſich von all dieſen Erinnerungen loszureißen, aber die Tageszeit nötigte dazu.

Als ſie ins Freie traten, war die Sonne hinunter und ein feiner, weißer Nebel zog durchs Thal. Sie dankten dem Paſtor freundlich, er erkundigte ſich noch nach Suschens Eltern, und dann ſtiegen die drei verſchiedenen weiblichen Geſtalten ſtill den Hügel hinab. Paſtor Frank ſtand an der Kirchhofsmauer und ſah ihnen nach, bis das braune Kopftuch, das ſchwarze und das helle Kleid im Schatten der Häuſer verſchwanden.

„Kannteſt du den Paſtor Frank ſchon länger?“ fragte Martha.

„Ja wohl“, erwiderte Suschen; „er gab als Kandidat den deutſchen Unterricht an unſerer Schule; wir ſchwärmten damals alle für ihn.“

Daß Martha dann bei Tiſche und auf der Rückfahrt ſtiller war, wunderte Suschen eben nicht. Frau Feldwart hatte ſchon ſehr ungeduldig nach ihrem Kinde ausgeſehen.

„Mama“, ſagte die Tochter, nachdem ſie nur eben ihre Sachen abgelegt hatte, „kannſt du dich noch ganz ordentlich auf die Urgroßmutter beſinnen?“

„Freilich“, ſagte Frau Feldwart; „ich war ja ſchon ganz erwachſen, als ſie ſtarb! An meinem Einſegnungsmorgen da hat ſie an ihrem eiſernen Tiſchchen noch mit mir geleſen und gebetet und hat mir die Bilderbibel mit dem ſilbernen Schloß geſchenkt, die ich jetzt noch habe.“

„Mama, das Tiſchchen ſteht noch und der Lehnſtuhl, und Urgroßmutters Bibel und das Starkenbuch ſind auch noch da.“

„Wie mich das freut!“ rief Frau Feldwart; „ſie hatte es ja im Teſtamente ſo beſtimmt, und ſo lange meine Eltern dort waren, blieb natürlich alles ſo. Als wir Schweſtern dann aber heirateten und die Eltern das Gut verkauften, um uns nachzuziehen nach B., da mußten wir es dem neuen Beſitzer überlaſſen, ob er dieſen Wunſch noch ferner erfüllen wollte.“

„Mama, all' die Altardecken und heiligen Geräte ſind auch noch da, auch das Taufbecken, woraus du zuerſt getauft biſt; du mußt mir noch viel von der Urgroßmutter erzählen.“

„Das thue ich ſchon gern; du kannſt auch vielleicht in ihren alten Papieren manches finden.“

Der Martha war zumute, als habe ſie die Urgroßmutter heute erſt geſchenkt bekommen; ein Paſtellbildchen aus der Jugendzeit derſelben hing über dem Nähtiſch ihrer Mutter; das mußte ſie immer anſehen; die klaren Augen und feſten, beſtimmten Züge waren ihr nun erſt verſtändlich, und ihr eigener Name: Anna Martha, den ſie bis dahin ganz alltäglich gefunden hatte, wurde ihr jetzt lieb als Erbſtück von der Urgroßmutter.

Von Oſtern ab begann nun für ſie eine ſehr fleißige Zeit. Unter Suschens Leitung nahm ſie mit eigener Hand die Änderungen an ihrer Garderobe und der ihrer Mutter vor, welche die wärmere Jahreszeit nötig machte; die Beſorgung der kleinen Wirtſchaft fing an ihr Freude zu machen, auch das Einteilen und Sparen, als ſie es nach Frau Werners Anleitung mit Erfolg that, gewann ſeinen Reiz für ſie. Daneben begannen die engliſchen Übungsſtunden, auf die ſie ſich ordentlich vorbereiten mußte; die Zeichenſtunden mit den jüngeren Mädchen nahmen ihren Anfang; jede Mußeſtunde wurde zur Vollendung niedlicher Karten und Leſezeichen verwendet; da hieß es die Minuten benutzen und die Zeit aufs äußerſte auskaufen. Frau Feldwart ſah anfangs mit Befriedigung Marthas erhöhte Thätigkeit und

wiederkehrende Energie, aber mit der Zeit ward es ihr läſtig, die Tochter, welche bisher nur für ſie allein gelebt, ſo in Anſpruch genommen zu ſehen. Seitdem ſie ſich in die ungewöhnlich milde Frühlingsluft einmal hinausgewagt hatte, regte ſich das Bedürfnis zum Spazierengehen öfter bei ihr; wenn dann Martha ſagte: „Nein, Mama, heute kann ich nicht ausgehen, heute muß das Kleid fertig werden", oder: „Ach, ich bin eben mitten im Malen mit meinem Leſezeichen, jetzt kann ich's unmöglich liegen laſſen!" da wurde die Mutter verdrießlich und es gab zwiſchen beiden darüber ſo manchen kleinen Zwiſt. Es wurden allmählich auch die Abendſtunden zur Arbeit mit herangezogen, in denen Martha der Mutter früher vorgeleſen hatte; Frau Feldwart, deren Augen ſchwach waren, nickte dann ein beim Stricken und machte bittere Bemerkungen. Dann legte Martha wohl Bücher und Zeichengeräte fort und las vor, bis die Mutter zu Bette ging, um dann bis 1 Uhr nachts zu arbeiten und müde und überwacht am anderen Morgen aufzuſtehen.

„Ich weiß nicht, Martha", ſagte Suschen, „Du biſt jetzt viel unruhiger wie zu Anfang."

„Ich finde es ſelbſt", erwiderte dieſe nachdenklich, „ich war noch nie ſo aufgeregt und zerſtreut wie jetzt; ich weiß nicht, woran es eigentlich liegt."

Es fiel ihr ein, daß Trude geſagt hatte, die Urgroß-

mutter hätte zweimal so viel als andere fertig gebracht. Sie nahm sich vor, am nächsten Sonntag 'mal in ihren Briefen zu studieren. Sie fand verschiedene Briefe, die von Krankheiten, Arbeiten, Kriegsunruhen handelten; endlich öffnete sie einen Brief, den Frau Anna Martha ihrer Schwiegertochter, Marthas Großmutter, geschrieben:

„Meine herzliebe Frau Tochter! Dein Brief hat mir recht viel Nachdenken und auch Sorgen gemacht, weil er klingt, als wüßtest Du vor Not und Arbeit von früh bis spät nicht aus noch ein! Ich kann mir wohl denken, wie die Obst- und Kartoffelernte, die Krankheit der beiden Kinder, das Schlachten und der viele Besuch zu der Hasenjagd alle deine Kräfte verbraucht haben, und ich will auch, so schnell ich kann, heimkommen, um Dir zu helfen; aber ich habe oft ebenso viel und noch mehr, sogar mit Feinden durchgemacht, und bin doch ruhig verblieben. Versäumt denn meine liebe Frau Schwiegertochter auch die Hauptsachen nicht? Ich las neulich in einem Buche, daß ein gelehrter Mann, ein Sterngucker, gesagt hat: ‚Gebt mir einen Standpunkt außerhalb der Welt, und ich will sie aus den Angeln heben.' Das hat mir ganz gewaltig gefallen. All' unsere Arbeiten, alle Mühen, Sorgen und Erdenlasten, die unsere Herzen drücken, die können wir nur regieren und bewegen von einem Standpunkt außerhalb der Welt, und gottlob! geht es darin uns

Christenleuten besser als dem armen Kerl in meinem Buche; wir haben den Standpunkt wahrhaftig; wir brauchen nur zu unserem Vater in dem Himmel zu gehen. Er hat's erlaubt; wenn wir es nicht thun, ist es unsere Schuld. Frau Schwiegertochter! Wenn ich in meinem Leben etwas erreicht und fertig gebracht habe, so ist es nur dadurch geschehen, daß ich jeden Tag zweimal eine halbe Stunde vor Gottes Thron gegangen bin.] [Wenn doch alle Menschen wüßten, wie viel das Mühe, Not und Zeit erspart! Mit schwerem Herzen, matten Gliedern, unruhigem Gemüte geht man hin; mit freier Seele, gestärkten Füßen, wackeren Händen, geordnetem Willen und verständigen Gedanken kommt man wieder. Frau Schwiegertochter! Des Sonntags im Gottesdienst und des Alltags in der Bettkammer da kriegt man das meiste fertig, denn da wird man selbst fertig gemacht, daß man nicht umherfährt wie eine Brummfliege, sondern fein gerade auf sein Ziel lossteuert wie ein Schiff mit reinen, vollen Segeln, in welche der richtige Wind bläst. Frau Schwiegertochter! Unter das Rezept kann man gewißlich setzen, was meistens unter denen Kuchen- und Seifen-Rezepten in den Kochbüchern stehet: probatum est! Und damit Gott befohlen!"

Martha hielt lange den Brief in der Hand. Das war es!

Wenn ein junges, begabtes Weſen zuerſt ſeine Leiſtungsfähigkeit entdeckt, empfindet es natürlich Freude darüber und das Verlangen, ſeine Thätigkeit fort und fort reicher zu entfalten und zu ſteigern.

Dieſer Trieb iſt gewiß an und für ſich nicht zu tadeln, aber es geſchieht dann leicht, daß man ſich feſt auf die eigenen Füße ſtellt, der Quelle vergißt, aus der man ſeine Kraft empfing und erſt durch die Lahmheit ſeiner Flügel und die Unruhe des ganzen Getriebes vom lieben Gott die Erinnerung bekommen muß: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!“ So war es Martha ergangen.

„Was lieſt du da, Martha, worin du ſo ganz verſunken biſt?“ fragte die Mutter.

Martha reichte ihr den Brief hinüber.

„Ach“, ſagte Frau Feldwart, nachdem ſie ihn geleſen, „das iſt ganz und gar meine Großmutter! Rezepte ſchrieb ſie gar zu gern. Als ich aus meiner Freiheit auf dem Gute in die Stadt in Penſion kam, hatte ich 'mal einen großen Klagebrief nachhauſe geſchrieben, weil ich nun alles zugleich lernen ſollte und niemals fertig wurde; da hat ſie mir auch 'mal ſo ein Rezept geſchickt, es war kurz vor ihrem Tode. Warte, ich will es dir gleich holen.“

Sie nahm es aus ihrem Schreibtiſche und Martha las:

Rezept für unſer Mariechen in der Stadt.

1) ſtehe die Jungfer früh auf; ſie iſt kerngeſund und ſchläfet in der Nacht; da wird es ihr nichts ſchaden, wenn ſie ſich frühzeitig aus den Federn hebet. Friſch heraus, kalt gewaſchen, raſch und ordentlich angezogen, ein Kapitel aus der Bibel geleſen, gebetet und an die Arbeit! Das lange Herumdrehen in den Federn mit wachen Augen iſt ſchädlich; da gewöhnt man ſich an das Träumen bei Tage, und es wird ſchwer ſein, ſich über dieſe verdämmerten Stunden zu entſchuldigen, wenn man ſich darüber einmal beim lieben Gott verantworten ſoll, wie man ſeine Zeit angewendet hat. Jeden Tag eine Stunde, giebt im Jahr 365 Stunden, alſo 15 Tage und 5 Stunden; ſollte Dich der liebe Gott 70 Jahre leben laſſen, werden 2 Jahre und 334 Tage daraus, ohne die Schalttage, alſo beinahe 3 Jahre; das bedenke man ordentlich, damit man die Minuten zurate hält!

2) faſſe man ſeinen Verſtand zuſammen und frage ſich, was zu jeder Stunde das Nötigſte iſt. Eine Viertelſtunde dieſes betrieben, die andere Viertelſtunde jenes — das ſchafft nicht. Was man treibt, treibe man ganz, laſſe alle anderen Gedanken fahren und richte ſeinen ganzen Fleiß darauf, nicht, ſo ſchnell wie möglich fertig zu werden, ſondern ſo gründlich und ſchön als möglich ſeine Arbeit zu vollenden; dabei wächſt die Zufriedenheit und die Tüchtigkeit;

3) bedenke man all' ſeine Sachen zur rechten Zeit und Stunde, und zwar, ſo viel es möglich iſt, immer auf einige Tage voraus; man kann ſich dann mit ſeinen Aufgaben viel beſſer einrichten. Wenn Du z. B. bei Deinen weiten Wegen in B. ausgeheſt und vergiſſeſt die Hälfte von dem, was Du nächſtens gebrauchſt, mitzubringen, und mußt dann noch einmal unnützlich rennen, ſo ſind einige Stunden weg, die weder Dir noch anderen Vorteil bringen;

4) gewöhne man ſich, das nur Erwünſchte und Angenehme von dem Nützlichen und Nötigen zu unterſcheiden und beides nach ſeinem Werte zu behandeln. Zum Beiſpiel, Du darfſt Sorgfalt und guten Geſchmack auf Deinen Anzug verwenden, darfſt Dir anſehen, welche Haarfriſur und Kleidung für Dich paſſend iſt; der liebe Gott will nicht, daß wir uns vernachläſſigen oder verunſtalten ſollen; ſeine Werke ſind alle ſchön und wohlgeordnet und lieget der Zauber der Anmut darüber. Aber Du ſollſt nicht ſtundenlang vor dem Spiegel ſtehen, die Locken nach rechts und links drehen, die Schleifchen hierhin und dorthin wenden, und die edlen Stunden, die Deinem inwendigen Menſchen und dem Wohle des Nächſten zugute kommen ſollen, verthun mit „Firlefanz.“ Ja, liebes Kind, ſo nannte unſere Mutter all' die Modethorheiten, die man ſich jeden Tag neu ausdenket, die viel Zeit und Geld koſten und keinen Menſchen glücklich und zu-

frieden machen; Du glaubst nicht, wie viel man davon entbehren kann und wie glücklich man ist, wenn man so wenig als immer möglich davon gebraucht;

5) darf man sehr wohl ein gutes Buch zur Unterhaltung lesen; nur daß man sich in Deinem Alter von erwachsenen, verständigen Personen muß raten lassen, welches ein gut und nützlich Buch sei. Aber, mein Kind, lies vernünftig. Sich den Kopf heiß lesen, um nur schnell vorwärts zu kommen und zu erfahren, ob der Liebste die Liebste auch kriegt, — blättern, bald hinten, bald vorne; überschlagen, was auf den ersten Augenblick nicht so ansprechend erscheinet; sich verlesen, wenn andere Pflichten rufen: das ist schlimmer, als hätte man nie ein Buch in der Hand gehabt, und macht den ganzen Charakter zucht- und haltlos. Langsam lesen, ordentlich in sich aufnehmen, bedenken, was der Verfasser von Dir will; zuweilen ein bißchen stille halten, wenn Dich was ins Herz trifft, das fördert und bringet unversehens weiter.

6) Du darfst auch mit einer Freundin umgehen, ja wohl, es ist sehr schön, wenn Du eine hast; ich gönne sie Dir von Herzen. Aber wenn Du sie willst auf eine Stunde oder mehr besuchen, dann nimm Dein Strickzeug oder Nähzeug mit, oder spielet, springet, leset und singet meinetwegen zusammen; willst Du ihr aber nur auf einige Minuten

etwas bestellen, so laß dies wirklich nur Minuten sein; das Stehen und Schwätzen beim Gehen und Kommen, so zwischen Thür und Angel, daß keiner weiß, ob es jemals enden wird, das bringet die Töchter um ihre Zeit und die Mütter um ihre Geduld — das merke Dir!

Martha war sehr hingenommen von den Lehren der Urgroßmutter. Sie waren natürlich nicht alle gerade für ihr eigentümliches Wesen zutreffend, aber vieles stimmte auffallend. Sie erinnerte sich sehr deutlich, daß Frau Direktor Werner gestern dreimal „Suschen!“ gerufen hatte, als sie an der Hinterthür voneinander Abschied nahmen, und wie oft, ach, wie oft! hatte sie weite Wege machen müssen, weil sie am Morgen vergaß, der Warburgerin das Nötige aufzutragen. Das Frühaufstehen war auch ein wunder Punkt, ein recht wunder! der sollte morgen früh zuerst geändert werden.

Als Martha der Dienerin um sechs Uhr die Thür geöffnet hatte, legte sie sich nicht nach ihrer Gewohnheit noch einmal nieder, sondern sie kleidete sich ganz nach dem Rezept der Urgroßmutter leise und rasch an, und die Wohnstube war kaum fertig, so erschien sie in derselben, setzte sich ans Fenster und schlug ihre Bibel auf. Es war sehr feierlich

um sie her. Drüben im Grasgarten schlugen die Finken; sie hatte die Fenster geöffnet, um die köstliche Maienluft zu atmen, und auf ihren Flügeln strömte der Duft von Flieder und Jasmin zu ihr herein; die blütenbedeckten Apfelbäume waren von der Morgensonne rötlich angeleuchtet; im Grase glänzte der Tau in tausend Perlen.

„Wie schön solch ein Morgen ist!" dachte Martha. Das Lied fiel ihr ein, das sie stets so gern gesungen: „Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte, Schick uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte ꝛc." Singen durfte sie es jetzt nicht, um die Mutter nicht zu wecken. Sie schlug ihre Bibel auf. Ach, die ganze Natur war heute nur ein Loblied; sie mußte sich auch hier in Gottes Wort eins suchen; sie las den 103. Psalm: „Lobe den Herrn, meine Seele! und was in mir ist seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat ꝛc." Dieser köstlichste aller Lobgesänge trug ihr Herz hoch empor, und ob sie es auch in der letzten Zeit oftmals versäumt hatte, mit ihrem Vater im Himmel zu reden, die Stimme des Psalmisten weckte verwandte Stimmen in ihrer Seele; sie konnte danken, sie konnte bitten, sie konnte ihr Leben und Streben im Lichte des Wortes Gottes stille betrachten. Wie verschwindet so vieles in diesem Lichte, was uns wichtig erschien; wie ver-

klärt erscheint manches, was wir für klein und unwichtig gehalten hatten; wie viel klarer wird die Richtschnur für unser Thun und Lassen, wenn Gottes helle Sonne darauf scheint.

Martha hatte bis jetzt ihr rastloses Arbeiten für nichts als Tugend und ihre Mutter für sehr ungerecht gehalten, wenn sie diese Thätigkeit hemmen und ihr Kind für sich in Anspruch nehmen wollte; jetzt auf einmal wurde es ihr klar, daß die Erfüllung des vierten Gebotes ihre nächste Aufgabe sei, und ihrer Mutter das Leben leicht zu machen das höchste Ziel, das sie sich stecken mußte.

So lange wir hier auf Erden leben, werden wir immer mehr oder weniger beunruhigt werden durch den scheinbaren Widerstreit unserer verschiedenen Pflichten, und das Bestreben, sie in Harmonie zu bringen, geht durch alle unsere Tage. Dies hat aber seinen Grund zumeist darin, daß wir unsere Lieblingsneigungen und Lieblingsbeschäftigungen selbstsüchtig festhalten und nicht unterordnen wollen; je mehr uns dies mit Gottes Hilfe gelingt, desto stiller und geordneter fließt unser Leben dahin.

Martha fing jetzt wirklich ernstlich an, zu kämpfen und zu ringen, um dieses Ziel zu erreichen, und die Morgenstunden, welche ihr dazu verhelfen sollten, waren ihr bald so lieb und unentbehrlich wie einst der Urgroßmutter. Sie

war darin nicht immer in so gehobener Stimmung; ach nein! solche Stunden sind, so lange wir hier unten weilen, selten. Recht oft klagte sie, statt zu danken, wenn all' die Sorgen ums tägliche Brot auf sie einstürmten, wenn die sehr wechselnde Stimmung der Mutter ihr Not machte, wenn die Sehnsucht nach Siegfried, von dem sie kein Wort wieder gehört hatte, allzu schmerzlich in ihr emporstieg. Martha hatte nicht versäumt, ihre neue Adresse in Berlin zu melden, damit ein Brief sie erreichen könne; sie hatte kein Lebenszeichen erhalten, wußte nicht, wo sie ihn mit ihren Gedanken aufsuchen sollte; auch in dieser Not war ihre einzige Beruhigung: „Er ist in Gottes Hand, wie ich es bin; wenn es zu unserem Frieden dient, bringt er uns wieder zusammen!" Oft bat sie den Herrn mit Thränen darum, oft suchte sie nach Ergebung, wenn es anders beschlossen sei; aber so wenig sie jemals ganz mit ihrem alten Menschen fertig wurde, so kam doch nach und nach immer größere Ruhe und Sammlung in ihr Herz, und dies konnte man an ihrem Thun und Treiben gar wohl bemerken. Ohne daß sie eine der angefangenen Arbeiten vernachlässigte, gewann sie nun Zeit, sich mit der Mutter im Freien zu ergehen, ihr am Abend vorzulesen, sie in die erbaulichen Gottesdienste der nahen Pfarrkirche zu begleiten.

Als Pastor Wohlgemuth die beiden Frauengestalten so

regelmäßig unter ſeinen Zuhörern erblickte, fing er an, ihnen mitunter einen Beſuch zu machen, wie er es bei Direktor Werners ſchon ſeit langer Zeit that. Seine herzliche, ernſte und doch getroſte Weiſe, mit der er die trüben Dinge des Lebens ins heitere Himmelslicht zu ſetzen wußte, thaten der Mutter und Tochter wohl. Martha und Suschen verehrten ihn beide; ſeine Erſcheinung im Hauſe war ein Feſt für ſie, ein beneidenswertes Ereignis, wenn er bei einer Begegnung freundliche Worte zu ihnen ſprach, und alle Blumen, welche ſie in Wald und Flur pflückten, mußte Luischen dem alten Herrn in die Konfirmandenſtunde mitnehmen.

Zu Pfingſten entſchloß ſich Frau Feldwart zum erſtenmale, einer Einladung der Frau Amtmann Rösner zu folgen und einige Tage in Weißfeld zuzubringen. Es ging dies nicht ohne große Herzensbewegung ab, aber dieſelbe war überwiegend freudiger Art. Ihr eigenes früheres Stübchen war für ſie und Martha zum Schlafzimmer, das der Urgroßmutter zur Wohnſtube eingerichtet. Sie ſah die alte Heimat im lieblichſten Lichte: alle Häuſer, auch das Gutshaus, mit Maien geſchmückt, Narziſſen und Tulpen, Flieder und Goldregen in voller Blüte, die Linden im ſchönſten, lichtgrünen Schmuck. Trude war überglücklich, ihre alte Herrin zu empfangen; von Amtmanns wurde ſie mit der zarteſten Liebe aufgenommen und gepflegt, und gleich am

Morgen nach der Ankunft hielten Mutter und Tochter zum erstenmal gemeinsam ihre Andacht am Plätzchen der Urgroßmutter. Die Mutter saß im Lehnstuhl; Martha, die Bilderbibel auf den Knieen, auf einem niedrigen Schemel davor; sie las auf Wunsch der Mutter den Lieblingspsalm der Frau, die hier so oft gebetet hatte, den 90. Psalm: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für ꝛc.“, den Psalm, der Ewigkeit und Vergänglichkeit ergreifend nebeneinander stellt, mit seiner kindlichen Bitte am Schlusse: „Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden; zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern; und der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände bei uns; ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern!“

Sie saßen noch lange mit gefalteten Händen, als Martha gelesen hatte, und der Pfingstgeist, der Geist des Friedens und des Trostes, zog in ihre Herzen ein. Sie wanderten dann mit den geschmückten Landbewohnern zusammen dem Kirchlein zu.

Frau Feldwart saß an derselben Stelle, wo sie mit ihren Eltern sonntäglich gesessen hatte. Ach, um sie her saß eine fremde Gemeinde! Trude und der gebückt einhergehende alte Kirchendiener waren die einzigen Gestalten, deren sie

ſich erinnerte. Paſtor Frank predigte in einer ſchönen Sprache, gar nicht ungläubig, aber noch recht jugendlich. Martha meinte, ihr alter Paſtor Wohlgemuth gäbe ihr mehr, und geriet darüber mit Suschen, die am Morgen erſt gekommen war, beinahe in Streit.

„Ich weiß gar nicht, was du willſt, Martha; noch ſchöner wie der Paſtor Frank kann doch gar kein Menſch predigen!“

„Er predigt mir eben zu ſchön“, ſagte dieſe.

„Aber wie kannſt du nur ſolchen Unſinn ſagen!“ rief Suschen ganz gereizt und ärgerlich.

Gegen Abend kam Paſtor Frank und blieb zum Abendbrot da. Es wurde muſiziert; die beiden Töchter des Amtmanns ſpielten vierhändig, Paſtor Frank ſang mit ſeiner ſchönen Tenorſtimme: „Tröſtet, tröſtet mein Volk“ aus Händels „Meſſias“, er begleitete Martha das ſchöne Lied: „Du biſt die Ruh, der Friede mild, die Sehnſucht du und was ſie ſtillt ꝛc.“, und das war wirklich recht erquicklich. Dann, nach Tiſch, wanderten alle in der lieblichen Dämmerung des duftenden Gartens; Paſtor Frank ſchloß ſich an Martha und Suschen an; er erzählte, daß am dritten Feſttage großes Kinderfeſt ſein werde, auch eine Stiftung der Urgroßmutter. Er berichtete von mancherlei Einrichtungen zum Wohl der Arbeitsleute aus alter und aus neuer Zeit.

Martha intereſſierte ſich lebhaft dafür und forderte ihn durch Fragen zu weiteren Mitteilungen auf. Er freute ſich der eifrigen Zuhörerin, ſie kamen in ein ſehr lebhaftes Geſpräch; Martha war aus der reichen Geſelligkeit der Reſidenz gewohnt, ſich leicht und fließend auszudrücken; Suschen hatte Reſpektsperſonen und Fremden gegenüber noch ganz ihre kindliche Schüchternheit; ſie hing an Marthas Arme und ſagte gar nichts.

Als ſie ſich am Abend trennten, fiel es Martha auf, daß ihre Freundin nicht ſo heiter war als ſonſt.

„Was haſt du, Suschen? Du warſt heute Abend ſo ſtill!“

„Ich weiß nicht, ich war wohl müde von dem Morgenweg in der Sonne.“

„Das iſt ja möglich“, dachte Martha, „auch der Duft von Flieder und Goldlack macht müde; ich bin es ja auch.“

Am zweiten Feſttage kamen gegen Abend einige Familien aus der Nachbarſchaft; Frau Feldwart zog ſich auf ihr Zimmer zurück; Martha wurde von den jungen weiblichen Gliedern der Geſellſchaft, die meiſtens ſchon ihre Schülerinnen waren, ſchnell umringt, und war, ohne daß ſie es wollte, eigentlich der Mittelpunkt aller.

Paſtor Frank erſchien auf eine Stunde, um zu verabreden, wie es morgen beim Brezelfeſt werden ſollte; die

Brezeln wurden vor dem Schulhauſe aus zwei Körben verteilt, und er wünſchte, daß die Urenkelin der Stifterin mit ihrer Freundin zuſammen dies Amt übernehmen möge.

Sie ſagte gern zu: „Wenn es ſich paßt in meinem ſchwarzen Anzug?“

„Gewiß“, ſagte Paſtor Frank; „auf dem Lande iſt Schwarz immer ein Feſtkleid, und wenn Fräulein Suschen vielleicht wie heute in Weiß erſcheint, ſo ſtellen Sie daneben zuſammen die preußiſchen Farben dar, und das paßt ganz gut zu den Vaterlandsliedern der Knaben.“

Am dritten Feiertag nachmittags zog alles nach dem Schulhauſe. Trude zupfte Martha am Kleide, als ſie vom Hofe gehen wollte, und ſtellte einen etwa achtjährigen Jungen und ein ſechsjähriges dralles Mädchen vor ſie hin, die in Feſtfreude und Feſtſchmuck ſtrahlten.

„Das ſind meiner Kathrine ihre, Fräulein: Hans und Mariechen! So, gebt auch hübſch ein Händchen, ſo iſt's recht!“

Martha ſah mit Wohlgefallen auf die friſchen, zutraulichen Kinder, die nun dem Verſammlungsplatze zueilten, und ging ſelbſt, um mit Suschen an den weißgedeckten Tiſchen Platz zu nehmen, die vor dem Schulhauſe aufgeſtellt waren zu beiden Seiten der Eingangsthür.

Schön geſchmückt, jedes Kind einen großen Strauß vor

der Bruſt und eine Maie in der Hand, kam die Schuljugend gezogen, erſt die Knaben paarweis, dann die Mädchen; niedliche Fahnen in den deutſchen Farben trugen die älteſten Knaben vor; ihnen folgten einige Muſikanten mit Blasinſtrumenten und einer Trommel. Sie zogen auf den lindenbeſchatteten Platz vor dem Schulhauſe unter dem Geſang, den ebenfalls die Urgroßmutter beſtimmt hatte: „O heiliger Geiſt, o heiliger Gott ꝛc.“

Der Paſtor ſprach ein kurzes Gebet und ſagte den Kindern in einfachen Worten, der Pfingſtgeiſt ſei ein Geiſt der Freude und der Liebe, deshalb habe ihnen die Liebe dieſes Feſt bereitet; ſie möchten nun in Gottes Namen fröhlich ſein und mit Dankbarkeit an die alte Frau gedenken, die dieſes Feſt geſtiftet habe, als ihr älteſtes Söhnlein, ſechs Jahre alt, zur Schule gekommen ſei. „Und ſeht, dort ſteht ihre Urenkelin, die will euch die Brezeln heute ſelbſt geben!“

So waren denn natürlich aller Augen auf Martha gerichtet; weil es aber ſtrahlende Kinderaugen waren, fühlte ſie ſich nicht dadurch beläſtigt.

Der kleine Hans zupfte ſie am Kleide: „Du, was iſt denn eine Urenkelin?“

„Weißt du denn, was eine Enkelin iſt?“

„Ne!“

„Aber, was eine Großmutter iſt, das weißt du!“

„Ja“, ſagte der Junge luſtig, „ich habe zweie!“

„Na, ſiehſt du! wenn deiner Großmutter ihre Mutter noch lebte, das wäre deine Urgroßmutter, und du wärſt ihr Urenkel.“

Der Junge ſah noch nicht ganz befriedigt aus: „Da müßte ſie mir doch noch erſt eine Uhr ſchenken.“

Martha lachte: „Junge, ein Urenkel kann man auch ohne Uhr ſein; ich habe auch keine.“

Aus dem Schulhauſe wurden nun gewaltig große Chokoladenkannen herausgebracht; jedes Kind neſtelte den kleinen Becher los, den es am Gürtel trug, und nun ward gefüllt und getrunken nach Herzensluſt. Dann ging es ans Spielen.

Für die Knaben waren Kletterſtangen da; ein Sackhüpfen wurde angeſtellt, und es gab allerlei kleine Preiſe: Tücher, Meſſer, Kreiſel ꝛc. Die Mädchen liefen nach einem Ziele, mußten mit einem an einer Schnur ſchwebenden Ringe nach einem Haken werfen und wurden dann ebenfalls mit Scheren, Fingerhüten, Bändern und dergleichen belohnt. Suschen zeigte ſich im Anordnen ſolcher Spiele ſehr behilflich und gewandt; ſie kannte dieſelben von ihren Geſchwiſtern. Dazwiſchen ſangen die Knaben: „Die Wacht am Rhein“ und andere Vaterlandslieder; die Mädchen: „Alle Vögel ſind ſchon da“, „Wer hat die Blumen nur erdacht“ u. ſ. w.

Martha merkte jetzt, daß verschiedene Kinder müde waren vom Laufen; sie setzte sich auf eine der Bänke unter der Linde, ein Kind nach dem anderen kam zu ihr heran, und sie fing an, sich mit ihnen zu unterhalten.

„Riech einmal", sagte Hänschen und hielt ihr einen Strauß von Pfingstrosen (eine gelbe Wiesenblume, gestaltet wie eine recht volle Rose, in Farbe und Blatt der Butterblume gleich) und Sternblumen unter die Nase.

„Danke", sagte Martha, „das riecht schön."

„Ja, sie sind auch viel schöner als Butterblumen und Gänseblümchen."

„Weißt du denn, Hänschen, wie sie so schön geworden sind?"

„Ne", sagte Hänschen, legte beide Arme auf ihre Kniee und sah sie mit offenem Munde an.

„Soll ich's dir erzählen?"

„Ja, woher weißt du es denn?"

„Ei, so etwas erzählt mir der Morgenwind, wenn er mich früh am offenen Fenster besucht."

„Na, nu erzähle!" sagte Hänschen.

Sie hatte nur wenige Kinder um sich gehabt; jetzt kamen immer mehr an sie heran, bis sich ein dichter Kreis gebildet hatte; über den Kinderköpfen schauten auch einige alte mit Wohlgefallen auf sie, als sie begann:

„Als es zum erſtenmale Pfingſten wurde im deutſchen Lande, da jubelte die ganze Erde. Im Walde bewegten die Birken ihre grünen Fähnchen, mit feinen, langen Kätzchen behangen; die Buche ſchmückte ihren weißen Stamm mit hellgrünen Kränzen, und die zierlichen Maiblumen läuteten, daß es eine helle Luſt war!

„Aus den Büſchen klang die Stimme des Buchfinken und der Nachtigall; der Pfingſtvogel im gelb und ſchwarzen Röcklein ließ ſeinen Lockruf ertönen; der Kuckuck rief Tag aus und Tag ein, und die Lerche ſtieg aus der Furche gerade zum Himmel hinauf: ‚Tirrerillerie! Tirrerillera! Pfingſten, das ſchöne Pfingſten iſt da!‘

„Im Garten zogen die Blumen ihre allerſchönſten Kleider an; die Tulpen ſchmückten ſich mit allen Farben; glänzend weiß ſtanden die Narziſſen; der Flieder hing ſeine großen, blauen Trauben aus, der Goldregen ſeine gelben; ja, ſogar eine Roſe öffnete ſchon ihre Knoſpe: es iſt ja Pfingſten, da möchte ich dabei ſein! Am Bache ſtanden die Vergißmeinnicht und wuſchen ſich, um ganz ſchön himmelblau zu ſein zu Pfingſten. Auf der Wieſe ſtanden ein Gänſeblümchen und eine Butterblume nebeneinander, als am Pfingſtſonnabend die Sonne unterging. ‚Weißt du es ſchon‘, ſagte die Butterblume, ‚morgen iſt Pfingſten.‘ ‚Ich weiß!‘ ſagte das Gänſeblümchen, ‚die Menſchen ſagen, es

ſei das ſchönſte Feſt, denn da ſei der Geiſt des Troſtes und des Friedens auf die Erde gekommen. Sieh nur, wie die Blumen im Garten ſich putzen!' ‚Ich möchte mich auch ſchmücken', ſagte die Butterblume, ‚aber ich weiß gar nicht, wie ich es anfangen ſoll.' ‚Ich habe mich ſchon im Abendtau gebadet, aber klein bin ich und klein bleibe ich', ſeufzte die Gänſeblume.

„Die Sterne zogen auf; Butterblume und Gänſeblümchen hatten ſonſt längſt um dieſe Zeit ihre Blättchen oben zuſammengeſchloſſen und ſchliefen; — heute wollte ihnen der Schlaf nicht kommen. Sie ſahen zu den leuchtenden Sternen auf und ſprachen: ‚Ihr ſchönen, goldenen Sterne! wir wollten gern ſchön werden, dem Pfingſtfeſt zu Ehren; könnt ihr uns nicht dazu helfen?'

„Die Sterne ſahen freundlich herunter und die Blümchen ſahen ſehnend hinauf, und erſt als die Sterne blaß wurden und ein kleines Streifchen Morgenrot am Himmel erſchien, da ſchliefen die Blümchen ein, und als am anderen Morgen die Sonne ſie weckte, da ſahen ſie ſich an und ſahen ſich wieder an, denn aus der Butterblume war eine runde, volle, ſüß duftende Pfingſtroſe geworden, und aus dem Gänſeblümchen eine prächtige Sternblume. Da weinten und lachten ſie vor Freude, daß die Sterne ihnen auch ein ſo ſchönes Pfingſtkleid beſchert hatten. Seitdem kommen und

blühen sie immer zu Pfingsten. Gänseblümchen und Butterblumen kommen früher, sobald der Lenz auf die Erde tritt: aber wenn es zu Pfingsten läutet, erwachen die Sternblumen und Pfingstrosen auf den Wiesen, denn die beiden haben viele, viele Kinder bekommen, die feiern alle mit, und Hänschens Strauß gehört auch dazu!"

„Hänschens Strauß gehört auch dazu! Hänschens Strauß gehört auch dazu!" riefen die Kinder. „Erzähle noch was, erzähle noch was!"

„Ach, ich kann nicht immer erzählen; jetzt könnt ihr ein Rätsel raten:

Eine kleine,
Weiße, reine
Schäfchenherde
Weidet hoch, hoch über der Erde,
Nicht auf grünen Auen,
Nein, auf blauen!
Der Hirt ist nicht zu sehen,
Wird hinter den Schäfchen stehen.
Nun sag mir, liebes Kind,
Wer und wo die Schäfchen sind.

„Da, da!" riefen die Kinder und zeigten auf die durchsichtigen Lämmerwolken, die in der blauen Luft über ihren Häuptern schwammen. Die Mädchen stimmten an: „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der goldne Mond ꝛc."

Aber nun läutete die Feierabendglocke; alles ſtand mit gefalteten Händen, bis das Anſchlagen verklungen war; dann ſprach Paſtor Frank noch ein kurzes Dankgebet, die Großen und Kleinen ſangen zuſammen: „Nun danket alle Gott!“ und dann eilten ſie erfreut und ermüdet nachhauſe.

Paſtor Frank war einige Augenblicke verſchwunden; in der Nähe des Pfarrhauſes holte er unſere Freundinnen ein und überreichte Martha ein zierliches Sträußchen.

„Die Blumen aus meinem Garten ſind auch Pfingſtblumen“ ſagte er.

Martha dankte etwas überraſcht; ſie hätte ſich noch mehr gefreut, wenn Suschen auch Blumen erhalten hätte; aber ſie dachte, es bezöge ſich auf ihre Geſchichte, und beruhigte ſich dabei.

Im Gutshofe ſtand Trude, und Martha ging zu ihr.

„Ach, Fräulein, die ſchönen Blumen, die ſind aus dem Pfarrgarten; ſo dunklen Flieder hat nur unſer Herr Paſtor. Ach, ſehen Sie! wenn ich das erleben ſollte, daß Sie 'mal wieder hier einzögen, wenn es auch nicht auf dem Amte wäre!“

Martha ſah ſie erſtaunt an; ſie verſtand anfangs durchaus nicht, was ſie meinte, dann erſchrak ſie.

„Was redeſt du, Trude? Das fällt ja keinem Menſchen ein!“

Aber ſie war innerlich betrübt; die Unbefangenheit war weg. Als ſie ging, ihre Sachen abzulegen, ſah ſie Suschen am Fenſter ihres offenen Stübchens ſtehen. Sie ging zu ihr und legte den Arm um ihren Hals; es ſchien faſt, als habe die ſonſt ſo Fröhliche geweint, obgleich ſie es nicht merken laſſen wollte.

„Suschen", ſagte Martha, „komme nach Tiſche noch ein wenig in den Garten, ich muß dir etwas erzählen."

Suschen ſchrak zuſammen.

„Alte Geſchichten", ſagte Martha, „aber traurige."

Und als ſie zwiſchen den duftenden Beeten im letzten Abendſchein wandelten, erzählte Martha von Siegfried alles, alles! Sie hatte es längſt gern gewollt, es war ihr immer zu ſchwer geweſen.

Sie konnte ſich nicht über Mangel an Teilnahme von Suschens Seite beklagen; aber zuletzt ſagte dieſe: „Martha, es iſt doch ſchlimm, daß das keiner weiß; es könnte ſich mancher Hoffnungen machen."

„Ich glaube nicht, daß dies einer thut", ſagte Martha, „aber ich will an die Möglichkeit mehr als bisher denken, und morgen ſtecke ich mir Urgroßmutters Trauring an."

Am anderen Morgen kehrten Feldwarts und Suschen nach H. zurück, und Martha war völlig beruhigt, als ſie ihren Vorſatz wegen des Ringes ausgeführt hatte.

„Ich glaube", sagte sie bei sich selbst, „Trude hat in ihren überschwenglichen Wünschen für mein Wohl Gespenster gesehen; jedenfalls kann in diesen paar Tagen höchstens ein flüchtiges Interesse entstanden sein. Suschen paßt viel besser dahin als ich, und wie würde ich mich freuen, sie dort zu sehen!"

7.

Muß man denn immer im Streit ſein auf Erden?

Aber Trude hatte nicht nur Geſpenſter geſehen! Marthas friſches, lebendiges Weſen hatte um ſo mehr Eindruck auf Paſtor Frank gemacht, als ſeine Gedanken, ſeitdem er in Weißfeld lebte, ſo vielfach auf die Urgroßmutter hingelenkt worden waren, und er nun in Marthas warmem Intereſſe, in ihrer Gewandtheit, ihrem Verkehr mit den Dorfbewohnern, in der Energie, mit der ſie ſich in ſchwierigen Verhältniſſen zurechtfand, gleichſam das Bild verkörpert vor ſich zu ſehen meinte, das ſeine Phantaſie ſich von der längſt entſchlafenen Wohlthäterin geſchaffen. Schon in der nächſten Woche machte er, angeblich, um ſich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen, den Damen einen Beſuch. Martha begegnete ihm ruhig und ernſt und verſchwand in der Küche, ſo lange dies möglich war; aber da

er offenbar nicht fortging, um ihre Rückkehr zu erwarten, blieb ihr schließlich doch nichts übrig, als wieder ins Zimmer zu gehen. Sie spielte vor seinen Augen mit Urgroßmutters Trauring; er schien es nicht zu bemerken und Frau Feldwart ebenso wenig.

So oft in den schönen Sommertagen der Amtsrat die Mitglieder der englischen Stunde nach Weißfeld holen ließ, war Pastor Frank gewiß am Abend da, hatte auch stets einen besonderen Grund, sich mit Martha angelegentlich zu unterhalten. Auch Suschen redete er gern an; aber es war sehr deutlich zu bemerken, daß er sie immer noch halb als sein Schulkind betrachtete.

Martha merkte ganz gut, daß diese darüber verstimmt war, und fürchtete, es könne sich dadurch eine Scheidewand zwischen ihr und der Freundin aufbauen, zumal da dieser zarte Punkt von ihnen nicht besprochen werden konnte. Manchmal glaubte sie entschieden, sich geirrt zu haben, da sie noch niemals ein ungleiches oder aufgeregtes Wesen an Pastor Frank bemerkt hatte; aber viele zarte Aufmerksamkeiten, welche er ihr und der Mutter erwies, machten sie doch wieder ängstlich und besorgt. Es war schlimm, daß Trude damals voreilig gesprochen hatte; sie hätte sonst sicherlich unbesorgt und unbefangen alles hingenommen.

Suschen war eine Zeit lang sichtlich bedrückt; aber von

Jugend auf gewöhnt, ſich in den gegebenen Schranken zu halten, und ſo in unausgeſetzter Thätigkeit lebend, daß ihr keine Zeit zum Träumen blieb, ſuchte ſie die ungewohnte Feſſel ihrer Seele abzuſchütteln, indem ſie ſich immer neue Gegenſtände der Liebe und Fürſorge für ihr teilnehmendes Herz und ihre fleißigen Hände ſuchte.

In dem kleinen H. war, ſeit Paſtor Wohlgemuth da wirkte, ein warmes chriſtliches Leben erwacht; allerlei Werke der inneren Miſſion waren in Angriff genommen worden, und Suschens Herz ſchlug bald für dieſe Thätigkeit, als ſie aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt war. Da ihre Mutter ſich einer großen Arbeitskraft und guten Geſundheit erfreute, erlaubte ſie der Tochter gern, bei der Kinderſchule zu helfen und Arme und Kranke unter dem Rat und der Leitung ihres lieben, verehrten Seelſorgers zu beſuchen. Es kam Suschen zuweilen vor, als ſei ſie dazu beſſer imſtande, ſeitdem ſie ſelbſt eine kaum verſtandene Laſt auf der Seele trug; ſie war ernſter, weicher und mitleidiger geworden.

Eines Sonntags nach der Nachmittagskirche forderte Paſtor Wohlgemuth die jungen Mädchen auf, noch etwas zu bleiben, und teilte ihnen dann mit, daß er den Plan habe, eine Sonntagsſchule einzurichten; ſeine jungen Freundinnen ſollten ihm dabei helfen, ſie ſollten die Lehrerinnen der kleinen Mädchen werden, und er verſprach, ſie in jeder

Woche zu unterrichten und vorzubereiten auf ſolche Arbeit. Dieſer Plan zündete ganz gleich bei Suschen und bei Martha; es war ja Marthas beſondere Gabe, das Unterrichten! Und wie ſchön würden die Stunden ſein beim lieben Paſtor Wohlgemuth!

Beide Mädchen verſprachen ſchnell und unbedenklich ihre Teilnahme und waren auf dem Heimwege voller Vorfreude und Begeiſterung für die Sache. Suschen wußte, daß ihr die Eltern ihre Zuſtimmung gern geben würden; Martha zweifelte nicht daran, daß ihre Mutter damit zufrieden ſei. Aber darin hatte ſie ſich geirrt.

Frau Feldwart war ſeit den heißen Julitagen überhaupt wieder ſehr aufgeregt, ſchlief ſchlecht, verlor den Appetit, wurde bei dem kleinſten Ausgange leicht atemlos, und obwohl ſie eigentlich über keinen Schmerz klagte, war doch ihre Stimmung gedrückter und reizbarer als ſonſt. Martha trug ihr die ſchönen Pläne am anderen Morgen mit jugendlicher Begeiſterung vor; ſie ſeufzte tief auf.

„Ach, Kind, noch was! Ich meine, du haſt übergenug für deine Kräfte!“

„Aber Mutterchen, ich bin ja ganz friſch und geſund, und die Stunden bei Paſtor Wohlgemuth werden mich ſo erquicken!“

„Ach, Martha, und dann ſitze ich des Sonntags allein,

gerade nach der Vormittagskirche, wo doch gekocht werden muß!“

„Ei, Mama, dann wärmen wir!“

„Und dann willst du jede Woche noch eine Stunde fort zu Pastor Wohlgemuth, und du weißt nicht, wie mir die Stunden lang werden, die du ohnehin geben mußt! Nein, Kind, wenn du auch nur noch etwas auf deine Mutter hältst, dann gehst du nicht hin.“

„Aber Mama, ich habe es dem Herrn Pastor schon versprochen; was soll er denken, wenn ich es jetzt absage?“

„Nun, so vernünftig ist er, daß er weiß, daß ein Kind seiner Mutter gehorchen muß!“

Ja, das glaubte freilich Martha auch, aber sie sagte es nicht. Sie eilte vorläufig noch nicht zu ihm, um abzusagen, sondern ging den ganzen Tag wie eine graue Wolke im Hause umher, war stumm und einsilbig und verbesserte dadurch die Stimmung der Mutter durchaus nicht.

Zu allem Unglück erschien am Nachmittag auch noch Pastor Frank, brachte einen reizenden Strauß aus Rosen, Nelken, Astern und Pelargonien, und überreichte denselben diesmal nicht, wie er es sonst gethan hatte, der Mutter, sondern der Tochter.

Frau Feldwart lächelte ganz wohlgefällig dazu. Martha war innerlich ärgerlich. Konnte sie ihm denn gar nicht

begreiflich machen, daß sie kein Gegenstand für so zarte Aufmerksamkeiten sei?

Während Pastor Frank die Mutter begrüßte, rang sie ratlos die Hände, und da die Unruhe der Seele auf die Bewegungen einzuwirken pflegt, und wohl auch die Urgroßmutter stärker war als die Enkelin, flog der bewußte Ring ihr vom Finger und rollte durchs Zimmer, sehr in Gefahr, in einer der tiefen Ritzen zwischen den alten Dielen zu verschwinden. Ihr angstvoller Ruf: „Mein Ring, mein lieber Ring!“ veranlaßte den Gast, das Kleinod zu erhaschen. Als er es ihr zurückgab, sah er sie ernst und fragend an und sein Gesicht war bleich geworden.

Martha war jetzt nicht mehr in Zweifel über seine Gefühle und nahm sich vor, ihm womöglich bald noch einen deutlicheren Wink zu geben. Als sie ihn bis zur Korridorthür begleitete, stand er still, ohne sich zu verabschieden.

„Fräulein Martha, der Ring war Ihnen sehr lieb, nicht wahr? Es ist sehr unbescheiden, daß ich danach frage, aber wenn Sie wüßten —“

Martha ließ ihn nicht ausreden: „Ich will Ihnen gern sagen, was der Ring für mich bedeutet. Es ist zwar nur der Trauring meiner Urgroßmutter, und als solcher mir schon sehr lieb; aber ich trage ihn zum Zeichen, daß ich seit beinahe einem Jahre verlobt bin; und wenn über unserem

Geſchick auch jetzt noch dunkle Wolken ſtehen: Gott kann ſie hinwegnehmen, und mein Herz iſt feſt, ganz feſt gebunden fürs Leben.“

Sie hatte es mit zitternder Stimme geſagt, aber ihn ernſt und feſt dabei angeſehen. Er verneigte ſich.

„Ich danke für Ihre Offenheit, Fräulein Martha! Gott behüte Sie!“

Sehr erleichtert und doch wehmütig kehrte ſie ins Wohnzimmer zurück.

„Nun ſag 'mal, Martha, was das für ein Ring iſt, um den du ſo viel Umſtände machſt“, rief ihr die Mutter entgegen; „Paſtor Frank konnte doch wirklich denken, daß es ein Verlobungsring ſei.“

„Das iſt er ja auch, Mütterchen, wenn auch nur der von der Urgroßmutter; da mir aber Siegfried keinen geben konnte, trage ich ihn jetzt als Verlobungsring.“

„Siegfried?“ rief die Mutter wie enttäuſcht; „Du denkſt noch an Siegfried?“

„Aber liebe Mama! natürlich denke ich an Siegfried; er iſt des Morgens mein erſter und am Abend mein letzter Gedanke!“

Die Mutter ſah ſie eine Weile ſehr erſchrocken an: „Alſo darum warſt du ſo abweiſend gegen den Paſtor Frank?“

„Ich weiß nicht, ob ich abweisend war, Mama, aber es schien mir fast Schuldigkeit zu sein, ihn nicht im unklaren darüber zu lassen, daß mein Herz und meine Hand nicht mehr zu haben sind. Es ist ja sehr möglich, daß er ohnehin niemals danach verlangt hätte."

„Martha, Martha!" rief die Mutter schmerzvoll, „wie kannst du so festhalten an einem Traumbilde, das sich niemals, niemals verwirklichen wird. Du weißt, daß dein Vater Siegfried abgewiesen hat; er selbst hat dir geschrieben, er fordere kein Versprechen und gäbe dir keins; wer weiß, wo er jetzt ist und ob er überhaupt noch an dich denkt. Ach, wie war ich so glücklich in der letzten Zeit; wie hoffte ich, all' unsere Not und Sorge sei am Ende, und ich könnte mein Kind wohlbeschützt zurücklassen, wenn Gott mich abriefe! Es ist doch eine Fügung Gottes, daß er dir gerade in Weißfeld begegnen mußte; du konntest da sein und da wirken, wo deine Urgroßmutter geschaltet und gewaltet hat. Martha, laß diesen kindischen Gedanken fahren; ihr waret ja beide noch viel zu jung."

„Ja, Mama, wir sind beide noch jung, aber alt genug, um zu wissen, was wir aneinander haben, und uns in Treue festzuhalten auch übers Meer hinweg. Sieh, ich bin in diesem einen Jahre um vier Jahre älter geworden, aber wenn ich es schon vor der Trennung wußte: jetzt weiß

ich es noch viel gewiſſer, daß ich keinen ſo lieben kann wie meinen Siegfried!“

„Ach, Martha, das iſt Jugendüberſchwenglichkeit; denke doch an deine arme Mutter! Was ſoll werden, wenn ich noch elender werde, und du deine Stunden aufgeben mußt, um mich zu pflegen? Ich weiß es: Frank nähme mich gern unter ſein Dach; ich würde es gut bei ihm haben. Wenn du ihn auch nicht ſo feurig lieb haſt, du achteſt ihn doch und wirſt ihn mit jedem Tage lieber gewinnen. Es giebt ja ſo viele Ehen, wo die Leute ſich ruhig gegenüberſtehen und dennoch glücklich und zufrieden ſind!“

Martha hatte bleich und lautlos zugehört, aber in ihrem Innern brauſte ein gewaltiger Sturm; ihr ganzes Herz, all ihr Wille bäumte ſich auf, als ſo an ihre innerſten Gefühle gerührt wurde. Sie bedachte nicht, daß die Mutter krank, ſchwach und unglücklich war, und es brach nun auch wie ein wettergeſchwollener Waldbach die Rede von ihren Lippen — leidenſchaftlich, rückſichtslos, verletzend: „Alles habe ich ſtille getragen, gearbeitet, geduldet, meinen Schmerz überwunden, ſo viel ich konnte, und dafür willſt du mir nun mein einziges Kleinod nehmen? Ich ſoll dem einen untreu werden und den andern betrügen, wenn ich ihm meine Hand ohne mein Herz gebe! O, Mutter! Mutter! wie kannſt du ſo grauſam und ungerecht ſein!“

Frau Feldwart war ganz entsetzt — Martha war noch nie so heftig und unkindlich gewesen —; sie rang die Hände und brach in Thränen aus. Martha, obwohl innerlich gewiß, daß sie diesen Wunsch der Mutter nicht erfüllen dürfe, war doch tief erschrocken darüber, daß sie sich so weit hatte fortreißen lassen, und weinte ebenfalls; es war ein recht unglücklicher Nachmittag. Sie hätte sich so gern ausgeklagt und ausgeweint; aber ihr liebes Suschen durfte ja von diesem Leid nichts erfahren. Wenn sie sich hätte überwinden können, der Mutter ihre Heftigkeit abzubitten, wäre beiden geholfen gewesen; aber dazu kamen ihr die Regungen ihrer eigenen Seele jetzt noch zu hoch und erhaben, die Wünsche der Mutter viel zu unnatürlich und grausam vor. Dennoch hatte sie das Verlangen, die Mutter wieder zufriedener zu wissen, ihr irgendetwas zuliebe zu thun, und als die Sonne schon am Sinken war, sagte sie kleinlaut: „Mama, ich möchte dem Pastor Wohlgemuth noch sagen, daß ich nicht mit unterrichten soll."

Frau Feldwart nickte stumm, und Martha ging. Es war sonderbar: sie hatte nicht nur Pastor Wohlgemuth, sondern auch seine freundliche Frau herzlich lieb, und war sonst immer wie auf Flügeln hingeeilt; heute schien es ihr, als könne sie dem Ehepaar nicht so frei entgegentreten wie früher. Schüchtern fragte sie das Mädchen nach ihrem alten

Freunde; er war im Garten, ſeine Frau zu ihrer Schwiegertochter gegangen. Martha kannte den freundlichen Hausgarten und ſuchte dort den Pfarrherrn auf. Im Mittelwege wandelte er langſam auf und nieder; ein bequemer Hausrock umſchloß ſeine hohe, ſchlanke Geſtalt; das würdige Haupt mit den feinen Zügen und dem ſpärlichen Silberhaar deckte ein Sammetmützchen; die leichten, vom Abendlicht goldig gefärbten Dampfwölkchen aus ſeiner langen Pfeife umſchwebten es. Er ſchien in freundliche Gedanken verſunken zu ſein, wenn er ſich bald rechts, bald links zu ſeinen Blumen niederbeugte, hier ein Pflänzchen aufrichtend und befeſtigend, dort den Duft einer Blüte mit Wohlgefallen einatmend. Jetzt wandte er ſich und erblickte Martha.

„Ei, willkommen! Das iſt ja herrlich; je ſpäter der Abend, je ſchöner die Gäſte!“ rief er heiter. „Nun kommen Sie 'mal gleich hierher; die feurige Bandnelke iſt gerade ſo ſchön angeleuchtet, und ſehen Sie nur dieſe weiß und braune an, die hat mir mein Nachbar dort drüben im Frühling geſchenkt.“

Martha beugte ſich zu den Blumen; ſie war aber zum Sprechen und Bewundern nicht aufgelegt, und da das bei ihrer lebendigen Teilnahme für die kleinen Liebhabereien des Paſtors ganz ungewöhnlich war, wurde dieſer ſchnell aufmerkſam.

„Aber verzeihen Sie, liebe Martha, Sie ſehen traurig aus; ich fragte noch gar nicht, ob ich Ihnen irgendwie dienen oder beiſtehen kann! Kommen Sie hier in die Laube, da ſitzt es ſich ſehr friedlich, und ſagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben!“

„Ach, Herr Paſtor, ich hatte mich ſo ſehr gefreut, bei den Kindergottesdienſten zu helfen, und nun will es mir die Mutter nicht erlauben.“

Martha hatte das Herz ſehr voll Weh; ſie brach in Thränen aus.

„Nun, nun, liebes Kind, das iſt denn doch noch keine Veranlaſſung zu ſo bitteren Thränen. Ich kenne die Gründe der Mutter nicht, aber da heißt es: ‚Gehorſam iſt beſſer denn Opfer.‘“

Martha erzählte, warum es der Mutter ſo ſchwer erſchien; aber ſie ſprach anders, mit weit weniger Reſpekt und Schonung und viel erregter als ſonſt; und der erfahrene Seelſorger merkte bald, daß noch andere Beunruhigungen im Grunde ihrer Seele lagen.

„Mein liebes Kind“, ſagte er, „es kann nicht dies allein ſein, was Sie ſo aufregt. Können Sie mir ſagen, was Ihnen ſonſt noch Not macht, daß ich verſuchen kann, Ihnen zu helfen?“

Ach, Martha ſehnte ſich, ſich auszuſprechen und innerlich

womöglich wieder klar und fest zu werden; hier, wußte sie, war alles wohl aufgehoben, und so erzählte sie: ihre Verlobung, Siegfrieds Abschied, die kleinen Aufmerksamkeiten des Pastor Frank und die schlimmen Worte der Mutter; ach, als sie derselben erwähnte, wurde sie wieder ebenso bitter und heftig wie am Nachmittage. Pastor Wohlgemuth saß stille neben ihr, schickte manchmal einen Ring aus seiner Pfeife in die klare Luft, und ließ sie völlig sich aussprechen und ausklagen. Dann setzte er die Pfeife fort, ging einige Male im Garten auf und nieder und stellte sich endlich Martha gegenüber.

„Mein liebes Kind", sagte er, „bevor wir die Außendinge betrachten, müssen wir wohl erst inwendig Ordnung machen. Wenn Sie sich zum Kindergottesdienst bei mir gemeldet hätten, würde ich zuerst die zehn Gebote mit Ihnen durchgenommen haben, und wir wären dann sehr bald an das Gebot gekommen, das Verheißung hat; Sie wissen doch, liebe Martha, welches ich meine? Fragen Sie sich einmal selbst, ob Sie dieses Gebot heute gehalten haben."

„Herr Pastor, Sie können nicht wollen, daß ich Siegfried untreu werden soll!"

„Das steht auf einem ganz anderen Blatte; darüber steht meine Ansicht noch gar nicht fest. Aber das werden Sie sich selbst wohl gestehen, daß Sie heute recht unkindliche

Gedanken und Gefühle genährt und gehegt haben; dafür müssen Sie zuerst den lieben Gott und dann Ihre Mutter um Verzeihung bitten, eher kommt der Friede nicht wieder hinein in ihre Seele."

Martha sah ihn traurig an: „Wenn ich thun wollte, was die Mutter will, und meinem Verlobten entsagen, würde ich dies aber als ein so schweres Unrecht empfinden, daß von Frieden gar keine Rede sein könnte."

„Das ist möglich!" sagte Pastor Wohlgemuth. „Aber denken Sie jetzt einmal nicht so viel an das, was Sie empfinden oder empfinden würden, sondern machen Sie sich einmal klar, was Ihre liebe Mutter dabei gedacht und empfunden hat, die Mutter, der Sie Ehrerbietung und Liebe schuldig sind, selbst wenn es Ihnen nicht möglich sein sollte, den Weg einzuschlagen, den sie wünscht. Als ich neulich allein bei ihr war, klagte sie mir, sie fühle, wie ihre Gesundheit durch alle die Schicksalsschläge gelitten habe, und daß beim Gedanken an ihren Tod die schwere Sorge ihr Herz bedrücke, wie sich Ihre Zukunft gestalten werde, wenn dann die Leibrente wegfiele und Sie genötigt sein würden, unter Fremden Ihr Brot zu suchen, ohne die genügende Vorbereitung dazu erhalten zu haben. Das Verhältnis, in welchem Sie zum jungen Kraus gestanden haben, sieht Ihre Mutter, wie es scheint, nicht mehr als bindend

an, und wenn man die Sache äußerlich anſieht, hat ſie ja darin recht. Nun ſieht ſie einen jungen, tüchtigen Mann kommen, der ſich mit aufrichtigem Herzen um Sie bewirbt, der Ihnen ein beſcheidenes aber ſicheres Los bietet, und durch deſſen Treue und Pietät ſie ſelbſt einen friedlichen Lebensabend zu erlangen hofft. Ich ſelbſt geſtehe, daß ich ähnliche Wünſche und Vermutungen ſchon gehegt habe und vielleicht Ihrer Mutter gegenüber unvorſichtig in meinen Äußerungen geweſen bin. Sind, ſo betrachtet, die Wünſche der Mutter nicht zu entſchuldigen, ſind ſie nicht ſogar gut und verſtändig? Meine liebe Martha, wenn man innerlich ſo aufgebracht und entrüſtet iſt, thut man immer wohl, ſich im Geiſte auf den Standpunkt des Gegners zu ſtellen und von dort aus die Sache einmal anzuſehen; man wird dann jedenfalls die Andersdenkenden begreifen, ſelbſt wenn man nicht für ihre Anſicht gewonnen wird."

Martha ſeufzte: „Wenn Gott die Erfüllung des vierten Gebotes verlangt, warum läßt er dann ſo ſchwere Konflikte kommen?"

„Liebes Kind, mit dem ‚Warum' kommen wir unſerem Herrgott gegenüber nicht weit; da heißt es immer: ‚hernachmals — hernachmals wirſt du es erfahren.' Gerade dieſem Gebote gegenüber giebt es viele und ſchwere Verſuchungen. Die Kinder wachſen heran, geſtalten ſich zu ſelbſtändigen

Persönlichkeiten, die dem Herrn im Himmel und der Welt gegenüber ihre eigene Verantwortlichkeit tragen müssen. Da ist denn oft der Gehorsam eine recht schwere Sache; er ist aber auch eine schöne, liebe Martha! die den Lohn in sich trägt. Die Jugend stürmt oft in dunklem Thatendrange vorwärts; das Alter steht dem entgegen mit seinen vielfachen Erfahrungen und seiner Ruhebedürftigkeit; Gott hat sie beide nebeneinander gestellt, damit eines das andere ausgleiche. Wenn die Jugend aufmerkt und annimmt, und das Alter in Milde und Gottesfurcht etwas nachgiebt, kommt die rechte harmonische Mitte heraus. Weil unser Herrgott weiß, daß dies schwer ist, hat er dem Gebot die Verheißung zugegeben, und er hält sie, er hält sie, Martha! das bestätigt die Erfahrung allezeit."

Ein leidendes, erregtes Herz bezieht alles auf seinen besonderen Fall: „Aber Herr Pastor, ich kann keinen anderen als Siegfried nehmen!"

„Das ist möglich, liebe Martha! darüber kann in der That kein anderer als Sie selbst entscheiden. Wenn Sie aber Ihrem Verlobten die Treue halten wollen, müssen Sie sich zuvor ganz klar machen, welche Opfer diese Treue von Ihnen fordern kann. Gott kann Ihnen die Mutter nehmen, da müssen Sie vielleicht unter Fremden ein kümmerliches Brot suchen; ganz andere, viel schwerere Konflikte können

über Sie kommen, als dies jetzt der Fall ist. Sie müssen es sich gefallen lassen, sehr niedrig und klein zu sein, und das wird gerade Ihrer Natur schwer werden. Sie müssen sich auch darauf gefaßt machen, nichts wieder von Ihrem Verlobten zu hören, ja, Sie können eines Tages die Nachricht bekommen, daß er glücklich verheiratet ist, und dürfen dann nicht sagen: ‚O, hätte ich anders gehandelt, so wäre ich nun statt eines verlassenen Mädchens eine glückliche Frau!‘“

„Ich habe mir das alles schon gesagt, Herr Pastor! das heißt, nicht alles, denn daß er mit einer anderen vermählt ist, werde ich nie hören, und ich bin darin ganz ruhig und fest, daß ich ihm treu bleibe, so lange ich atme!“

„Nun, so sei Gott mit Ihnen!“ sagte Pastor Wohlgemuth. „Aber nur vergessen Sie nicht, daß jetzt Ehrerbietung, Liebe, zarte Schonung gegen Ihre Mutter zur doppelten Pflicht wird. Bitten Sie gleich, sowie Sie nachhause kommen, der Mutter Ihre Heftigkeit ab; wenn Sie genötigt werden, für Ihre Überzeugung einzutreten, so thun Sie das mit kindlichen, sanften, bittenden Worten, und bitten Sie den lieben Gott dazu um seinen Segen; der weiß für aufrichtige Herzen alle Konflikte zum rechten Ende zu bringen. Mein armer,

junger Amtsbruder! Ich hatte es beſſer mit ihm im Sinn!“

„Herr Paſtor“, ſagte Martha und ſah ihn mit einem Blicke an, der in ſeiner fröhlichen Schalkhaftigkeit an frühere glückliche Zeiten erinnerte, „glauben Sie mir, er iſt nur in meine Urgroßmutter verliebt! Nun gute Nacht und beſten Dank! Sie ſind mir doch der Stunden wegen nicht böſe?“

„Wie könnte ich? Hier hat auch wohl Ihre liebe Mutter recht: Sie ſind reichlich in Anſpruch genommen mit Ihrer Zeit und Kraft! Gott hat nicht jedem alles befohlen, und Ihnen befiehlt er durch den Mund Ihrer Mutter, dieſem Werke zu entſagen, — alſo beſcheiden wir uns!“

Es dämmerte, als Martha ging; ſie fand die Mutter am Fenſter ſitzend und ihrer wartend.

Martha konnte jetzt mit demütigem Herzen der Mutter nahen.

„Ach, liebe Mutter, ich bitte dich, verzeihe! Ich war ſehr heftig und unartig; aber dieſe Sache iſt mir ja ſo ſchwer!“

Die Mutter ſtrich über ihr Haar.

„Meine arme Martha, ſo wirſt du tragen müſſen, was danach kommt!“

Der Friede war hergeſtellt, und er wurde am beſten dadurch erhalten, daß Paſtor Frank ſich vorläufig im Städtchen nicht ſehen ließ.

8.

Schwerer Abſchied.

Ein Wort des treuen Paſtors war tief in Marthas Herz gedrungen: die Mutter ſorgte, was aus ihrem Kinde werden ſollte, wenn ſie ſtürbe. Martha hatte an dieſe Möglichkeit noch niemals gedacht; jetzt fielen ihr zum erſtenmale die eingefallenen Wangen, die blauen Ringe unter den Augen der Mutter auf; jetzt erregte es ihre Beſorgnis, wenn dieſe beim Erſteigen der Treppe nach Atem rang. Ach nein, das durfte, das konnte Gott nicht thun! Es iſt dieſe Zuverſicht, mit der faſt jedes ungeſchulte Herz einem ſchweren, drohenden Schickſalsſchlag entgegentritt, mit der es immer wieder ſeine Hoffnung ſtärkt und ſtählt, bis endlich die Überzeugung Raum gewinnen muß: dein Hoffen iſt vergeblich, du ſollſt nach Gottes Willen dieſen ſchweren Weg gehen! Dann giebt es noch einen harten, ſehr harten Kampf mit dem eigenen Willen, bis ſich das Herz zur Ergebung

und Stille durchringt, und erſt, wenn dieſes geſchehen iſt, kommt die Zeit, wo man auch an Sterbebetten ſchöne, ja glückliche Stunden verleben kann, wo die Pflege zu einem ſehr ſüßen Geſchäft wird, wo man, ohne den geliebten Kranken mit falſchen Hoffnungen zu täuſchen, ihn doch recht wohl erheitern und erfriſchen kann, um ihn zuletzt gleichſam hinüberzubegleiten in die Wohnungen des ewigen Friedens. Dieſer ſchwere, ſchöne Weg lag vor Martha.

Der Herbſt brachte manchen Wechſel im Befinden; ein friſcher, klarer Tag belebte die Hoffnungen von Mutter und Tochter, daß das Unwohlſein wohl vorübergehen könne; aber als die Tage kurz wurden und die Herbſtſtürme ums Haus brauſten, da ſanken ſichtlich die Kräfte, die Beängſtigungen nahmen zu und kamen häufiger. Der Arzt ſchüttelte den Kopf: „Es iſt ein Herzleiden, das ſich ſchon ſehr weit ausgebildet hat.“

Bis in den Advent hinein hatte Martha ihre Stunden und Konverſationsnachmittage feſthalten können; dann aber fand ſie die Mutter nach jeder Abweſenheit ſo unglücklich und aufgeregt, daß ſie ſich überzeugen mußte: ſo geht es nicht mehr weiter. Suschen hatte verſucht, ihre Stelle zu vertreten und war gern angenommen worden; aber Frau Feldwart, beängſtigt durch ihr Leiden, war reizbar und eigenſinnig und verlangte ſofort ſehnſüchtig wieder nach Martha.

„Es hilft nichts“, ſagte dieſe, „ich muß die Stunden jetzt aufgeben; Gott wird ja helfen, daß es geht!“

Ja, er verlangt nichts Unmögliches; es ging wirklich! Alle die Eltern, deren Töchter Martha unterrichtet hatte, fühlten herzliche Teilnahme; Stärkungsmittel, guter Wein, feine Speiſen kamen von allen Seiten herbei; ab und zu ſahen die hellen, freundlichen Geſichter der jungen Mädchen ſelbſt herein.

Paſtor Wohlgemuth war ſehr treu in ſeinen Beſuchen; er verſtand die Kranke und ſie verſtand ihn; er hielt keine langen Reden: ein Schriftwort, das auf ihren Zuſtand paßte, ein Vers aus einem unſerer ſchönen Troſt- und Glaubenslieder, ein kurzes, warmes, herzliches Gebet — das waren die Erquickungen, welche er ihr zurückließ, und ſein heiteres Geſicht, ſein klares Auge, ſeine getroſte Stimme wirkten allezeit wie eine belebende Arzenei nicht nur auf die Mutter, nein! auch auf den geſunkenen Mut ihres Kindes.

So kam Weihnachten recht ernſt heran. Die Mutter litt mehr als je. Werners Kinder hätten ſo gern der Martha ein Bäumchen geputzt, aber ſie hätten es ihr doch nicht bringen dürfen; der armen Kranken mußte auch die leiſeſte Unruhe erſpart werden.

Als die Glocken zur Kirche läuteten, ſaß Martha an

ihrem Bette und las die Weihnachtsgeſchichte. Ach! Das „Siehe, ich verkündige euch große Freude“, es war heute ſchwer zu faſſen; ihre Stimme ſtockte beim Leſen.

Die Mutter hielt die Hand vor die Augen; nach einer Weile ſagte ſie: „Heute vor einem Jahre hatten wir unſeren letzten glücklichen Abend, Martha! Dann ging das Elend an. Wenn uns damals einer geſagt hätte, wie Schreckliches wir erleben ſollten!“ Sie ſeufzte tief.

Martha nahm ſich zuſammen, ſo viel ſie konnte: „Ja, Mutter, wir haben viel durchgemacht, aber Gott hat uns auch recht dabei geholfen; wenn uns jemand vorher geſagt hätte, wie gut wir das Schwere ertragen würden, das hätten wir auch nicht geglaubt.“

„Es kommt noch ſchwerer, liebe Martha!“ fuhr die Mutter mit Anſtrengung fort, „viel ſchwerer!“

Martha zitterte innerlich, aber ſie kämpfte tapfer ihre Aufregung nieder.

„So wird er uns auch durch das Schwerſte helfen“, ſagte ſie leiſe.

„Weißt du denn auch wohl, was ich meine, mein armes Kind?“

„Ja, liebe Mama, ich glaube, ich weiß es. Ach, ich ſehe manchmal nichts vor mir als Dunkelheit; aber das Chriſtkind iſt ja da; ſeine Hand kann ich auch im Dunkel

faſſen, und es wird mich ſchon durchbringen, und dich auch, Mama.“

„Ich glaube, ſie ſingen drüben bei Werners; möchteſt du nicht dort ſein?“

„Nein, Mama, heute bleiben wir zuſammen.“

Leiſe Schritte näherten ſich bald darauf. Martha ſah hinaus; es waren Suschen und Luischen: „Dürfen wir nur einen Augenblick kommen und beſcheren?“

Frau Feldwart hatte die freundliche Frage gehört: „Ja, kommt nur!“

„Ja, aber da müſſen Sie und Martha die Augen ſchließen, bis wir ſagen: ‚Nanu!‘“

Es ward bewilligt. Ein leiſes Flüſtern und ein ſüßer Duft ging durchs Zimmer. Als die Augen ſich öffnen durften, ſahen ſie auf einen wunderbar ſchönen, blühenden Roſenſtock; darunter lagen neben allerlei zierlichen Näſchereien Gerocks erbauliche Lieder und ein von Suschen feingeſtricktes Kopftuch für Martha.

Gerührt wurden die ſchönen Gaben bewundert; Frau Feldwart war ſehr freundlich: „Nun ſingt mir aber: ‚Es iſt ein Roſ' entſprungen‘, das gehört zu dem ſchönen Roſenſtrauch.“

Sie thaten das ſehr gern und Martha ſang mit. Als Suschen bat, hier bleiben zu dürfen, damit Martha etwas

hinüberginge unter den Weihnachtsbaum, ſchlug es dieſe dankbar und freundlich ab; ſie fühlte, daß es ſo beſſer ſei! Aber es wurde ein friedlicher Abend, weihnachtlich im höchſten und ſchönſten Sinne.

„Vielleicht feiere ich übers Jahr droben mit deinem Vater!“ ſagte Frau Feldwart und ſah ſehr fröhlich dabei aus.

Marthas Gedanken wanderten, wohin ſie oft gingen — zu Siegfried! Sie wußte nicht mehr, was ſie denken und wo ſie ihn ſuchen ſollte; aber ſie bat, daß Gott ihm einen ſchönen, geſegneten Weihnachtsabend ſchenken möge, und die Gewißheit kam als ein ſüßer Troſt über ſie, daß ihr Vater droben im Himmel, ihre Mutter auf dem Krankenlager, Siegfried in der weiten Ferne und ſie ſelbſt mit ihrem betrübten, zagenden Herzen, alle in einer Vaterhand ruhten, ſich alle des einen heiligen Chriſt getröſten und hoffen durften, nach dieſer Zeit Leiden in eine ſelige Heimat einzuziehen, wo keine Trennung und kein Schmerz mehr ſein wird. Beide, Mutter und Tochter, fühlten es als eine große Wohlthat, daß nun das Wort ausgeſprochen war, vor dem ſie ſich immer gefürchtet hatten, daß ſie nun offen und gemeinſam dem entgegenſahen, was kommen ſollte, und ſich auch gemeinſam dazu ſtärken konnten. Es kamen ernſte, ſehr ſchwere, aber friedliche Tage, während in der Nacht

mehr und mehr ein Angſtanfall den anderen ablöſte, ſo daß ſich Martha nach Beiſtand umſehen mußte. Wenn es ſich mit ihren Botengängen vereinigen ließ, blieb Trude manchmal eine Nacht; dann durfte Martha ruhig ſchlafen, denn die Kranke fühlte ſich bei ihr geborgen wie ein Kind im Mutterarm; aber dies konnte doch nur ſelten geſchehen. Da bot ſich die Warburgerin zur Hilfe an, und je kränker Frau Feldwart wurde, deſto mehr war ihre gleichmäßige Ruhe und große Körperkraft am Platze, mit der ſie die Kranke hob und zurechtlegte, während ihre Heiterkeit und Friſche die Krankenſtube zu erhellen ſchien.

Man denkt oft, Tage, die ſo einförmig unter Sorge und Not hinfließen, müſſen langſam vorübergehen; o nein! das Gegenteil iſt der Fall. In dieſem ſteten, ſtillen Aufmerken und Sorgen für den nächſten Augenblick vergeht die Zeit unmerkbar wie im Fluge.

Martha wunderte ſich, als die Tage anfingen, länger zu werden, und die Sonnenſtrahlen früher durchs Fenſter blickten. Frau Feldwart freute ſich daran, — Martha ſah es mit Bangen; ſie wußte, daß der März das letzte welke Laub von den Bäumen ſchüttelt. Wenn ſie die Angſt der Mutter ſah, ſehnte ſie ſich mit ihr nach Erlöſung; aber was dann aus ihr ſelbſt werden ſollte — in dieſen Gedanken durfte ſie ſich gar nicht hineinwagen.

Stellte sie sich einmal ganz ihre verlassene und hilflose Lage vor, so kam wohl der Gedanke an Pastor Frank, an das friedliche und geschützte Leben unter seinem Dache wie eine Versuchung über sie. Aber nein! Sie konnte nicht bereuen, was sie gethan hatte; immer wieder trat vor ihr inneres Auge das Bild ihres Siegfried; daneben hatte kein anderes Platz!

Es war ein ganz wunderlieblicher 1. März; die Sonne schien so erwärmend und freundlich auf die schwellenden braunen Knospen, als könne sie es kaum erwarten, dieselben zu sprengen. Frau Feldwart war durch eine schwere Angstnacht gegangen; jetzt, gegen Mittag, ließ sie die Fenster öffnen und atmete mit sichtlicher Erleichterung und Freude die linde Frühlingsluft ein.

„Vielleicht könnte ich jetzt ein wenig schlafen", sagte sie, „versuche du es auch, Martha! du wachtest die ganze Nacht."

Martha richtete der Mutter die Kissen zurecht; diese zog ihren Kopf zu sich hernieder und sagte freundlich: „Gott segne dich, mein liebes, liebes Kind! Gute Nacht!"

Es war nicht Nacht, es war heller, strahlender Tag; Martha zog sorglich hinter den offenen Fenstern die Gardinen zu, setzte sich in den Lehnstuhl und beobachtete noch eine Weile den Schlummer der Mutter, der sehr süß und

feſt zu ſein ſchien; und wie ſie auf das friedlich ruhende Angeſicht blickte, verſchleierten ſich allmählich auch ihre Gedanken, allerlei Traumbilder umgaukelten ſie; nach kurzer Zeit ſchlief ſie ſo feſt, wie die Mutter ihr gegenüber. Doch nein! ſo feſt ſchlief ſie nicht, denn als ſie nach einer Stunde erwachte und auf den Zehen näher ſchlich, um nach der lieben Kranken zu ſehen, da lag dieſe noch ebenſo friedlich und freundlich da, aber das Antlitz war marmorweiß, kein Atemzug hob mehr die ſonſt ſo gequälte Bruſt, und die Hände, die auf der Decke lagen, waren erkaltet. Es währte lange, bis es der armen Martha ganz zum Bewußtſein kam, daß die Mutter dahin gegangen, wo kein Leid, kein Geſchrei und keine Qual mehr iſt.

Als es ihr endlich zur Gewißheit wurde, ſchrie ſie nicht auf, ſie klingelte nicht um Hilfe; ſie kniete am Bette, ſchickte ihre Seufzer zu Gott hinauf und weinte heiße, recht heiße Thränen. Sie wußte ihre Eltern am Throne Gottes vereint, aber ſie war allein gelaſſen auf Erden und fühlte das mit tiefem, tiefem Schmerz.

Suschen, die einzige, die ſtets einen Drücker zur Korridorthür hatte und unbemerkt kommen und gehen konnte, fand ſie ſo. O, wie herzlich weinte ſie mit ihr! Dann rief ſie ihre Eltern, und als Frau Werner Martha in die Arme ſchloß und ihr Gemahl ſo warme, teilnehmende Worte

ſprach, fühlte das verwaiſte Kind, daß es doch nicht ganz verlaſſen ſei.

Der Direktor beſorgte mit großer Aufopferung all' die ſchweren Außendinge, die ein ſolcher Todesfall mit ſich führt; ſeine Frau ſagte: „Du kommſt jetzt mit uns, liebe Martha. Sobald die Frau kommt, die dazu beauftragt iſt, helfe ich dir mit Suschen zuſammen, deiner lieben Mutter die letzten Dienſte zu erweiſen; denke du jetzt an nichts weiter, als daß deine Mutter im Himmel und unſer Herrgott ein Vater der Waiſen iſt; alles andere findet ſich zu ſeiner Zeit; jetzt wohnſt du bis auf weiteres mit in Suschens Stübchen."

Das Begräbnis war vorüber; Martha hatte ſich bis dahin wunderbar aufrecht gehalten, aber es war noch kein Schlaf wieder in ihre Augen gekommen. Sie hatte ſich ſehr getröſtet gefühlt durch Paſtor Wohlgemuths glaubensvolle Grabrede über den Text: „Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt." Aber als ſie nun an Suschens Arme langſam nachhauſe ging, kam eine ſolche Abſpannung und Müdigkeit über ſie, daß Frau Werner ſie ſogleich nach dem freundlichen Schlafſtübchen führte; ſchon während des Auskleidens fielen die naſſen Augen zu, und als die mütterliche Freundin noch ein Weilchen mit gefalteten Händen am Bette ihres Pfleglings ſtand, hörte ſie ſchon die ſanften Atemzüge, welche den Schlummer der Kindheit und Jugend zu begleiten pflegen.

Suschen benutzte diese Ruhestunden, um mit Frau Warburger frische Luft in die verödete Wohnung zu lassen und die Spuren von Staub und Unordnung zu beseitigen, welche ein jedes Begräbnis hinterläßt. Sie stand in ihrem langen, schwarzen Kleide mitten im Sterbezimmer, und während sie mit ruhiger Stimme die Arbeiten der Dienerin leitete, begoß sie die Blumen, die sich in Frau Feldwarts Krankheit durch die Freundlichkeit der Bekannten in Fülle zusammengefunden hatten, lockte das Hündchen an sich, das winselnd unter dem Tische lag und nur schwer zu bewegen war, Milch und Brot aus ihren Händen zu nehmen, und gab hier und da einem verschobenen Gegenstande seine richtige Stellung und Lage wieder.

Pastor Frank, der die Entschlafene zur letzten Ruhestätte begleitet hatte, überraschte sie bei diesem Geschäfte; er kam, um der verwaisten Tochter ein paar freundliche Worte zu sagen. Er hatte die Thür offen gefunden, weil Frau Warburger viel hin und wieder gegangen war, und stand jetzt Suschen gegenüber.

„Es thut mir leid, Herr Pastor!“ sagte diese, „ich kann jetzt Martha nicht rufen; nach vielen durchwachten Nächten schläft sie soeben zum erstenmal sanft; aber sie wird sich gewiß freuen, wenn Sie ein andermal vorsprechen wollen; nur müssen Sie dann zu meinen Eltern kommen,

denn meine Freundin wird in der nächsten Zeit bei uns wohnen!“

Der Pastor empfahl sich und Suschen setzte ihre stille Arbeit fort. In der Korridorthür sah sich der Davoneilende noch einmal um: „Sonderbar! das Suschen sah heute recht erwachsen aus mit dem schwarzen Kleide und mit dem ernsten Gesicht; sie ist doch wohl eigentlich kein Kind mehr!“

Direktor Werner hätte der Martha gern noch einige Tage stiller Erinnerung und friedlichen Ausruhens gewährt, aber er bemerkte bald, daß sie sehr unruhig war beim Gedanken an ihre Zukunft, und so fragte er sie, als sie an einem der nächsten Morgen ihm und seiner Frau nach dem Frühstück allein gegenüber saß: „Nun, liebes Kind, nun lassen Sie uns erfahren, was Sie für Ihre Zukunft denken und wünschen.“

Martha sah ihn traurig an: „Was soll ich denken? Meine Nahrungsquelle versiegt jetzt, denn die Leibrente der Mutter ist mit ihrem Tode verfallen; mir bleibt nichts übrig, als mir so schnell als möglich eine Stelle zu suchen als Jungfer oder Stütze der Hausfrau, oder“ — setzte sie etwas zögernd hinzu — „vielleicht könnte ich in ein Diakonissenhaus gehen!“

„Das ist ein schöner Beruf“, sagte der Direktor ernst;

„aber haben Sie früher wohl jemals daran gedacht, denſelben zu ergreifen?“

„Nein“, erwiderte Martha aufrichtig.

„Nur um eine Verſorgung zu haben, geht man nicht in ein Diakoniſſenhaus, da gehört ein tieferer Beruf dazu. Ich meine, liebes Kind, man muß bei ſolcher Überlegung die Fingerzeige Gottes beobachten. Meinem Suschen habe ich geſtern noch ganz ernſtlich abgeredet, Lehrerin zu werden; ihre Befähigung weiſt auf andere Gebiete hin; ich könnte ſie mir eher als Diakoniſſe, ja als Stütze der Hausfrau denken; Ihnen aber möchte ich dringend raten: Werden Sie Lehrerin! Sie haben vom lieben Gott genau die Gaben erhalten, die zu einer ſolchen Wirkſamkeit gehören, während man Ihnen als Stütze der Hausfrau wenigſtens in der erſten Zeit noch anmerken würde, daß Sie bei dergleichen Beſchäftigungen nicht aufgewachſen ſind.“

Martha ſeufzte: „Wie gern würde ich Ihrem Rate folgen! Aber ich müßte doch erſt ein Examen machen; das koſtet Geld — woher ſoll ich das nehmen?“

„Da läßt ſich wohl Rat ſchaffen“, ſagte der Hausherr freundlich; „ich habe mit meiner Frau geſprochen und will Ihnen ſagen, wie wir denken. Unſer Wirt hat eine ſehr gut ausgebaute Bodenkammer, die wird er Ihnen für einen ſehr geringen Preis geben, und Sie räumen Ihre Möbel

und Sachen da hinein; wir sehen dann zu, daß wir Ihre Wohnung zum April noch weiter vermieten können. Sie ziehen zu uns, teilen Suschens Stübchen und sind unser lieber Gast. Gold und Silber haben wir leider selbst nicht, aber was wir haben, das geben wir gern, nämlich Obdach, Heimat, Verpflegung, so lange Sie es gebrauchen. Doktor W., mein Freund, bildet eine ganze Schar junger Mädchen fürs Lehrerinnenexamen aus. Sie sind so sehr viel besser vorbereitet durch Ihren trefflichen Jugendunterricht, als die meisten seiner Schülerinnen, daß ich überzeugt bin, Sie können das Ziel in ein und einem halben Jahre erreichen, besonders wenn ernster Wille und redliche Anstrengung dazu kommen. Nun, haben Sie wohl Mut, diesen Weg zu gehen? Es ist wohl möglich, daß etwas von Ihrem kleinen Notpfennig dabei noch aufgezehrt werden muß; aber ich denke, er trägt so die besten Zinsen."

Martha konnte nur danken, mit tiefgerührtem Herzen danken für so viel Güte.

„Ist nicht nötig, ist gar nicht nötig", sagte der Direktor, „es wird ein ganz angenehmer Zuwachs für unsere Familie sein. So, nun schlagen Sie ein! Und nun werde ich dich, liebe Martha, ganz als meine älteste Tochter betrachten, so lange du bei uns bist. Sage du von heute an: Onkel und Tante Werner! da wird es uns allen behaglich sein!"

Martha mußte durch ihre Thränen lächeln, und Suschen, die eben hereingeschlüpft war, umarmte sie so stürmisch, daß sie fast erdrückt wurde. In den Kreis ihrer Geschwister kam bei der Nachricht, daß Martha jetzt hier bleiben würde, eine so freudige Aufregung, daß Suschen und Frau Werner Mühe hatten, sie so ruhig zu erhalten, wie es bei der traurigen Gemütsstimmung ihres Gastes nötig war.

9.

Bei Werners.

Da in H. Wohnungsmangel war, wurde die Wohnung, welche Frau Feldwart innegehabt hatte, noch im Laufe des Monats weiter vermietet. Es kamen für Martha die schweren Tage des Ausräumens, und Suschen half ihr mit Arbeit und Teilnahme, so viel sie immer konnte. Die Kommode der Urgroßmutter, der Nähtisch, Ajax und das Vögelchen wanderten mit zu Werners, um es der Verwaisten dort heimisch zu machen; alle Familienglieder trugen ihr Mitgefühl und Liebe entgegen und suchten ihr dieselbe auf alle mögliche Weise zu zeigen. Dennoch vergingen Wochen, bevor sie sich in den neuen Verhältnissen zurecht fand. Die Stunden kamen nicht selten, wo der Anblick des reichen Familienkreises ihr die eigene Verlassenheit noch deutlicher und schwerer zum Bewußtsein brachte und die Sehnsucht nach ihren Lieben so mächtig erregte, daß sie kaum darüber

Herr werden konnte. Die neue, ernſte Thätigkeit, in welche ſie ſofort eingetreten war, half ihr wohl dabei, koſtete ihr aber, ſo gern ſie von Jugend auf gelernt hatte, doch oft Überwindung. Ihr Wiſſen war auf vielen Gebieten reicher, als es für das bevorſtehende Examen verlangt wurde, und Doktor W. hatte ſeine große Freude daran, aber in manchen Dingen war es mangelhaft. Sie hatte, beſonders ſeitdem ſie der Schule entwachſen war, volle Freiheit gehabt, zu lernen und zu treiben, was ſie innerlich zumeiſt anzog; jetzt mußte es nun ſyſtematiſch vorwärts gehen, gleichmäßig in allen Fächern, in ganz beſtimmten, ziemlich engen Schranken; das koſtete ihrer lebendigen Natur manchen Kampf und manchen Seufzer.

„Wenn ich ſpäter Kinder zu erziehen habe, laſſe ich ihnen gewiß mehr Freiheit!“ dachte ſie. Dennoch konnte ſie nicht umhin, anzuerkennen, daß ſolche ins Syſtem gebrachte, feſt geregelte Thätigkeit auf den inwendigen Menſchen beruhigend wirkt. Auch das Arbeiten in Gemeinſchaft mußte ſie erſt lernen; da ſie das einzige Kind war, hatte ſie für ſolche Beſchäftigungen ihr Zimmer und vollſtändige Stille um ſich her gehabt. Dies ging bei Werners nicht an, wenigſtens jetzt nicht. Der April und der Anfang des Mai brachten rauhe, kalte Luft; man mußte heizen. Im großen Speiſezimmer arbeitete der Sekundaner mit Luiſe

und den Zwillingen; der Martha ward an derselben langen Tafel ihr Platz angewiesen. Da zuckte sie manchmal zusammen, wenn sie im Denken und Lernen durch ein unerwartetes Tischbeben oder eine sehr unnütze Bemerkung unterbrochen wurde. Seitdem aber Wilhelm lachend gefragt: „Sind Sie nervös, Martha?“ nahm sie sich sehr zusammen; als nervös mochte sie durchaus nicht gelten; sie fand auch in der That, daß die Gewohnheit sie nach und nach gegen solche Eindrücke weniger empfindlich machte.

„Du arme Martha!“ sagte Frau Werner mitleidig, „im Sommer wird es besser, da kannst du auf deinem Stübchen allein sein.“

„Ach, ich glaube, bis dahin bin ich ganz daran gewöhnt“, sagte Martha freundlich.

„Dann ist es desto besser“, erwiderte die Mama sehr zufrieden; „wir Frauen erlangen ungestörte Muße für unsere Arbeiten nur in den seltensten Fällen, in den glücklichsten Verhältnissen am wenigsten; da ist es ein großes Glück, wenn man lernt, in der äußeren Unruhe die innere Ruhe festzuhalten; stilles Ertragen kleiner Störungen kräftigt mehr als man denkt, und trägt viel dazu bei, den Lebensweg zu ebnen.“

Auch das Verhältnis zu den verschiedenen Familiengliedern brachte manche Schwierigkeit. Jede neue Lebens-

lage bietet solche dar; schwache und selbstsüchtige Naturen steigern sie für sich und andere oft bis zur Unerträglichkeit; kräftige und treue überwinden sie mit Gottes Hilfe und finden darin die beste Schule und den größten Reichtum fürs Leben.

Der Sekundaner hatte eben angefangen, ein wenig über die Zeit hinauszukommen, wo es heißt: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.“ In solcher Zeit pflegen zwischen großen Brüdern und erwachsenen Schwestern intime Freundschaften zu entstehen. Er war gewohnt gewesen, all' seine Erlebnisse Suschen mitzuteilen, wie sie seine Heimkehr aus der Schule kaum erwarten konnte, um all' die Dinge mit ihm zu besprechen, die für ein achtzehnjähriges Herz Bedeutung und Wichtigkeit haben. Nun kam Martha und nahm Suschens Neigung und in jeder freien Stunde auch Suschens Zeit so in Beschlag, wie er es nicht für möglich gehalten hatte. Der junge, sehr hübsche Gast war ihm keineswegs gleichgültig; er versuchte sehr ernstlich, auf Spaziergängen oder abends im Garten der dritte im Bunde zu sein; da man ihn aber nicht gerade huldvoll aufnahm, ward er verstimmt und kam in Versuchung, zu den eben überwundenen Gewohnheiten der Flegeljahre zurückzukehren. Er entwickelte eine merkwürdige Geschicklichkeit darin, auf den Zehen näherzuschleichen, Bruchstücke aus der Unterhaltung

der Mädchen zu erlauschen und dieselben in der verdrehtesten Gestalt wieder zutage zu bringen, gerade, wenn es die beiden Freundinnen am meisten in Verlegenheit brachte. Er band auch wohl heimlich Suschens langen Zopf an Marthas Taillenband fest, wodurch sehr unangenehme, ja manchmal auch schmerzhafte Verwickelungen entstanden, und die ärgerlichen Ermahnungen der Frau Direktorin halfen immer nur auf kurze Zeit. Eine treue Bundesgenossin hatte er, nicht in seinen Ungezogenheiten, aber in der Eifersucht auf Marthas Freundschaft mit Suschen, an seiner Schwester Luise, die es gar nicht begreifen konnte, warum sie in letzter Zeit so ganz in den Hintergrund gedrängt wurde, und die beiden redeten sich recht geflissentlich gegenseitig in den Ärger hinein.

Frau Werner sprach anfangs nur zum Frieden: „Bedenkt doch, wie die arme Martha noch so fremd hier ist; sie hat jetzt eine Freundin nötig; wenn sie ihre Traurigkeit erst etwas überwunden hat, wird das ganz von selbst besser.“

Der Direktor sah die Sache mit heimlicher Belustigung; die kleinen Konflikte machten ihm Spaß, weil er eine glückliche Lösung voraussah; aber er konnte es nicht lassen, zuweilen etwas ironisch zu werden. Auf Spaziergängen, wenn alle sich an einer schönen Baumgruppe oder freundlichen Aus-

ſicht erfreuten, ſtörte er das eifrige Zwiegeſpräch der Mädchen: „Nun, ihr Geiſtesabweſenden, thut nur auch einmal euere Augen auf, damit ihr etwas von Gottes Schöpfung gewahr werdet!“ Oder er läutete hinter ihren vereinigten Köpfen mit der großen Tiſchglocke: „Verſunkenheit, Verſunkenheit weiche! Das Abendbrot ſoll in den Garten gebracht werden.“

Gerade, weil Martha fühlte, daß die freundliche Rüge von ihr verdient war, traf ſie dieſelbe oft recht empfindlich; ſie war als einziges Kind an große Schonung gewöhnt.

Die Sache erreichte ihren Höhepunkt, als eine Couſine von Suschen, Joſephine, in ſchöner Abkürzung nur „Phine“ genannt, auf Beſuch kam. Sie war eine ſehr wenig anmutige Erſcheinung, eckig im Benehmen, wortkarg, wenig angeregt zu geiſtigen Intereſſen, mit einem Worte: den beiden Unzertrennlichen ſehr unſympathiſch. Dies ließen ſie auf eine ſehr unliebenswürdige Weiſe dem Gaſte merken; ſie wußten mit wunderbarer Geſchicklichkeit denſelben von ihren Zwiegeſprächen auszuſchließen, und Phine ging auf gemeinſamen Wanderungen, wenn nicht etwa der Direktor oder die Hausmutter ſich ihrer annahm, mit gefurchter Stirne ihren Weg allein. Die Eltern beide ſahen dies mit wirklichem Schmerz; des Direktors humoriſtiſche Bemerkungen wurden bitter und beißend; ſeine Frau nahm eines Morgens,

als Phine noch ſchlief, die beiden Freundinnen beiſeite, und ſagte ihnen ganz gründlich die Wahrheit: „Alles, was recht iſt, lobt Gott! ihr Kinder. Ich habe euerer Freundſchaft viele Rechte eingeräumt, aber wenn ihr mir die Gaſtfreundſchaft verletzt, bin ich ſehr böſe. Ja, ja! ſeht mich nur erſtaunt an; jede Freundſchaft, jedes Verhältnis, welches ſo ausſchließlich wird, daß man gar nicht mehr daran denkt, was man ſeinem Nächſten ſchuldig iſt, wird Leidenſchaft und Egoismus, und das muß bekämpft werden. Ich bitte mir von heute an aus, daß ihr euch ordentlich betragt, ſonſt trenne ich euch und ſchicke Suschen wieder auf Reiſen!“

Martha empfand es ſehr tief, daß ſie hier Urſache zur Unzufriedenheit gegeben hatte; Suschen gab ſich noch nicht gleich: „Aber Mama! was ſollen wir denn mit ihr anfangen?“

„Das wird ſich ſchon finden, wenn ihr ernſtlich wollt; wie es in den Wald ſchallt, ſo ſchallt es wieder heraus; ich glaube, ihr habt noch nicht einmal ernſtlich mit dem Hammer der Liebe bei ihr angeklopft; wer weiß, welche Goldſtufen ihr findet, wenn ihr es thut!“

Martha war ſehr erſchüttert von dieſer Strafpredigt; ſie hatte ſelten Scheltworte bekommen im Leben, und obgleich ſie der Frau Werner in ihrem Herzen beipflichten mußte, fühlte ſie ſich doch ſehr unglücklich und verlaſſen und griff

zum Troſt nach Urgroßmutters Briefen. Sonderbar! das erſte, was ihr in die Hand fiel, war ein kleines Gedicht:

Gaſtfrei zu ſein vergeſſet nicht!
Der heilige Apoſtel ſpricht;
Bei manchem hat ganz unbeachtet
Ein Gottesengel übernachtet.
Drum hört, was der Apoſtel ſpricht:
Gaſtfrei zu ſein vergeſſet nicht!

Drum ſollſt du auch ganz freundlich ſein,
Tritt unerwünſcht ein Gaſt herein;
Manch Englein hat die Flügel innen,
Du würdeſt's herzlich liebgewinnen,
Sähſt du ihm tief ins Herz hinein;
Drum ſollſt du jedem freundlich ſein.

Gar mancher, der dir nicht gefällt,
Iſt recht zum Engel dir beſtellt;
Es ſind nicht immer Sympathieen,
Die 's Herz nach Gottes Willen ziehen.
Es thut gar wohl, ſo ſchwer's oft fällt:
Gut ſein dem, der dir nicht gefällt!

Nun es die Urgroßmutter ſagte, mußte es wohl wahr ſein! Martha prüfte ſich ernſtlich und kam auf manchen Punkt, der ſie verklagte. Wo waren denn die luſtigen Mittagsſtunden geblieben, ſeitdem Suschen und ſie im entfernteſten Gartenweg wanderten und ſich um die anderen

nicht bekümmerten? Als sie abends allein auf ihrem Stübchen waren, gab Martha Suschen das Gedichtchen zu lesen; ausführliche Besprechungen und gute Vorsätze schlossen sich daran, die mit aufrichtigem Herzen gefaßt wurden.

„Wenn ich nur erst wüßte, wie man Phinen näher kommen könnte!“ sagte Suschen.

„Wir müssen es versuchen!“ sagte Martha seufzend.

Nun ist nichts schwerer, als den richtigen Anfang einer Unterhaltung zu finden, wenn man mit der feierlichen Absicht, eine solche zu beginnen, an jemanden herantritt.

Phine, teils beleidigt durch die erfahrene Zurücksetzung, teils bequem, war einsilbig und schien die Annäherung ihrer Altersgenossinnen fast nur mit gnädiger Herablassung zu dulden; Suschen kehrte ihr bald den Rücken und verschwand. Martha versuchte jedes mögliche Thema.

„Haben Sie Geschwister?“

„Ja.“

„Brüder oder Schwestern?“

„Von beiden.“

„Ist T. ein angenehmer Ort?“

„Es geht!“

„Kommen Sie viel in Gesellschaft?“

„Manchmal!“

„Wird dort auch musiziert?“

„Himmel, wie kommen Sie nur darauf, mich in einem fort zu fragen! Laſſen Sie mich doch zufrieden; es intereſſiert Sie ja alles nicht!“

Es war eigentlich wahr, Martha geſtand ſich's zu ihrer Beſchämung; aber wie in aller Welt ſollte ſie da eine Annäherung beginnen?

Gegen Abend wanderten alle in den Garten; der Gärtner hatte verſchiedene Beete neu bepflanzt, eins derſelben recht geſchmacklos mit lauter gleich großen Pflanzen, von denen keine zur Geltung kam und jede der anderen Luft und Sonne wegnahm. Joſephine ging einigemal um das Beet herum und ſchien in ſeine Betrachtung völlig verſunken zu ſein.

„Ich dächte, das Beet wäre nicht eben ſchön“, ſagte Martha.

Das erſte freundliche, verſtändnisvolle Lächeln erſchien auf Phinens Geſicht: „Nein, das iſt es wirklich nicht; wenn da in der Mitte nur ein einziges Heracleum oder eine Staude Zuckerrohr und ein paar Maispflanzen ſtänden; dann etwa dieſe Gladiolus, ringsum vielleicht noch Aſtern und am Rande weiße Vergißmeinnicht — das wäre ein hübſches Beet. Ja, das verſtand mein Großvater ſo ſchön! Ich wollte, Onkel Werner erlaubte mir, es einmal ſo einzurichten!“

„Das würde er vielleicht thun; aber wäre es nicht ſchade um die hübſchen Wicken und Winden?“

„Ei, die könnten wir dort an der Laube anbringen; da fehlt etwas.“

„Fragen Sie doch!“ riet Martha.

„Ach, das wage ich nicht!“

Beim Abendbrot redete Martha den Hausherrn an: „Onkel Werner, Phine und ich haben einen ſehr großen Wunſch!“

„Nun, und welchen?“ fragte er freundlich.

Martha trug die Sache vor; der Onkel lachte: „Wenn ich da nur nicht aus dem Regen in die Traufe komme!“

„Sie könnten es doch verſuchen!“ bat Martha weiter. „Phine verſteht ſich darauf und wir könnten ihr helfen.“

„Ja, wir alle! wir alle!“ riefen die Zwillinge.

„Meinetwegen, verſucht die Sache!“ entſchied der Direktor. „Das Heracleum giebt euch Freund Friedhelm umſonſt.“

Wilhelm holte es, brachte auch noch einige Maispflanzen und ein Körbchen voll Vergißmeinnicht mit; Phine hob ſorglich die überflüſſigen Pflanzen aus; ſie kamen unter die Aufſicht von Luiſe; Arthur und Hans durften an der Laube unter Suschens Aufſicht Löcher ausarbeiten, und Martha ſetzte die Pflänzchen mit geſchickter Hand ein. Phine arrangierte indeſſen

das Mittelbeet und Anna trug ihr in der kleinen Gießkanne immer wieder friſches Waſſer zu. Die kräftige Mittelpflanze, obgleich ſie ihre Höhe noch nicht erreicht hatte und jetzt die Blätter hing, hob das Beet ſehr.

„Ihr ſollt 'mal ſehen, wenn alles ordentlich anwächſt, wie reizend es wird", rief die Obergärtnerin; ſie war ganz aufgelebt und nicht wiederzuerkennen.

Die Garderobe war nun zwar nicht ganz ohne Schaden weggekommen, aber die Freude über das gemeinſam Geſchaffene ſtrahlte allen aus den Augen.

Dies war der Anfang vieler Vergnügungen; abends mußte man gießen; hier und da wurden noch Verbeſſerungen für nötig befunden; die ganze junge Familie entwickelte ein nie gekanntes Intereſſe an der Gärtnerei, und Joſephine gab eine ſehr geſchickte Lehrmeiſterin ab. Auch verſtand es niemand ſo gut wie ſie, die Ranken des wilden Weines und des Geisblattes zierlich aufzubinden oder aus wenigen Blumen einen anmutigen Strauß zu ſchaffen.

„Woher kannſt du das alles, Phine?"

„Von meinem Großvater", erwiderte ſie; „ſein Garten war ſein Liebſtes, und ich war, bis er ſtarb, ſein Gehilfe darin; ich liebe die Pflanzen gar zu ſehr! Es fehlt mir hier nur eine ſehr zierliche, feine Blattpflanze, die wir zuhauſe in Fülle hatten."

„Weißt du den Namen nicht?“

„Nein, aber ich habe oben einige gepreßte Exemplare.“

Sie holte dieſelben, um ſie den Kindern zu zeigen, und alle waren erſtaunt, wie ſchön ſie gepreßt waren, wie unverletzt die Farben.

„Können wir das auch lernen?“ fragte Luischen.

„Freilich, das kann jeder lernen; ich werde heute Nachmittag recht viel Löſchpapier holen und euch das Verfahren zeigen.“

Es ging nun mit Eifer ans Einlegen und Preſſen; auch Martha trieb es, um die Ränder ihrer Zeichnungen mit dem getrockneten Gras und Moos zu ſchmücken; die Kinder ſuchten das nachzuahmen, und alle fühlten, wie ſchön es ſei, wenn eins vom anderen nimmt und einer dem anderen giebt, viel ſchöner, als ſeinen Gedanken nachzuhängen und unbekümmert um die anderen ſeine einſame Straße zu ziehen. Ja, Martha und Suschen merkten zu ihrem Erſtaunen, daß ihre einſamen Plauderſtunden am Abend und Morgen nicht an Reiz verloren und viel an Reichtum gewannen, ſeitdem ſie ſich mehr den Intereſſen der anderen Hausgenoſſen anſchloſſen. Als Martha einmal teilnehmend Joſephinen nach dem Großvater fragte, da kam die Goldſtufe in dem Herzen der Enkelin wirklich zutage; hier verſtand ſie Martha nur zu gut; und als endlich der Gaſt

wieder ſeiner Heimat zufuhr, ſchied er mit Thränen und wurde mit Thränen entlaſſen.

„Die Urgroßmutter hat doch wieder recht behalten", ſagte Martha.

Ja, die Urgroßmutter! ihre Papiere und Briefe lieferten reichen Stoff zu den Unterhaltungen der beiden Mädchen; denn Suschen durfte jetzt mit darin ſtudieren. Sie intereſſierte ſich beſonders für die praktiſche Armenpflege, die oft darin erwähnt wurde, und wenn ſie, ihr Körbchen am Arm, auf Paſtor Wohlgemuths Geheiß zu ſeinen Kranken ging, that ſie dies faſt nie ohne eine ſtille Erinnerung an die ehrwürdige Frau, und ohne die Freude, auf ihren Wegen zu gehen. Ihre Lieblingspatientin war eine junge Frau, aus Weißfeld ſtammend, welche bald nach ihrer Verheiratung eine Bruſtentzündung bekommen hatte und infolge davon ſchwindſüchtig geworden war. Sie ſah Suschens Beſuchen ſtets mit großer Sehnſucht entgegen; dieſe fühlte ſich ihr gegenüber beſonders frei, da die Leidende nur um wenige Jahre älter war als ſie.

Eines Abends, nachdem Suschen die Kranke beſorgt, umgebettet und erquickt hatte, klagte dieſe noch: „Ach, Fräulein! Mein armer Mann! Heute hat er müſſen eine Stunde vor Tage auf die Fabrik gehen, hat keine Zeit behalten, den Topf in die Grube zu ſetzen; Mittag iſt er gar nicht nach-

hauſe gekommen, und nun findet er abends auch nichts Warmes! Er iſt auch zu ſchlimm dran!“

„Könnte ich denn etwas für ihn kochen?“ fragte Suschen.

„Ach, das iſt doch zu viel verlangt; aber Bier iſt im Hauſe, gleich auf der oberſten Kellerſtufe, und Brot und Milch und ein Ei und Kümmel auch; ach, Fräulein, wenn Sie es thun wollten!“

Suschen bereitete die Suppe und ſetzte ſie auf dem Ofen warm.

Paſtor Frank, der ſein früheres Gemeindeglied beſuchen wollte, hatte ihrem liebevollen, anmutigen Thun eine Weile unbemerkt zugeſehen. Als ſie in den Hausflur trat, begrüßte er die junge Schülerin freundlich: „Wie freut es mich, daß Sie der Käthe ſo beiſtehen! Haben Sie ihr auch wohl etwas vorgeleſen oder ernſt mit ihr geredet?“

Suschen errötete ein wenig: „O nein! leſen kann die Käthe für ſich, wenn ich nicht da bin, und ſprechen von ſo ernſten Dingen — Herr Paſtor, das wird mir ſchwer: ich kann viel beſſer mit meinen Händen helfen!“

Er ſah ihr in die hellen Augen und ſchwieg; er hatte ſie erſt ermahnen wollen, zu lernen, was ſie nicht konnte; aber wie ſie ſo vor ihm ſtand mit den klaren Augen und der demütigen Haltung, vermochte er's nicht; er dachte:

„Die Gaben ſind verſchieden; ihre bloße Erſcheinung iſt eine Erquickung; und das iſt gewiß: ein Kind iſt ſie jetzt nicht mehr!“

In mancher Beziehung war ſie aber doch noch ein Kind.

In Urgroßmutters Kommode fanden ſich viele Flachs- und Webe-Rechnungen; das ſtimmte ſo ganz mit dem Lobe der Spinnekunſt in manchem neuen Journal, und als der Herbſt kam und der Weihnachtswünſche gedacht wurde, kannte Suschen keinen größeren als: „Ach, ein Spinnrad! und einen großen Haufen Flachs!“

Frau Werner lachte darüber: „Von mir bekommſt du das ſicher nicht, mein Suschen!“

„Aber Mama, warum nicht?“

„Weil es für eine Spielerei zu teuer iſt, und mehr als Spielerei in unſerer unruhigen Zeit doch niemals wird!“

„Aber Mama!“

„Ja, liebes Kind, es iſt ganz wie ich ſage: An unſere Großmütter und Mütter wurden lange nicht ſo viel Anforderungen geſtellt wie an uns; der Verkehr war ein viel langſamerer; es gab nicht ſo viel Stunden, Vereine und Vorleſungen; wenn ſie ihr Spinnrad vor ſich hatten, ſaßen ſie tagelang hintereinander und zogen Faden auf Faden; da wurde was fertig fürs Haus. Sie konnten wohl recht hübſch dabei denken und ſinnen; aber einem Kinde des 19. Jahr-

hunderts könnte es doch wohl etwas langweilig sein. Es würde auch ein teueres Leinen werden, mein Töchterchen; die Hände kommen eben den Maschinen doch nicht nach."

„Wie schade!" seufzte Suschen.

„Ja, liebes Kind, das läßt sich nun nicht ändern; wir können doch nicht Erfindungen und Industrie zurückdrehen, bis wir wieder ins adamitische Zeitalter kommen. Den Sinn des Fleißes, der Häuslichkeit, der Treue, der die Mütter bei ihrer Arbeit leitete — den sollen wir pflegen, aber ihn mit Vernunft in Einklang bringen mit den Anforderungen der neuen Zeit; es gefällt euch ja doch gar nicht übel, daß ihr jetzt mehr Anteil habt am geistigen Leben; das möchtet ihr doch gewiß nicht beseitigen!"

„Aber Rösners haben auch ihre Rädchen!"

„Ja, die treiben es eben als eine hübsche Erinnerung an die großmütterliche Thätigkeit und eine nette Spielerei. Da es bei ihnen gerade nicht viel darauf ankommt, was sie vornehmen, so ist das nicht zu tadeln, und hätte ich ein altes Rad, so solltest du es meinetwegen zu gleichem Zwecke haben. Aber es darf niemand meinen, daß damit in unserer Zeit ein wirklicher Nutzen für den Haushalt geschafft wird, und besonders in unserem giebt es der nützlichen und nötigen Arbeiten so viel, daß man sich der überflüssigen lieber enthält."

Es war und blieb aber Suschen ſehr niederſchlagend. Als die beiden Mädchen in den Herbſtferien bei Rösners waren, hatte Martha auf Trudens Boden das Spinnrad der Urgroßmutter geſehen, das auf die Dienerin vererbt war.

„Ich ſpinne nicht darauf", hatte dieſe geſagt, „wenn mir die Frau Amtsrätin auch im Winter noch Flachs giebt. Weil ich eben nichts anderes mehr thun kann, ſo verſpinne ich den auf meinem zweiſpuligen, das trägt mehr ein!"

Es war nicht ſchwer, Truden zu bewegen, das Rad an die Urenkelin abzutreten; in Weißfeld wohnte noch ein alter, geſchickter Drechsler, dem ward es zur Reparatur übergeben, und wenn für Martha der Blick auf die äußere Weihnachtsfeier von irgendeinem freundlichen Strahl erhellt wurde, ſo war es die Ausſicht, Suschen mit dieſem Rade zu beglücken. Frau Amtsrätin hatte den Flachs dazu zu liefern verſprochen und hielt ihr Wort.

Die Überraſchung gelang aufs beſte. Als die Beſcherung bei Werners am heiligen Abend vorüber war, kam Hans als Knecht Ruprecht und brachte im Namen der Urgroßmutter das feingeſchmückte Rädchen; der Flachs war durch Trudens geübte Hand kunſtgerecht aufgelegt; ein ſchönes, buntes Wockenband umgab ihn. Suschen wurde

ganz rot vor Freude. Sie hatte ja alle Vernunftgründe in der Rede der Mutter eingesehen; aber Vernunft treibt Herzenswünsche selten aus, und als sie nun vollends vernahm, daß es das Rad der Frau Anna Martha Waldheim war, deren Name, allen sichtbar, am Querbrett prangte, kannte der Jubel gar keine Grenzen, und es wurde ihr schwer, dem Knecht Ruprecht zu gehorchen, der ihr gesagt:

Aber von Weihnachten bis zum hohen Neujahr
Muß ruhen das Spinnrädlein ganz und gar;
Hört man es da nur einmal schwirren,
So müssen die Hexen den Wocken verwirren.
Erst wenn die hochheil'gen zwölf Nächte vorbei,
Ist das Spinnen wieder gesegnet und frei.

Die Eltern und Geschwister freuten sich mit ihr, und auch Martha, der die Erinnerung an die beiden letzten Weihnachtsfeste natürlich schwer auf der Seele lag, war dennoch glücklich über die gelungene Überraschung und konnte sich dem Glanz der Weihnachtssonne, der so besonders lieblich hineinstrahlt in einen großen Familienkreis, nicht entziehen.

Als endlich die Zeit gekommen war und Trude der gelehrigen Schülerin Handgriff und Tritt beigebracht hatte, saß Suschen stolz auf ihrem Schemel, zog Faden auf Faden, und erschien sich, als sei sie nun ganz auf den Pfaden der

Urgroßmutter. Sie fing auch gleich an zu überlegen, wie viel ſie weben laſſen wollte, erkundigte ſich, wie viel oder vielmehr wie wenig der Weber gebrauche, um ein Dutzend Handtücher fertigzuſtellen; als ſie dann aber ihre Thaten mit ſeiner Forderung verglich, geſtand ſie ſich heimlich, nur ganz heimlich, daß es ziemlich lange dauern würde, bevor das Gewünſchte zuſammen ſei, und mußte es als ein großes Glück anſehen, daß die Familie mit dem Trocknen ihrer Hände nicht darauf zu warten brauchte. Das mußte man ja ſagen: lieblich ſah das Suschen aus, wenn ſie hinter dem blanken Spinnrad ſaß; recht wie ein deutſches Mädchen mit ihrem klaren Geſichtchen und blonden Zopf. Paſtor Frank, der jetzt wieder häufiger und ruhiger kam und ſie eines Tages bei der neuen Arbeit überraſchte, konnte ſich auf dem Heimwege gar nicht losmachen von dem Bilde der Spinnerin, obgleich er halb und halb ärgerlich darüber war.

„Sie macht wirklich einen ſehr lieblichen Eindruck“, dachte er; „es iſt ſchade, daß ſie ſo wenig aus ſich heraus-geht; aber vielleicht ſchadet es nicht ſo viel; wenn der Paſtor ſpricht und die Paſtorfrau praktiſch hilft, ſollte es wohl auch gehen!“

Der Winter ging friedlich und fleißig dahin, und nun in voller Harmonie. Die Scene während Joſephinens Da-ſein hatte auf die beiden Freundinnen den beſten Einfluß

gehabt; ſie bemühten ſich jetzt mit aufrichtigem Herzen, gegen alle Familienglieder liebenswürdig zu ſein. Daß Wilhelm nun wirklich als dritter in den Freundſchaftsbund aufgenommen war, führte demſelben einen großen Zuwachs an Ideen zu. Sein Herz war ſehr warm für das allgemeine Wohl, ſein Intereſſe groß für alles, was eben die Zeit bewegte: Stöckers Arbeitervereine, Bismarcks große Ideen waren Gegenſtände ſeiner Schwärmerei; der Primaner konnte lange Reden halten, von Suschen und Martha höchlich angeſtaunt, obgleich ſie oft noch recht jugendlich unreife Gedanken enthielten. Natürlich kam dergleichen auch am Mittags- oder Abendtiſche zutage, und machte die liebe Hausfrau ungeduldig.

„Jetzt krähen die Hähnchen, wenn ſie eben aus dem Ei gekrochen ſind", pflegte ſie zu klagen; „ich kann es manchmal gar nicht anhören, wenn ſie ſo unreifes Zeug vorbringen; und auch die Mädchen! Wir mußten uns ganz ſtill verhalten, wenn von ſolchen Dingen die Rede war!"

Der Direktor dachte anders darüber: „Natürlich müſſen ſie reifer werden; aber nur, was überhaupt exiſtiert, kann wachſen und gedeihen; ich möchte keinen Sohn haben, der nicht ſeine Ideale in dieſer Beziehung hätte, und eine Anſicht über dieſe Dinge müſſen ſich ſchließlich doch auch die Frauen bilden. Sie ſind ja doch beſcheiden erzogen, unter

Fremden hören ſie und ſchweigen. Laß du ſie ja im Familienkreiſe ſich ausſprechen. Du glaubſt auch nicht, wie es mich intereſſiert; ich bekomme dadurch ein genaues Bild von dem, was mehr oder weniger in all meinen Schülern lebt; es ſind die Keime der Gedanken und Thaten einer kommenden Generation, die müſſen wir Alten wohl beachten, mit unſeren Erfahrungen ſtützen und ſchützen und mit unſerer Liebe pflegen."

Frau Werner ſtaunte oft, wie es ihr Mann verſtand, ſich auf den Standpunkt der Jugend zu verſetzen und von da aus leiſe Irrtümer zu berichtigen und auf unreife Anſichten einzuwirken.

„Auf manchen Gebieten", dachte ſie, „ſind Männer geduldiger als Frauen; das macht, weil ſie die Dinge mehr im großen und nach ihrem Zuſammenhange faſſen; es iſt ſchön, daß wir das von ihnen lernen können!"

Auch die Kleinen wurden jetzt von Martha zärtlich beachtet; ſie bemühte ſich, ihre Eigentümlichkeiten kennen zu lernen, ſie zu verſtehen und ihnen etwas zu ſein. Sie fand dies ſehr lohnend. Jedes Kind war anders geartet, eines durch Freundlichkeit, das andere durch Ernſt zu gewinnen; eines nahm die Dinge zu leicht, das andere zu ſchwer. „So werden meine Schülerinnen ſpäter auch ſein", dachte ſie und machte ein völliges Studium daraus, ein jedes nach

ſeinem innerſten Weſen zu lieben und zu behandeln. Dies gelang ihr vortrefflich und Eltern und Kinder waren innig dankbar dafür. Alle fürchteten ſich vor der Zeit, wo Martha ihnen entriſſen werden ſollte, und doch rückte ſie unaufhaltſam näher.

Im Sommer vor ihrem Examen fing ihre ſonſt ſo große Friſche an zu ſchwinden unter den vermehrten Anſtrengungen. Eine ernſte Betrübnis kam dazu. Onkel Konſul, der ihr immer mitunter einmal geſchrieben hatte und auf deſſen treue Teilnahme ſie ſich allezeit verlaſſen konnte, war plötzlich geſtorben. Seine Hinterlaſſenſchaft kam in die Hände eines entfernt wohnenden Neffen, zu welchem Martha gar keine Beziehungen hatte, und ſo war das letzte Band gelöſt, das ſie noch an B. knüpfte, und das ſie ſo gern feſtgehalten hätte, ſchon um Siegfrieds willen: „Wo ſoll er mich nun ſuchen, wenn er wirklich wiederkommt?“

Rösners, die Martha herzlich liebten, baten ſie ſich in den Sommerferien aus; ſie ſollte in Weißfeld friſche Milch trinken, fleißig ſpazieren gehen und auf alle Weiſe gepflegt werden. Es ſchlug auch leidlich an; ſie bewohnte Urgroßmutters Stübchen und fühlte ſich ungemein wohl und geborgen darin.

Paſtor Frank kam jetzt unbefangen und ſchien wieder heiter zu ſein, verſank aber manchmal in tiefe Gedanken:

war ihm vielleicht auch jetzt klar, daß er sich in das Phantasiebild der Urgroßmutter verliebt hatte? O, es war ihm noch etwas anderes klar geworden, und dies versetzte Martha und Rösners in die größte Freude. Werners hatten versprochen, am nächsten Sonntag herauszukommen, und man rüstete freudig zu ihrem Empfange. Freitag war Pastor Frank zur Stadt gegangen und erst spät am Abend heimgekehrt. Sonnabend früh schickte er Martha einen Brief ihrer Freundin; sie öffnete ihn mit Spannung, fürchtete fast schon eine Absage, aber Suschen schrieb:

„O Martha! liebe Martha! Du sollst es ja zuerst und bis morgen ganz allein erfahren, was sich heute begeben hat und was ich ganz und gar noch nicht begreifen kann. Denke Dir, ich bin seit einer Stunde Braut, *seine* Braut! ach, und eine so glückliche! Ich wollte es ja erst gar nicht glauben, als Frank mir sagte, er habe mich lieb; aber zuletzt merkte ich es doch, und ich glaube es ja zu gern. Morgen früh nach der Vormittagskirche wird das Geheimnis enthüllt; bis dahin schweige wie ein Stummer! Ich kann es eigentlich gar nicht erwarten, bis Ihr Euch alle mit mir freut. Lobe den Herrn, meine Seele!

Deine glückselige Suse."

Leicht wurde es der Martha nicht, zu schweigen wie ein Stummer, und obgleich sie mit keinem Worte sich verriet,

wurde es doch Rösners an ihrem erregten, oft gedankenvollen, dann wieder freudigen Wesen klar, daß etwas Außergewöhnliches in der Luft sei, und besonders die jungen Mädchen kamen in ihren Vermutungen der Wirklichkeit ziemlich nahe. Die Erwarteten erschienen zeitig am Sonntagmorgen, Suschen im blendendsten Weiß. Vor dem Gottesdienste, den alle gemeinsam besuchten, blieb alles im gewöhnlichen Geleis. Pastor Frank predigte über den Spruch: „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich.“ Man merkte ihm an, daß der Dank sehr warm aus seinem Herzen kam, und als die Eltern nach der Kirche ihn und Suschen als Brautpaar vorstellten, wußten es alle, wofür er zu danken hatte, und der Jubel wollte gar kein Ende nehmen.

Jetzt konnte der Bräutigam nicht lange verweilen, da er den Nachmittagsgottesdienst noch vor sich hatte; aber beim Abendbrot da ging es an ein Feiern und Gesundheittrinken! Besonders Suschens Geschwister wurden es gar nicht müde, „Hoch!“ zu rufen, und der Bräutigam sah durchaus nicht aus, als hätte er schmerzliche Erfahrungen begraben müssen, um zur Freude dieser Stunde zu kommen; die liebliche Braut aber strahlte.

Als man nach Tische im duftenden Garten wanderte, sagte Suschen zu Martha: „Ich lasse es mir nicht aus-

reden — das Spinnrad der Urgroßmutter hat mir Segen gebracht!“

„Das iſt möglich!“ beſtätigte Frank vergnügt. „Gefallen hatteſt du mir ſonſt ſchon; aber daß du meine liebe Frau Paſtorin werden möchteſt, wünſchte ich zum erſtenmale, als ich dich hatte ſpinnen ſehen.“

„Siehſt du, Mama“, rief Suschen, „das Spinnen iſt doch gut!“

„Das ſollſt du mir auch tüchtig weiter treiben, mein Suschen!“ verſicherte der Bräutigam.

Dieſe ſah ihn etwas zweifelhaft an: „Ob das möglich iſt, wenn ich nun richtig was zu thun bekomme?“

„Ja, iſt denn das Spinnen nicht etwas Ordentliches? Warum ſpinnſt du denn?“

„Ei, aus Vergnügen und zum Andenken an die Urgroßmutter.“

Die Mutter und Frau Rösner machten dem Paſtor die Sache klar.

„Alſo auch nur eine Phantaſie!“ ſagte er nachdenklich. „Nun gottlob! unſere Verlobung iſt doch keine, und in Ehren halten können wir das alte Spinnrad immer, wenn du auch nicht viel darauf fertig bringſt!“

Als Werners abgereiſt waren, faßte Frau Rösner auf den Rat ihres Hausarztes den ſchnellen Entſchluß, mit ihrer

jüngſten, etwas bleichſüchtigen Tochter Agnes noch einige Wochen nach einem kleinen Stahlbade zu gehen, und nahm Martha dahin mit.

Lieblich gelegen zwiſchen waldigen Bergen ſprudelten die ſtärkenden Quellen, köſtlicher Tannenduft durchwehte den friſchen Grund; das Wetter war herrlich, und die beiden Mädchen erblühten wie die Roſen und waren ſehr vergnügt. Das männliche Geſchlecht war in dem kleinen Bade nur ſpärlich vertreten; meiſtens ſah man nur Mütter und Töchter hier wandern, und die ſchlank aufgeſchoſſenen, jugendlichen Geſtalten mit blaſſen Lippen waren weitaus in der Überzahl. Unſer Kleeblatt hatte kein Verlangen nach weiterem Anſchluß; es fühlte ſich im Genuſſe der Natur und gegenſeitiger Geſellſchaft befriedigt. Die beiden Mädchen hatten die größte Freude daran, auf den kleinen Felspartieen umherzuklettern, Spireen und lilienartige Blüten zu ſammeln, die dort in reicher Fülle wuchſen, um ihr Stübchen mit den zierlichen Waldkindern zu ſchmücken. Dann brachte ein leichter, zuweilen etwas gewagter Sprung ſie wieder auf den Weg, und Frau Rösner ſah ihren anmutigen, geſchickten Bewegungen mit Wohlgefallen zu, bis eines Abends, da es etwas geregnet hatte, Martha an einer glatten Steinkante abglitt und ſich den Fuß ſo verſtauchte, daß der Arzt ihr für die erſte Nacht Arnika-Umſchläge und für einige Tage

völlige Ruhe verordnete. So kam es, daß sie am nächsten Nachmittage, als fast alle Gäste des Hauses ausgeflogen waren, einsam mit ihrer Arbeit unter der Veranda saß, während ihr kranker Fuß wohl umwickelt auf einem weichen Schemel ruhte.

Nicht weit von ihr hatten sich zwei kleine Mädchen auf der Schwelle der Veranda niedergelassen, eifrig lesend über ein Buch gebeugt, und noch etwas entfernter lag ein leichenblasses Kind von etwa zehn Jahren in einem Fahrstuhl, neben einem Tischchen, auf dem Bilder, Bücher, Spielzeug aufgehäuft waren.

Die Kleine schien sich nicht darum zu kümmern; mit einem unendlich verdrießlichen Ausdrucke auf dem elenden Gesichte blickte sie nach einer älteren Person, die wie eine Bonne oder Wärterin aussah und sich nicht weit von ihr in ein abgegriffenes Bibliothekbuch vertieft hatte.

„Sie sollen jetzt herkommen, Katharine, und mit mir spielen!“

„Ach, ich habe es heute satt; ich habe zwei Stunden mit Ihnen gespielt, und Sie wollen doch alle Viertelstunden etwas anderes.“

Das kleine Ding sah sie wütend an: „Ich sage es Mama, wenn Sie mich nicht unterhalten!“

„Das können Sie immerhin thun; ich habe ihr schon

gesagt, daß ich nur bis Michaelis bleibe, weil ich das Gequäle nicht aushalten kann."

Auf der Schwelle ging es auch eben nicht sehr friedlich zu: „Elli, du reißest mir ja das Buch fort!"

„Ja, es gehört mir, Sophiechen, und ich will's haben; ich kann sonst nichts sehen!"

Bevor es sich Martha versah, entspann sich ein Streit, der an Heftigkeit zunahm und den begehrten Gegenstand aufs äußerste bedrohte.

„Leset euch doch vor!" riet Martha.

„Das sollen wir nicht, weil wir öfter Halsschmerzen haben!"

„Wenn ich euch aber nun vorlese?"

Der Vorschlag fand Beifall.

Martha öffnete das Buch von Johanna Spyri: ‚Was aus Gritlis Kindern geworden ist.' Sie begann, fühlte sich angezogen und las mit wachsendem Vergnügen.

„Ach, Fräulein, Fräulein!" rief die kleine Elende, „kommen Sie doch hierher!"

„Das kann ich nicht, meines Fußes wegen; aber vielleicht ist deine Wärterin so freundlich, deinen Fahrstuhl zu uns zu bringen."

Es geschah. Die Kinder lauschten gespannt; nur zuweilen entspann sich eine ergötzliche Unterhaltung über die

Abenteuer der Doktorskinder, und nicht nur die Zuhörer bedauerten es, sondern auch Martha, als die Erscheinung einer sehr vornehm aussehenden Dame die Unterhaltung unterbrach.

„Wie kommst du hierher, Fanny?"

„Ach, Mama, es wurde hier so schön vorgelesen!"

Die Dame sah Martha sehr scharf beobachtend an: „Darf ich vielleicht fragen, mit wem ich die Ehre habe?"

Martha nannte ihren Namen und sagte, daß sie als Gast von Frau Amtsrätin Rösner und zu ihrer Erholung hier sei.

Zwei Fräulein, wie Martha schon bei Tisch bemerkt, die Töchter der Dame, traten jetzt herzu; die eine in sehr gerader, vornehmer Haltung, die andere anmutig grüßend und dann liebevoll über ihr krankes Schwesterchen gebeugt, mit demselben plaudernd und kosend.

Frau v. Märzfeld, der Name war Martha aus der Badeliste bekannt, ließ sich das Buch reichen; da sie sich zu überzeugen schien, daß es keinen gefahrdrohenden Inhalt hatte, gab sie es huldvoll zurück und verschwand mit einem Wink an die Töchter, sie zu begleiten.

Am anderen Nachmittage waren Elli und Sophiechen mit ihren Eltern ausgefahren und Martha mit Fanny und ihrer Wärterin allein. Erstere konnte sich schon ein wenig

mehr bewegen und nahm abſichtlich ihren Platz ganz dicht beim Fahrſtuhl der Kleinen.

„Wie ſchlecht“, ſagte Fanny, „das Buch mitzunehmen!“

„Aber Fanny, das iſt doch nicht ſchlecht, das Buch gehört den Kindern!“

„Sie können aber im Walde ohne Buch vergnügt ſein, und ich langweile mich hier.“

„Haſt du denn ſchon all' dieſe Bücher und Bilder beſehen?“

„Ach, die mag ich nicht!“

„Vielleicht intereſſieren ſie dich mehr, wenn du ſie mir zeigſt.“

Es lag ein ganzes Heft mit Bildern aus B. obenauf. Martha kannte jedes Gebäude, wußte von jedem einzelnen etwas zu erzählen, was ihrer kleinen Zuhörerin Freude machte, bis dieſe ihr Leid vergaß und der unliebenswürdige Zug in ihrem Geſichtchen dem Ausdruck von Spannung, Intereſſe und Fröhlichkeit wich.

Frau v. Märzfeld trat mit Frau Amtsrätin Rösner zugleich ſpäter in die Veranda; es erfolgte die gegenſeitige Vorſtellung und dann begann ein Geſpräch, aus dem Frau v. Märzfeld Marthas Lebenslage und ihre Pläne erfuhr.

Am anderen Morgen nach dem Bade bat ſie Martha um eine Unterredung und ſchlug ihr vor, im Herbſt als

Lehrerin bei Fanny einzutreten: „Der Arzt ſagt mir heute, daß ich das Kind nach dem Süden bringen muß; ich denke mit ihr im Winter nach der Schweiz zu gehen und möchte eine Deutſche mitnehmen, die ſie unterrichtet und ſich ihrer Pflege widmet; und da Fanny Vertrauen zu Ihnen zu haben ſcheint, wäre es mir lieb, wenn Sie die Stelle annähmen. Sie müßten dann natürlich die leibliche Pflege des Kindes ganz mit übernehmen, denn zwei Perſonen kann ich nicht für ſie halten!“

Wie umfangreich die Pflichten ſein würden, die ſie hierdurch übernahm, konnte Martha natürlich jetzt noch nicht überſehen, aber es erſchien ihr natürlich als eine Erleichterung, die unangenehme Wärterin los zu werden. Der Gedanke, die Schweiz zu beſuchen, vielleicht den Genfer See mit ſeinen großartigen Umgebungen zu ſehen, hatte für ihre jugendliche Phantaſie viel Verlockendes; Fanny ſelbſt ſchien große Freude an der Ausſicht zu haben, und ſo verſprach Martha, gleich nach der Heimkehr mit Werners zu reden und mit ihnen zu überlegen, ob es geraten ſei, den Vorſchlag anzunehmen.

Suschen war betrübt: „Ich hoffte, du ſollteſt bei uns bleiben bis zu meiner Hochzeit!“ Aber ihre Eltern, ſo gern ſie Martha noch behalten hätten, fanden es doch verſtändig, auf die Sache einzugehen, die ſo ungeſucht ſich bot,

natürlich unter der Bedingung, daß erst das Examen gut vollendet sei.

Dies geschah; es wurde trefflich bestanden. Vierzehn Tage hatte Martha danach noch in dem gastlichen Wernerschen Hause verlebt; morgen sollte sie nach M. reisen, um die neue Stelle anzutreten. Sie saß noch einmal mit allen Wernerschen Geschwistern nach Tische in der Hinterstube in wehmütigen Abschiedsgesprächen.

„Den Ajax lasse ich Ihnen, Wilhelm! Sie haben ihn immer gern gehabt; du, Suschen, bekommst meine Vögel.“ Für die anderen hatte sie Blumenstöcke, Bücher, Bildchen. Die Nußbaumkommode kam in die Dachkammer zu den anderen Möbeln, um dort geborgen zu werden, bis ihre Besitzerin sie wieder gebrauchen konnte.

Gegen Abend wanderte Martha an Suschens Arme hinaus zum Grabe der Mutter und weinte dort heiß und lange; beim Abschied von Berlin hatte sie die Mutter noch zur Seite gehabt; beim Abschied von dieser hatten Werners sie in ihre Arme genommen; zum erstenmale zog sie jetzt allein hinaus in eine unbekannte Fremde; das war sehr schwer, und es währte lange, bis durch die dunklen Wolken ihrer Trübsal das Verheißungswort wie ein klarer Stern schimmerte: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Die Kinder hielten indeſſen zuhauſe große Beratung: „Wir müſſen doch heute Abend eine Abſchiedsfeier halten. Es iſt ſchade, daß Suſe ganz bei Martha iſt, die wüßte ſchon was!“

„Wenn wir was ſängen?“ ſagte Luischen.

„Ja, aber was?“

Arthur ſtimmte an: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein.“

„Das geht nicht“, ſagte Wilhelm, „wir werden ſchwerlich welchen bekommen heute Abend.“

„So leb denn wohl, du altes Haus!“ riet Anna.

„Na, dies noch“, rief Hans, „da könnte ſie ja denken, ſie wäre mit dem alten Hauſe gemeint.“

„Morgen muß ich fort von hier und muß Abſchied nehmen.“

„Nein, das iſt zu traurig. Hört“, ſagte Wilhelm wichtig, „wir machen ein Lied! Ich fange jetzt an und jeder liefert eine Strophe:

Will ſich Martha ewig von uns wenden —

„Nein, Wilhelm, das geht nicht! Das iſt viel zu traurig; da weinen wir.“ Arthur begann:

Weil unſre Martha ſcheiden will,

„Will? Still?“

So ſtehet uns der Atem ſtill.

„Na, dir ſcheint der Verſtand ſtill zu ſtehen", ſagte Wilhelm brüderlich galant.

„Nein", rief Annchen:

Weil unſre Martha ſcheiden will,
Ich ſie mit Blumen kränzen will.

„Ach, da iſt zweimal ‚will', und du willſt es ja auch nicht allein, wir wollen's ja alle; das geht nicht!"

„Nein, jetzt hab' ich's!" rief Luischen; gleich ganz viel auf einmal."

Wir wollen dich gerne feiern
Mit Liedern und mit Leyern,
Und wiſſen doch nicht wie?

Arthur fuhr fort:

Wir hatten dich ſo gerne,
Nun ziehſt du in die Ferne,
Und kehreſt wieder nie —

„Na, Arthur, ſie wird doch 'mal wiederkommen?"

Dieſer zählte an den Fingern: „nie! ſieh! Poeſie! flieh! zieh! ſie! hie! Das geht:

Und wir, wir bleiben hie!

„Schön iſt's eigentlich nicht", ſagte Hans; „wir wollen's aber ſtehen laſſen, wir ſind ſonſt nicht fertig, bis ſie kommen."

„Nun muß aber noch was von Blumen hinein",

ſagte Luiſchen; „wir müſſen ſie zum Schluſſe doch bekränzen.“

Wir kränzen dich mit Blumen —

„Blumen? Blüten? Es will wieder nicht!“

Komm, laß dich jetzt bekränzen
Mit Blumen, die da glänzen.

„Ach was, das iſt langweilig; jetzt ſo!“ rief Hans.

Drum ſuchten wir im Garten
Blumen von allen Arten
Zu einem ſchönen Kranz.

„Na, was reimt ſich denn nun? Glanz — ganz — Schwanz?“

„Nein, behüte! Schwanz!! Es geht ganz gut mit ganz.“

Wir nehmen dich in die Mitten,
Bekränzen dich und bitten:
Vergiß uns nur nicht ganz!

Sie waren ſehr ſtolz auf ihr Machwerk, nur der Primaner ſchüttelte ſeinen Kopf; aber Arthur entſchied: „Mitunter iſt eine Silbe zu lang oder zu kurz, aber im ganzen iſt es ſehr ſchön. Das müſſen wir ſingen! Wonach geht es denn?“

„Ein bißchen nach ‚Ich hatt' einen Kameraden‘, aber nicht ganz.“

Wilhelm überlegte: „Wir singen es nach der zweiten Hälfte von ‚Ich hatt' einen Kameraden' und wiederholen das immerzu; da paßt es vorzüglich."

Als die Freundinnen nachhause kamen, war der Kranz gewunden, die Musikanten aufgestellt und die Musik begann; aber so wenig die Scene auf Rührung angelegt war, sie erinnerte Martha an die Empfangsmusik vor zwei und einem halben Jahre; sie konnte dem nicht wehren, daß ihre Augen feucht wurden, und dies steckte an.

Der Direktor trat herein.

„Na, Kinder, macht euch das Herz nicht schwer; mir thut es auch leid, daß meine Pflegetochter fortgeht; aber hoffentlich denkt sie daran, daß sie hier stets ein Elternhaus und Elternherzen finden kann, so lange wir leben, und da giebt es ja doch wohl manches Wiedersehen. Heute Abend gebe ich eine Flasche Wein zum besten, da trinken wir Marthas Gesundheit!"

Großer Jubel!

„Dann können wir wirklich singen: ‚Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!'"

„Ja, das könnt ihr!" versicherte der Vater.

Martha fühlte in dem allen die Liebe, die ihr hier eine Heimat bereitet, und das machte ihr das Scheiden so schwer.

Als sie mit Suschen abends allein in dem trauten Stübchen war, das so viele Herzensergüsse belauscht hatte, da flossen freilich reichliche Thränen; aber Martha konnte nicht anders als danken, immer wieder danken für allen Segen, der ihr unter diesem Dache widerfahren war.

10.

Noch eine neue Schule.

Als der nächste Abend dämmerte, bemerkte Martha, die ſtill und einſam in der Ecke eines Damencoupés ſaß, in der Ferne die Türme von M. So ſehr ſie des Fahrens durch die einförmige Gegend unter dem grauen Herbſthimmel müde war, fing doch ihr Herz jetzt an, ſehr ängſtlich zu klopfen, und ſie hätte gern den Flug der Lokomotive aufgehalten. Wußte ſie denn, was dort unter den Türmen ihr begegnen würde? Wußte ſie, in welches Verhältnis ſie treten ſollte zu den ihr ſo wenig bekannten Menſchen? Eine Ängſtlichkeit, die ihr bis dahin fremd war, kam über ſie; jetzt wurde gehemmt, die Lokomotive gab das Signal, der Zug hielt. Zögernd und zitternd ſtieg ſie aus; dichtes Menſchengewühl umwogte ſie — und kein bekanntes Angeſicht darunter!

Frau v. Märzfeld hatte ihr geſchrieben, in welchen Hotelwagen ſie einſteigen ſollte. Als ſie ſich demſelben näherte,

trat ihr ein feiner Diener entgegen, fragte nach ihrem Namen und beſorgte ihr Gepäck.

In einer breiten, aber wenig lebhaften Straße hielt der Wagen vor einem großen, eleganten Hauſe. Der Bediente führte ſie hinein und die erleuchtete Treppe hinauf in ein ſehr ſauber und nett eingerichtetes Stübchen.

„Gnädige Frau laſſen bitten, daß Sie es ſich hier bequem machen.“

Eine Dienerin kam und brachte Kaffee und feines Weißbrot. Martha war erquickungsbedürftig und nahm etwas weniges; aber es wurde ihr ſchwer, das wenige zu verzehren; ſie fühlte ſich gar ſo einſam und elend.

Nach einer halben Stunde erſchien der Diener aufs neue: „Gnädige Frau befehlen jetzt!“

Martha folgte ihm. Sie hatte, nachdem Frau v. Märzfeld ihr den Antrag gemacht, Fannys Lehrerin zu werden, noch einige Tage mit den Damen zuſammen in dem kleinen Badeorte verlebt; aber es erſchien ihr in der Erinnerung, als ſei ſie dadurch denſelben nicht näher, ſondern ferner gekommen. Zwar die zweite Tochter Lucie hatte zuweilen recht freundliche Blicke und Worte mit ihr gewechſelt, und manchmal war es Martha vorgekommen, als hielte irgendein unbekanntes Etwas dieſelbe zurück, ſich noch näher an ſie anzuſchließen; die ältere Tochter aber war vom Anfang

an ſehr zurückhaltend geweſen, und Frau v. Märzfeld eigentlich unnahbar. So hatte es denn durchaus nicht den Anſchein eines Wiederſehens zwiſchen Bekannten, als Martha jetzt mit beklommenem Herzen ins Empfangszimmer trat.

Die gnädige Frau ſaß ſteif und gerade in der Ecke ihres Sofas und muſterte die Eintretende durch ihr Augenglas; zu beiden Seiten hatten auf Plüſchſeſſeln Judith und Lucie Platz genommen, feine Stickereien in der Hand.

Lucie erhob ſich unwillkürlich, um der Eintretenden entgegenzugehen; Frau v. Märzfeld legte ihre Hand auf den Arm ihrer Tochter: „Nicht ſo, mein Kind! Fräulein Feldwart wird ſich zu uns ſetzen.“ Damit zeigte ſie auf einen Seſſel, und Martha fühlte ſich genötigt, nach einer ebenfalls ſteifen Verbeugung darin Platz zu nehmen.

Nach einigen Redensarten, Marthas Reiſe betreffend, ſchien die Mama einen großen Anlauf zum Reden zu nehmen. Lucie wollte entfliehen; ein Blick ihrer Mutter zwang ſie, ſich wieder zu ſetzen, und dieſe begann jetzt nach einem kleinen Anfall von Verlegenheitshuſten: „Fräulein Feldwart, wir haben uns in der Freiheit des Badelebens kennen gelernt; wir waren dort vollſtändig gleichberechtigte Perſonen. Sie ſtehen wahrſcheinlich auch in der Bildung meinen Töchtern ziemlich gleich; dies hat ſeine wohlthuenden, aber auch ſeine ſchwierigen Seiten, und ich ſehe es bei Ihrem Eintritt

als meine erſte Pflicht an, unſere gegenſeitige Stellung ganz klarzulegen. Hätten wir unverweilt nach dem Süden gehen können, ſo hätte ſich manches von ſelbſt eingerichtet, oder wir hätten es nicht ſo genau zu nehmen brauchen. Unſer Hausarzt wünſcht aber, daß Fanny zuerſt noch eine elektriſche Kur gebrauchen ſoll, und ich habe hier ſo viel Geſchäfte vorgefunden, daß wir vor dem Frühjahr ſchwerlich reiſen können. Nun wollte ich Ihnen Folgendes ſagen; nicht weil es mir Vergnügen macht, ſondern weil ich es für nötig halte: Erwarten Sie als Fannys Lehrerin nicht, daß ich Sie meinen Töchtern gleichſtellen und Sie zu unſeren Zirkeln und unſerer Geſelligkeit heranziehen ſoll; dies paßt ſich nicht. Sie werden ſtets die Stellung einer Untergebenen haben, und ich ſage Ihnen das gleich, um Sie vor Täuſchung zu bewahren. An unſeren Mittags- und Abendmahlzeiten würde ich Sie gern teilnehmen laſſen, wenn nicht Fanny durch ihre Schwäche genötigt wäre, im Kinderzimmer zu ſpeiſen; ich wünſche, daß Sie dies mit ihr gemeinſam thun und überhaupt das Kind ſo wenig als immer möglich verlaſſen. Was ihren Unterricht betrifft, ſo müſſen Sie ſehen, wo Sie anknüpfen und wie Sie durchkommen können; es verſteht ſich, daß das kranke Kind nicht angeſtrengt werden darf; aber ſo unwiſſend, wie ſie jetzt iſt, darf ſie nicht bleiben."

Martha hörte ſtill zu; die Farbe auf ihrem Geſichte wechſelte einigemal; ſie bezwang ſich aber, und die Ruhe und Beſtimmtheit der Prinzipalin gab ihr den Mut, ebenſo ruhig zu bitten, daß man ihr geſtatten möge, vorausgeſetzt, daß Fanny nicht kränker ſei, ſonntäglich einmal zur Kirche und täglich eine Stunde ſpazieren zu gehen, was der Arzt ihr zur Pflicht gemacht habe.

Es wurde ihr bedingungsweiſe gewährt: „Wenn es gutes Wetter iſt, wird Fanny jeden Tag ausgefahren; dann wünſche ich, daß Sie in ihrer Begleitung gehen. Jetzt wird Lucie Sie hinauf zu Fanny bringen; ich habe dieſe Unterredung in Gegenwart meiner Töchter geführt, damit ſie meinen Willen wiſſen; meine zweite Tochter hat große Neigung, ſich über die nötigen Formen hinwegzuſetzen.“

Martha verbeugte ſich und folgte ihrer Führerin die Treppe hinauf in einem ſonderbaren Zuſtande: nicht aufgebracht, nicht entrüſtet, aber wie mit Waſſer begoſſen und kühl bis ans Herz hinan.

Vor Fannys Thür wandte ſich Lucie um: „Wir können uns doch lieb haben, Fräulein Martha, ganz gewiß!“ ſagte ſie, und Martha glaubte Thränen in ihren Augen zu ſehen. Sie war etwas verwundert über dies ſchnelle Entgegenkommen, es machte ſie beinahe verlegen.

„Ja, Fräulein Lucie, aber wir müſſen durchaus die

Grenzen dabei festhalten, die Ihre Frau Mutter uns gesteckt hat; ich würde sonst ihr gegenüber in eine schiefe und unhaltbare Stellung kommen."

„Ach, und lieben Sie Fanny ein wenig; sie ist so unglücklich durch ihre Kränklichkeit!"

„Gewiß will ich das!" sagte Martha warm und trat über die Schwelle einer einfachen aber freundlichen Stube, hinter deren breitem Fenster, dessen Gardinen jetzt zugezogen waren, Fanny, von einer Hängelampe beleuchtet, in ihrem Rollstuhle lag.

„Nun, guten Tag, liebe Fanny! Siehst du, hier bin ich; nun sage mir, wie es dir ergangen ist, seitdem wir uns zuletzt gesehen haben!"

„Schlecht", sagte sie, aber sie reichte Martha die Hand.

„Wie so, schlecht? Hattest du vermehrte Schmerzen?"

„Manchmal auch; aber das Elektrisieren ist so schrecklich, und Katharine war die ganze Zeit so schlimm zu mir, und das Hausmädchen thut mir immer so weh, wenn sie mich ankleidet!"

„Vielleicht kann ich das lernen!" sagte Martha freundlich.

Es klingelte jetzt, und Lucie wußte, daß dies für sie das Signal sei, das Schwesterchen zu verlassen. Sie umarmte Fanny etwas stürmisch zum Abschied; das blasse Gesichtchen verzog sich schmerzlich.

„Lucie iſt gut zu mir“, ſagte ſie, ſobald dieſelbe das Zimmer verlaſſen hatte, „aber ſie denkt nicht daran, wo es mir weh thut. Sie kann auch wenig bei mir ſein; ſie muß ſich noch ſo viel üben im Singen und Zeichnen und muß auch viel in Geſellſchaft gehen; Mama ſagt, das ſei für ein Fräulein nötig.“

„Was thateſt du denn heute Nachmittag?“

„Was ſollte ich thun? Ich ſah in die Wolken; die bekommen immer andere Geſtalten; man kann ſich Rieſen, Ritter und Drachen darunter vorſtellen, die führen Krieg, laufen hintereinander her und freſſen ſich auf; das iſt ſo unterhaltend!“

„Kannſt du nicht etwas leſen?“

„O, leſen kann ich gut; als ich geſund war, hatte ich Stunde. Aber es iſt in den Büchern immer ſo vieles, das ich nicht verſtehe, und es iſt niemand da, der mir ordentlich antwortet, wenn ich frage, als höchſtens manchmal Judith; aber ſie hat ſehr wenig Zeit.“

„Wie lange biſt du denn ſo krank?“

„Ich glaube, ſeit zwei Jahren; da war ich einmal, heiß vom Spielen, ins Waſſer gefallen. Der Gärtner holte mich wieder heraus, aber ich wurde nie mehr geſund; iſt das nicht ſchändlich?“

„Schmerzlich, Fanny, oder betrübt! Siehſt du, was

uns der liebe Vater im Himmel ſchickt, das kann wohl ſchwer und bitter für uns ſein, aber ſchändlich gewiß nicht!“

„Das verſtehe ich nicht, du ſprichſt ganz wie Margaretchen!“

„Wer iſt Margaretchen?“

„Ach, die alte Näherin, die manchmal kommt; ſie ſitzt dann dort in der Nebenſtube und ſpeiſt mit mir! Die ſagt auch, Gott habe mich lieb! Aber warum läßt er mich denn krank werden?“

„Das wirſt du auch noch einmal erfahren, Fanny! Jetzt können wir das noch nicht wiſſen!“

Das Mädchen kam jetzt, deckte den Tiſch und ſetzte Thee und kalte Speiſen auf.

„Werden Sie hier eſſen?“ fragte Fanny geſpannt.

Martha nickte.

„Das iſt ſchön! Katharine ging dann immer hinüber in die Geſindeſtube und kam nicht eher wieder, bis der Thee ganz kalt war.“

Martha betrachtete ſich die Sache: „Ich werde deinen Rollſtuhl dicht an den Tiſch heranbringen, das iſt gemütlicher für uns beide. Du ſagſt mir jetzt, wie du die Butterbrötchen am liebſten haſt, ſo richte ich ſie dir ein. Meinſt du nicht, daß ſo ein weiches Ei und etwas roher Schinken dir wohlthun würde? Siehſt du, ich bin hungrig von der

Reiſe, mir wird es auch ſchmecken. Aber erſt wollen wir beten.“

„Beten?“ fragte das Kind verwundert.

„Ei, wir müſſen uns doch beim lieben Gott bedanken für alle die guten Gaben, und müſſen ihn bitten, daß er uns ferner nicht verläßt!“

Fanny nickte ernſthaft.

Martha ſprach einfach: „Danket dem Herrn, denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich!“ Dann begann das Souper.

Die Kleine hatte keinen friſchen Appetit; Martha mußte ihr zureden, ein wenig zu nehmen; aber das half zuweilen.

Man hörte jetzt Räder rollen und verſchiedene Kutſchen vor dem Hauſe anfahren; es wurde unruhig unter ihnen.

„Mama hat heute Geſellſchaft; ich ſchlafe auch nicht eher, bis Lucie mir Eis und Konfekt heraufgebracht hat; das thut ſie jedesmal!“

Martha zweifelte, ob es weiſe ſei, dem kränklichen Kinde, das kein Verlangen nach einfacher, nützlicher Nahrung hatte, Dinge zu bringen, die ihr den Magen noch mehr verderben mußten; aber für heute mußte ſie ſich ja noch aller Eingriffe enthalten. Sie bat nur: „Lege dich immer einſtweilen nieder, Fanny. Du ruhſt beſſer, und ich bleibe hier neben deinem Bette!“

Das Hausmädchen kam jetzt und Martha ließ sich das Nachtzeug des Kindes bringen.

„Ich will sie heute einmal selbst auskleiden!“ sagte sie. Ihre leichte, geschickte Hand bewährte sich auch hier; Fanny jammerte wenig und erklärte sich zufrieden mit ihrem Beistande.

„Bleiben Sie auch die Nacht über hier?“

„Ich weiß noch nicht Bescheid im Hause; aber ich glaube, mein hübsches Zimmerchen muß ganz in der Nähe sein!“

„Vielleicht ist es nebenan, Fräulein Feldwart? O bitte, öffnen Sie einmal die Thür und sehen Sie zu, ob es so ist!“

Es war so! zu Fannys großem Jubel!

„O nicht wahr, Sie lassen die Thür ein klein, klein wenig offen? Katharine schläft zwar hier in der kleinen Kammer und giebt mir, was ich gebrauche; aber es wäre zu schön, Sie so nahe zu haben!“

Martha versprach dies gerne. Nichts hätte sie am heutigen Abend so sehr trösten können, als die Überzeugung, daß sie der kleinen Kranken lieb und nötig sei, und sie bat Gott innig, er möge ihr Kraft geben, dem Kinde in der rechten Weise beizustehen.

Jetzt rauschte es auf der Treppe, und in einem schweren,

dunkelblauen Seidenkleide, äußerſt paſſend und geſchmackvoll angethan, erſchien Frau v. Märzfeld, um ihrer Kleinſten „gute Nacht“ zu ſagen. Sie war wirklich eine auffallend ſtattliche Erſcheinung, beſonders fand Martha dies, als ſie ſich mit zärtlichem Mitleid über das kranke Kind beugte. Sie ſah freundlich auf Martha, die von ihrem Stuhl aufgeſprungen war, um der Mutter Platz zu machen.

„Nun, haben Sie ſich ſchon ein wenig zuſammen befreundet?“

„Ich denke, gnädige Frau, und ich hoffe, wir werden es mit jedem Tage mehr thun.“

„Das würde mir ganz außerordentlich lieb ſein; dies kleine Weſen kann Licht und Hitze und Geräuſch nur wenig ertragen, und doch iſt es meine Pflicht, um ihrer Schweſtern willen in der Geſellſchaft zu leben. Es wäre mir eine große Beruhigung, ſie nicht verlaſſen zu wiſſen. Aber plaudern ſie nicht zu lange mit ihr, nach zehn Uhr muß ſie ſchlafen.“

„O Mama, heut' ein wenig nach zehn; Lucie bringt mir erſt noch Eis!“

„Meinetwegen!“ ſagte die Mutter freundlich, indem ſie die Kleine zum Abſchied küßte. „Fräulein Feldwart, Sie ſtehen mir dafür, daß es nicht zu lange wird!“

Martha verſprach es.

„Bitte, erzählen Sie mir etwas", bat Fanny, als sie allein waren.

„Hat dir jemand schon aus der biblischen Geschichte erzählt?"

„Jetzt lange nicht, früher wohl; ich glaube, Katharine wußte nichts davon."

„Weißt du, wer Jakob war?"

„Ein wenig; ich glaube, er vertrug sich nicht mit seinem Bruder Esau."

Martha erzählte von Jakob; seinen Ausgang aus dem Vaterhause; seine Angst vor seinem Bruder, den er um sein Erstgeburtsrecht gebracht; wie er sich am Abend niederlegte auf einen Stein mit seinem Kopf, und ihm dann im Traume die Himmelsleiter erschien, an der die Engel hinauf- und herabstiegen.

„O, das muß schön gewesen sein!" sagte Fanny. „Giebt's jetzt auch noch Engel?"

„Freilich! Christus sagt von den Kindern: ‚Ihre Engel sehen allezeit das Angesicht meines himmlischen Vaters.'"

„Hab' ich auch einen?"

„Gewiß, Fanny, hast du deinen Engel, der an deinem Bette wacht, wenn du schläfst, und dich behütet, wenn du in deinem Rollstuhl liegst."

„Kann er mich auch gesund machen?"

„Er wohl nicht; aber der Vater im Himmel, der den Engel ſendet, und wenn es dir gut iſt, thut er es gewiß; wir dürfen ihn alle Tage darum bitten.“

„Ach, das wollen wir thun!“

Das Geſpräch wurde jetzt unterbrochen; von unten herauf drang nicht mehr das Gemurmel ſprechender Stimmen, ſondern ſilberklare Töne eines ſehr ſchönen Flügels; es ertönte eine Sonate von Beethoven, dies konnte man deutlich unterſcheiden, obgleich von den feineren Tönen natürlich viel verſchwand.

„Sie hören gern Muſik?“ fragte Fanny.

„Sehr gern!“

„Ich ſah es Ihnen an; Sie verſtehen auch, was die Töne miteinander ſprechen.“

„Verſtehſt du das auch, Fanny?“

„Natürlich; es iſt eine andere Sprache als die, in der wir uns unterhalten; aber man fühlt ganz deutlich im Herzen, wie es gemeint iſt.“

Jetzt wurde präludiert; eine ſehr friſche, jugendliche Stimme ſang reizende Lieder von Franz und Schumann; beide Zuhörerinnen lauſchten.

„O, das iſt ſchön!“ rief Martha,

„Geben Sie acht, wenn Judith ſingt, iſt es noch ſchöner; das war Lucie!“

Ja! Jetzt ertönte es unten: „Leise, leise, fromme Weise, Schwing dich auf zum Sternenkreise ꝛc.“ Welche edlen, vollen, weichen Töne, welche vollendete Auffassung! Sie hätte kaum der stolz erscheinenden Judith solchen Gesang zugetraut; das kam aus dem Innersten — daran war nicht zu zweifeln! Es war eine solche Wärme im Vortrag, daß Martha mit Entzücken zuhörte. Es war ihr sonderbar zumute; sie war zu lange und zu gern in der großen Geselligkeit zuhause gewesen, um nicht das Gefühl zu haben, daß sie dort unten ganz an ihrem Platze sein würde und ihre frische Singstimme wohl auch zur allgemeinen Freude erschallen lassen könne.

„Wären Sie gern unten?“ fragte Fanny.

Martha fuhr aus ihrem Traume empor, dem sie einige Minuten nachgehangen hatte: „Ich bin auch gern hier bei dir, Fanny!“

„Ja, und Sie sind auch noch viel besser dran als ich; Sie haben doch Beine und könnten hinuntergehen, und würde Ihnen auch nicht gleich schlecht von all dem Lärm.“

Man hörte jetzt unten vermehrte Bewegung.

„Jetzt geht es zu Tische“, sagte die Kleine; „nun dauert es nicht mehr sehr lange, bis Lucie kommt mit dem Eis.“

Nach einer kleinen Stunde erschien diese auch wirklich

mit einem ganzen Präſentierteller voll der ſüßen Herrlichkeiten.

„Ihr müßt jetzt beide ſchmauſen; das ſind ganz unſchädliche Sachen, und ich bleibe ſo lange hier und ſehe euch zu.“

Martha ſah mit großer Sorge die großen, ſüßen Vorräte: „Wird es auch Fanny nicht ſchaden, wenn Sie dies alles heute Abend verzehrt?“

„O, was ſoll ihr das ſchaden?“ rief Lucie; „ſie iſt ja doch nur von Erkältung krank!“

„Aber wir könnten ein wenig aufheben auf morgen“, begann Martha aufs neue.

Lucie lachte: „Sie wiſſen nicht, was dies für ein kleiner Naſchvogel iſt!“

Martha wurde überſtimmt; erſt, als alles aufgezehrt und Lucie zu ihrer Geſellſchaft zurückgekehrt war, machte Fanny Anſtalt, einzuſchlafen.

Martha ſprach über ſie mit gefalteten Händen den Vers:

Breit aus die Flügel beide,
O Jeſu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verſchlingen,
So laß die Englein ſingen:
Dies Kind ſoll unverletzet ſein!

Fanny ſah ſie anfangs verwundert an, dann legte es ſich wie Frieden über ihre unruhigen Züge.

„Ja“, ſagte ſie beim Schluß, „jetzt will ich ſchlafen; ich ſehe ſie hinauf- und herunterſteigen, und ſie ſingen ſchon.“

Martha ging nun in ihr Stübchen und verſuchte ihre Gedanken zu ordnen. Es war ihr noch nicht klar, wie es hier weiter gehen würde; ſie ſah manche Schwierigkeit, manche Demütigung für ihre ſtolze Natur auf ihrem Wege liegen; aber ſie empfand es als ein großes Glück, daß Fanny ſichtlich ihr vertraute; und des Kindes Herz mehr und mehr zu gewinnen, ihr hartes Los zu erleichtern, ihr eine Freundin zu werden, das war eine Aufgabe, die wohl geeignet war, ſie mit ihrer Lage auszuſöhnen, und als ſie endlich ermüdet ihr Lager ſuchte, war ihre Zuverſicht ſo ſtark, daß Gottes Schutz und Obhut über ihrem Haupte ſei, daß ſie mit dem Kinde hätte ſagen mögen: „Ich höre es, die Engel ſingen ſchon!“

Am anderen Morgen brachte denn nun freilich das neue Tagewerk Schwierigkeiten genug. Zuerſt wurde ſie von ihrer Morgenandacht aufgeſchreckt durch Fannys Jammergeſchrei, die ſich vom Mädchen ankleiden laſſen ſollte. Sie ſchien große Schmerzen dabei zu haben, und Martha eilte hinüber, um zu ſehen, ob ſie ihr nicht eine Erleichterung gewähren

könne. Sie versuchte dem Mädchen Anleitung zu geben, die schmerzenden Glieder nach Möglichkeit zu schonen; diese gab sich auch die erdenklichste Mühe, aber vergebens; Fanny schrie weiter. Sobald Martha Hand anlegte, beruhigte sie sich sofort, und obwohl es unschwer zu durchschauen war, daß neben den Schmerzen ein nicht geringes Maß von Eigensinn der Grund des Jammers sei, blieb doch für Martha keine Wahl: sie schickte das Mädchen fort und suchte allein fertig zu werden. „Heute muß ich den Eigensinn ignorieren", dachte sie; „bleibt es so, dann muß er natürlich bekämpft werden; aber wie?"

Sie war jetzt erst 21 Jahre alt. So wechselvoll und zum Teil so schwer ihr Leben bis dahin gewesen war, so hatte sie doch bis gestern stets unter der liebevollsten Obhut gestanden; jetzt sollte sie auf eigenen Füßen stehen unter recht schwierigen Verhältnissen. Hätte Frau v. Märzfeld sie an sich herangezogen, hätte sie ihr mit Rat und That beigestanden, so wäre ihre Aufgabe leichter zu lösen gewesen; wie die Sachen jetzt lagen, konnte sie sich nur auf Gottes Hilfe verlassen.

Gleich nach dem Frühstück kam Judith in sehr sauberem, elegantem Morgenanzuge, um zu fragen, wie ihr Schwesterlein geschlafen habe, und brachte einen sehr fein gebundenen Blumenstrauß mit. Fanny klagte, sie habe viel geträumt,

Martha mußte bestätigen, daß sie recht unruhig gelegen und oft im Traume geseufzt habe.

„Das haben Sie durch die Thür hören können, Fräulein Feldwart?“

„O nein“, antwortete Martha, „ich ließ dieselbe ein wenig zwischen uns offen.“

„Hast du das gewünscht, Fanny?“

Fanny nickte.

Judith dachte ein wenig nach: „Das geht durchaus nicht; wenn Fräulein Feldwart den ganzen Tag über bei dir sein soll, muß sie in der Nacht völlige Ruhe haben; hörst du, Fanny?“

Martha bat: „Ich bin jung und gesund und würde doch nach Fanny hinhören, wenn auch die Thür zwischen uns geschlossen wäre! Vielleicht schläft auch mein armer, kleiner Zögling ruhiger, wenn sie diesen Abend nicht so viel Zuckerwerk und Eis bekömmt.“

„Also doch wieder!“ sagte Judith nachdenklich und ging nach einer kleinen Weile.

Fanny war verdrießlich: „Sie sind gerade so streng wie Judith, die will mir auch immer kein Zuckerwerk geben!“

„Ja, Fanny, weil wir beide wünschen, du mögest bald gesund werden; da möchten wir dir nichts geben, was dir schaden kann.“

Zunächſt kam es nun für Martha darauf an, zu ergründen, wie weit Fanny auf den verſchiedenen Gebieten des Wiſſens gekommen war; ſie machte natürlich ſehr unbefriedigende Entdeckungen. Leſen konnte ſie, ſchreiben wegen ihrer ſchmerzenden Glieder nur ſehr mangelhaft. Das Rechnen ſchien ihr ganz fremd und obendrein ſehr zuwider zu ſein; auch vor der Geographie mit ihren vielen Namen und Zahlen empfand ſie große Scheu, und ſowohl aus der weltlichen als bibliſchen Geſchichte hatte ſie nur einzelne Epiſoden behalten, welche das Gefühl und die Phantaſie in beſonderer Weiſe in Anſpruch nahmen. Dieſe faßte ſie, wie neulich die Geſchichte von der Jakobsleiter, mit großer Lebendigkeit und Innigkeit auf; aber alles, was ſich nur an den Verſtand wendete und eigentliche Arbeit und Anſtrengung erforderte, wies ſie beharrlich zurück. Wäre ihr Leiden von der Art geweſen, daß man ein frühes Ende hätte befürchten müſſen, ſo würde Martha gedacht haben: „Fliege du, fliege du bis in den Himmel hinein!“ denn Martha flog ſelbſt gern. Aber abgeſehen davon, daß ihr eigenes Herz nur ſchwer den Gedanken hätte faſſen können, die junge Blüte unrettbar dahinwelken zu ſehen, ſprach auch der Arzt die ſichere Hoffnung aus, ſie werde das Leiden in einigen Jahren überwinden. „Dann“, ſagte Martha, „darf ſie nicht nur fliegen, dann muß ſie auch gehen lernen“, und ſie verſuchte

auf jede mögliche Weise, sie nach und nach an eine geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. Methodisch, wie sie es gelernt und wie es in vollen Schulklassen meist so trefflich fördert, durfte sie hier nicht vorgehen. Hatte sie Fanny mit unsagbarer Mühe dahin gebracht, aufmerksam zuzuhören und vier bis sechs Fragen zu beantworten, so erklärte dieselbe dann aufs bestimmteste: „Ich kann nicht mehr, mein Kopf thut mir weh", und war weder mit Güte noch mit Ernst auch nur einen Schritt weiterzubringen.

Martha mußte förmlich auf neue Wege studieren. Sie fing an, Fanny im Gespräch für einen Gegenstand zu interessieren und suchte auf diese Weise die Begierde in ihr zu wecken, mehr von demselben zu erfahren. Sie benutzte ihre Ausgänge, um in den Buchhandlungen nach Reise- oder Lebensbeschreibungen zu suchen, welche für das kindliche Alter geeignet waren, aber auch hier ermüdete die schwache und verwöhnte Schülerin schnell. Martha fand bald, daß es besser ging, wenn sie sich über ein Land, ein Volk, eine Episode aus der Geschichte so viel als möglich Kenntnisse aneignete oder vergegenwärtigte und dieselben ihrer Schülerin dann frei und in möglichst angenehmer Form vortrug. Es war nicht zu leugnen, daß die junge Lehrerin auf diese Weise eine höhere Stufe erstieg; es kostete aber viel Zeit und Kraft, und inbezug auf Fannys eigene Anstrengungen

war wenig gewonnen. Oft dachte Martha: „Wenn man doch nur die Grenze genau sehen könnte, wo das ‚Ich kann nicht!‘ in das ‚Ich will nicht!‘ übergeht!“ Der treue Hausarzt selbst war in dieser Beziehung unsicher; es ist schon bei erwachsenen Nervenkranken nicht leicht, die Grenze zu finden, wo man ihnen nachgeben und wo man ihnen widerstehen oder sie zu kräftigen und zu stärken suchen muß. Martha kam darin zu keiner rechten Klarheit; daß sie selbst jung, gesund und lebhaft war, riß die Kleine mitunter zu Anstrengungen fort, die ihr wohl bekamen, aber eine gründlichere Hilfe kam zuletzt auf eine andere Weise.

Fanny hatte für religiöse Eindrücke, wie schon gesagt, ein empfängliches Gemüt; aber als ihre Lehrerin in der Religionsstunde den gewöhnlichen Weg einschlagen wollte, zuerst die zehn Gebote mit allen Erklärungen durchzunehmen, stieß sie wieder auf entschiedenen Widerstand: „Das kann ich nicht! das ist zu schwer!“ Die nahe Adventszeit richtete von selbst den Blick auf das Kommen des Heilandes; Martha nahm in den Frühstunden alle Verheißungen auf Christi Erscheinung, seine Geburt, sein Leben, seine Wunder, sein Leiden, Sterben und Auferstehen durch; und hier war nichts, was Fanny nicht mit ganzem Herzen erfaßt hätte; von hier aus war es leicht, Licht auf alle bis dahin dunklen Gebiete fallen zu lassen; eine neue Welt ging für Fanny auf, eine

Welt der Liebe und des Friedens, die ihr bisher verborgen geblieben war, die ihr liebliches Licht hineinſandte in ihr Leiden und in ihr Herz und alle Bitterkeit daraus vertrieb. Mit ihrer Liebe zu dem Quell aller Liebe wuchs auch ihre Liebe für Martha, die ihr das neue Leben erſchloſſen hatte, und an die Stelle des bisherigen Widerſtrebens trat das Verlangen, in allen Stücken zu thun, was dieſe wünſchte, und obgleich leibliche Schwäche und große Verwöhnung ihr dies ſchwer machten, war es doch deutlich zu ſehen, daß ſie allmählich etwas vorwärts kam. Martha freute ſich innig, daß ihre Thätigkeit ſichtlich mit Erfolg gekrönt wurde; aber dieſelbe forderte ein Aufbieten all ihrer Kräfte, und ſie ſehnte ſich oft nach einer Ausſpannung und Erquickung für ihr eigenes Herz.

Die beiden älteren Töchter des Hauſes fingen je mehr und mehr an, ihr Intereſſe zu erregen. Lucie war ſtets anmutig und freundlich, wenn ſie ins Krankenzimmer kam; ja ſie hatte anfangs ganz herzliche Anwandlungen! aber wenn ihr Martha mit ſanfter Bitte entgegentrat, ſo oft ſie das Schweſterchen mit Leckereien überſchütten wollte, wurde ſie verſtimmt und verſtimmte Fanny mit. Erſt als einmal der Hausarzt ſich ganz ſtreng gegen ſolche Diät ausgeſprochen hatte, unterblieben die Verſuche dazu, und Martha wußte, daß ſein Verbot durch Judith veranlaßt war, die ihre Sorge

teilte. Judith behielt ihr ernstes, zurückhaltendes Wesen, sowohl dem Schwesterchen als Martha gegenüber, lange Zeit unverändert bei; aber wenn Martha es wagte, ihr Vorschläge zu machen, wie Fannys Lage in Wahrheit zu erleichtern sei, war dies nie vergebens; Judith dachte darüber nach und suchte zustande zu bringen, was Martha wünschte.

Der Gärtner hatte bis jetzt jede Woche andere blühende Gewächse gebracht uud die abgeblühten mit zurückgenommen, und Martha hatte mit Betrübnis gesehen, daß Fanny von ihrem reizenden Blumenfenster nur sehr wenig Freude hatte. Judith war eine große Blumenliebhaberin und betrübte sich über Fannys Gleichgültigkeit ebenfalls. Als sie dies eines Morgens aussprach, sagte Martha: „Ich glaube, Fräulein Judith, Fanny würde viel größere Freude haben, wenn sie die Pflanzen pflegen und gedeihen sehen könnte und wenn sie selbst etwas zur Blüte brächte!“ Gleich am anderen Morgen erschien Judith in Gesellschaft eines Gärtnerburschen und brachte die verschiedensten jungen Pflänzchen mit; sie hatte sich beim Gärtner sehr sorgsam erkundigt, wie jedes zu behandeln sei, und weihte das Schwesterchen in das Geheimnis ein, indem sie ihr anschaulich schilderte, wie die Blüte und die weitere Entwickelung sein werde. Nun gab es jeden Morgen eine halbe Stunde der Thätigkeit und gespannten Aufmerksamkeit; die Pflänzchen wuchsen natürlich

dem ungeduldigen Kinde lange nicht ſchnell genug; aber jedes neu hervorſprießende Blatt, jede Knoſpe und aufbrechende Blüte erregte Jubel.

Martha ſah Lucie faſt nur in Gegenwart ihrer Mutter, und wenn ſie heruntergeholt wurde, den Geſang der Schweſtern zu begleiten; Frau v. Märzfeld wußte ſie dann aber unter irgendeinem Vorwande ſofort wieder zu entfernen. Auf Fannys Bitte hatte Martha dieſer das Mozartſche „Veilchen“ und einige von den reizenden Taubertſchen Kinderliedern vorgeſungen, als Frau v. Märzfeld in das Zimmer trat.

„Ich wußte nicht, daß Sie ſingen!“ ſagte ſie.

„Ich ſprach nicht davon, weil ich nur ein einziges Jahr Stunden hatte und abbrechen mußte, bevor der Unterricht irgendwie beendet war.“

„Ich höre wenigſtens, daß Sie ſicher ſind, und Sie ſollen uns heute Abend aus einer großen Verlegenheit helfen. Judith iſt leider heiſer geworden; wir hatten für ſie auf ein Duett und die erſte Stimme eines Quartetts gerechnet; ich bitte, daß Sie ihre Stelle vertreten.“

„Das thue ich gern“, ſagte Martha; „nur möchte ich beides noch einmal durchſingen, und dann“ — ſetzte ſie faſt verlegen hinzu — „habe ich kaum ein Kleid, in ſolcher Geſellſchaft zu erſcheinen.“

„Das wird niemand von Ihnen verlangen, indem Sie ja nicht als Glied der Geſellſchaft kommen, ſondern als die Lehrerin meines Kindes, die uns eine Gefälligkeit erweiſt.“

Martha fühlte wieder den Sturz kalten Waſſers, aber ſie beherrſchte ſich. Sie hatte mit Lucie das Lied zu ſingen: „O, ſäh' ich auf der Heide dort im Sturme dich ꝛc.“ Beide durften es bei Fanny probieren und dieſe war entzückt davon: „Ich möchte ſehen, wie ſich alle über euch freuen.“

Erſt als ſie gerufen wurde, und zwar ſehr ſauber, aber ſehr einfach gekleidet, trat Martha in die Geſellſchaft ein. Frau v. Märzfeld ſtellte ſie vor: „Die Gouvernante meiner Fanny!“ Ihr wurde niemand vorgeſtellt. Ein junger Mann ſaß am Flügel, bereit, ſie zu begleiten. Die erſten Töne, welche Martha ſang, zitterten ein wenig; aber dann riß die Muſik ſie mit ſich fort, und ihre weiche, biegſame Stimme entfaltete all' ihre Fülle und Macht. Beifall erklang von allen Seiten, und als auch das Quartett zur höchſten Zufriedenheit beendet war, trat ein vornehm ausſehender junger Herr zu Martha und fragte: „Wo hatten Sie Singſtunde, mein Fräulein?“

„In B., aber nur kurze Zeit.“

„Man merkt das nicht; Sie ſingen allerdings mit mehr Freiheit, als eine junge Dame, die ſich noch mitten im

Lernen befindet, aber durchaus nicht, als wären Sie mit der Schule nicht fertig geworden."

Der Herr schien einiges von der Musik zu verstehen; sie kamen auf ihre Lieblingskomponisten, und da er ernst und gehaltvoll sprach, antwortete ihm Martha gern und freute sich der lebhaften Unterhaltung.

Frau v. Märzfeld rauschte heran: „Graf T., vielleicht helfen Sie mir etwas, die Plätze zu arrangieren. Fräulein Feldwart, Ihre Schülerin wird nach Ihnen verlangen."

Martha verneigte sich und ging; es wurde ihr aber heute Abend schwer, sich mit Fanny zu unterhalten; immer wieder trat der wenig angenehme Auftritt vor ihr inneres Auge; sie schämte sich so sehr, daß sie nach dem Gesange auch nur eine Minute unten geblieben war. Sie ertappte sich einigemal dabei, daß eine Thräne auf ihre Arbeit fiel, und doch mußte sie sich eingestehen, daß ihr eigentlich nichts Schlimmes widerfahren sei — sie war ja die Gouvernante; Frau v. Märzfeld hatte das Recht, zu wünschen, daß sie bei ihrem Kinde bleibe. Sie hatte sich auch vollkommen davon überzeugt, daß dieser nichts ferner lag, als sie kränken zu wollen, denn sie war zu anderen Zeiten aufrichtig dankbar für Marthas Bemühungen um das Wohl ihres Kindes. Sie hielt es offenbar für ihre heilige gesellschaftliche Pflicht, die Lehrerin auf der Stufe zu erhalten, die sie für angemessen

hielt; aber fast nichts war dieser so schwer geworden, als dies ruhige, geflissentliche Hinausgetrieben-werden aus der Stellung, welche sie bisher im Leben eingenommen hatte. Sie mußte hart kämpfen, dies zu überwinden; es wurde ihr nicht erleichtert durch Luciens Entrüstung darüber und sie dachte lebhaft an Pastor Wohlgemuths Worte: „Sie werden klein und niedrig sein müssen, und das wird gerade für Ihre Natur sehr schwer sein!“ „Darum schickt es mir der liebe Gott“, dachte sie; „ich will es aus seiner Hand nehmen und desto mehr für Fanny sein, die es mir sichtlich dankt.“

Frau v. Märzfeld liebte ihr kleines Mädchen wirklich und sorgte für dasselbe, so viel es möglich war, ohne in dem gestört zu werden, was sie als ihre Lebensaufgabe ansah, nämlich ihrer geselligen Stellung zu genügen und für ihre erwachsenen Töchter gute Partieen zustande zu bringen. Keine Ausgabe war ihr zu groß, wenn Martha Vorschläge machte, Fannys Lage zu verbessern und ihr Dasein auszuschmücken. Sie erkannte auch Marthas Thätigkeit und ihre Erfolge völlig an und sprach dies sogar zuweilen recht freundlich aus; nur die Kluft zu überbrücken, die nach ihrer Meinung zwischen ihrer Familie und Martha bestand, das fiel ihr niemals ein.

Eines Tages, als Margaretchen im Nebenzimmer nähte,

kam dieſe auf eine arme Familie zu ſprechen, die den Vater plötzlich verloren hatte und nun in der größten Not war. Fannys weiches Herz war gerührt; ſie hätte gern ihre reich ausgeſtattete Sparbüchſe bis zum letzten Heller den Armen gegeben. Martha machte ihr begreiflich, daß es nicht richtig und ſchön ſei, unüberlegt zu verfahren; ſie verſprach, ſich morgen früh ſelbſt nach den dringendſten Bedürfniſſen der Leute zu erkundigen. „Und dann", ſagte ſie, „müſſen wir rechnen, ordentlich rechnen; denn wir müſſen etwas behalten für die Geburtstage von Mutter und Schweſtern, für die Miſſionskaſſe, für das Rettungshaus u. ſ. w." Und Fanny rechnete; ſie rechnete hier, wo ſie einen Zweck vor Augen hatte, mit Vergnügen, und Martha ſchöpfte Hoffnung, ſie auch in dieſer ihr bisher ſehr widerwärtigen Kunſt nach und nach weiter zu bringen. Da ihre kranken Fingerchen nicht imſtande waren, Strümpfe für die verwaiſten Kinder zu ſtricken, lernte ſie wenigſtens das leichtere Häkeln, um die Knaben mit Shawls zu verſorgen.

So verging der Winter unter vielerlei Anſtrengungen, aber nicht fruchtlos und nicht freudenlos. Die angefangene Kur hatte die kleine Patientin ſo gekräftigt, daß ſie nicht mehr gehoben und getragen werden mußte, ſondern ſich einige Schritte weit ſelbſtändig fortbewegen konnte. Die Tage wurden ſonnig, die Wege trocken; Fanny ward vom Diener

jeden Tag ausgefahren, und Martha ging dann neben ihr, um sie aufmerksam zu machen auf Blumen, Bäume, Menschen, schöne Gegenstände in den Schaufenstern, und all' die tausend Fragen zu beantworten, welche das Kind, angeregt durch so viel neue Eindrücke, an sie stellte. Sie that dies sehr gern, aber sie fühlte doch, daß ihr auf diese Weise die einzige Zeit zum Ausruhen, zur stillen Sammlung und zum Nachdenken über ihren nicht leichten Beruf genommen wurde. Der März befreite sie von diesen Wegen, aber nicht zu ihrer Freude. Fanny bekam den Husten, und dieser wollte keiner Arzenei oder sonstigen Verordnung des Arztes weichen; sie war wiederum aufs Zimmer angewiesen und war jetzt, an mehr Abwechselung gewöhnt, ein eigensinniger Patient. Am ersten April ging das Hausmädchen ab, um sich zu verheiraten, und Fanny war so unglücklich bei dem Gedanken, sich einer anderen Hand anzuvertrauen, daß Martha versprach, sie fortan allein zu pflegen. Das Glück des Kindes war ein großer Lohn; aber die Nerven, selbst Marthas kräftige Nerven ließen sich solche Überanstrengung nicht gutwillig gefallen; sie war zum erstenmal im Leben matt und reizbar, mußte gegen trübe Gedanken kämpfen und sehnte sich herzlich nach der versprochenen Übersiedelung nach dem Süden. Sie gehörte nicht zu denen, die viel über ihr leibliches Befinden zu grübeln pflegen und sich selbst große

Wichtigkeit beilegen; aber sie empfand es mehr, als sie es sich eingestand, wie schwer es war, daß keiner mehr mit zarter, liebevoller Fürsorge sie beobachtete und ihr zu helfen suchte, wenn sich in ihren Gesichtszügen Abspannung, Müdigkeit, Kränklichkeit abmalte. Es wird den Eheleuten am Altar gesagt, daß ihr Stand „nicht ohne Kreuz" ist; ach, ebenso gewiß und fast gewisser kann man vom Stand einer jungen Lehrerin sagen, daß er „Dornen in die Menge und manches Kreuz trägt". Ist der innere Beruf und die volle Fähigkeit dafür vorhanden, dann werden solche Leidensstunden und Schwierigkeiten überwunden; hat nur Verlangen nach Freiheit und Selbständigkeit auf diese Bahn gedrängt, so entstehen daraus schwere Kämpfe, denen oftmals Leib und Seele unterliegen.

Gegen Ostern kam der Hausarzt, um die Sommerkur mit Frau v. Märzfeld zu besprechen; seine Entscheidung lautete: „O, Sie brauchen gar nicht so sehr weit fortzugehen; gehen Sie Mitte Mai mit dem Kinde zur Molkenkur nach Heyden an den Bodensee, und ist dann etwa nach sechs Wochen der Husten ganz fort, so bringen Sie Fanny nach Ragatz oder noch lieber nach Pfäffers in der Taminaschlucht; da wird sie wahrscheinlich bald erstarken und beweglich werden."

Martha schwärmte für schöne Natur; sie wäre gern noch

tiefer hineingekommen in die Wunderwelt der Schweiz; dennoch sah sie der Reise mit Spannung und großen Erwartungen entgegen. Sobald der Mai erschienen war, brach man auf. Frau v. Märzfeld hatte ein ganzes Coupé genommen, um es Fanny bequem zu machen. Am ersten Tage fuhr man bis Frankfurt am Main bei rieselndem Regen; die Leidende klagte viel über Schmerzen; Martha bemühte sich, ihre Gedanken davon abzuziehen, indem sie ihr von den Orten, an welchen sie vorüberfuhren, mancherlei erzählte. Aber so leise dies geschah, störte es doch Lucie in ihrer Reiselektüre, und sie äußerte dies sehr vernehmlich durch verwunderte Blicke und ungeduldige Bewegungen; Judith versuchte anfangs Martha beizustehen, aber das eintönige Grau rings umher, das Anschlagen der Tropfen an die Fenster ermüdete sie, und sie schlief bald fest in der einen Ecke, während in der anderen die Mutter ihre Stirn unaufhörlich mit wohlriechendem Wasser wusch. In Frankfurt hatte man versäumt, sich Wohnung zu bestellen, Westendhall war besetzt; man mußte noch am späten Abend von einem Gasthaus zum anderen fahren, bis man endlich gegen Mitternacht ein wenig befriedigendes Unterkommen fand.

Am anderen Morgen ward es heller. Judith und Lucie baten die Mutter, sich einige Stunden in Heidelberg aufzuhalten und dann in Ulm Nachtquartier zu nehmen; aber

Frau v. Märzfeld wollte lieber Friedrichshafen erreichen. Alle jungen Köpfe bemühten sich, möglichst viel aus dem Fenster zu sehen, als der Zug in Heidelberg hielt. Scharen von Studenten mit ihren großen Hunden konnte man bewundern, wenn man wollte; aber von der schönen Lage und Umgebung des berühmten Ortes war vom Coupé aus wenig zu bemerken. Der Tag wurde schwül, die Glieder schmerzten von der langen Fahrt; die ganze Gesellschaft hatte nur noch wenig Kraft, die Umgebungen zu betrachten: Fanny weinte, Lucie stieß ungeduldige Ausrufe aus, Judith seufzte und Frau v. Märzfeld lag abgespannt in ihrer Ecke. Wie eine Himmelsbotschaft klang endlich spät am Abend die Stimme des Schaffners: „Friedrichshafen, aussteigen!“ Sie waren bald in dem geräumigen, sauberen Gasthofe untergebracht, und Fanny streckte sich recht mit Wohlbehagen in ihrem Bette aus, als Martha ihr sagte: „Morgen fahren wir nur noch mit dem Dampfschiff über den See, da sehen wir den Säntis und die Appenzeller Berge alle vor uns, dann geht es eine kleine Stunde mit der Zahnradbahn den Berg hinauf nach Heyden.“ Martha wachte noch lange und seufzte: „Ach; wenn nur morgen, nur morgen schönes Wetter ist!“

Sie lauschte, lauschte: es klang wie ein leises Rauschen; war das der See? Mit dem ersten Tageslichte erhob sie

ſich und zog leiſe die Gardine vom Fenſter. Grauer Nebel wogte draußen, die Fenſter gingen nach einem Raſenplatze, vom See war nichts zu ſehen. „Es muß noch ſehr früh ſein", dachte ſie, legte ſich wieder nieder und ſchlief ermüdet ein. Als das Hausmädchen, wie es verſprochen, um 6 Uhr anklopfte, war das Wetter noch ebenſo. Martha war ſehr betrübt darüber: ſie hätte ſo gern den Säntis geſehen. Fanny freute ſich auf das Dampfſchiff; ſie war ruhiger.

Als man nach einer Stunde aufs Schiff kam, hatte der Regen, der ſich die ganze Nacht über ergoſſen, nachgelaſſen, und der See wurde nach und nach nebelfrei; ſeine Wellen kräuſelten ſich im friſchen Morgenwinde. An der öſtlichen Ecke des weiten Waſſerbeckens tauchte Bregenz auf, aber die Vorarlberge, an deren Fuße es liegt, waren noch verhüllt, und vom Schweizer Ufer konnte man nur dämmernde Umriſſe erkennen. Erſt als man ſich Rorſchach näherte, zerriß die Wolkenhülle, aber nun war man den Bergen zu nahe, um mehr als die Vorhügel zu überblicken. Das weite, jetzt blaue Waſſerbecken übte dennoch einen großen Reiz aus, und beſonders Fanny war glücklich, mitten auf dem Verdeck in ihrem Rollſtuhl ruhend, ſo ſanft hinüberzugleiten ans andere Ufer. Der Weg nach Heyden hinauf war lieblich und kurz. Wie blau erſchien der See bei dem Dorfe Wynachten! In Heyden war ihnen durch den dortigen

Arzt Wohnung bestellt, eine der älteren Pensionen nahm unsere Reisenden auf. Martha teilte ihr Zimmer mit Fanny; es hatte die lieblichste Aussicht von der Welt. Dicht unter dem Fenster begannen die grünen Matten, die in der schönsten Frühlingsüppigkeit standen, hin und wieder von bewaldeten Hügeln, Gesträuch und Obstbäumen unterbrochen, aus deren Mitte die hellen Wände niedlicher Häuser hervorglänzten; tief unten und doch so nahe erscheinend, als könne man ihn mit wenigen Schritten erreichen, lag wie ein aufgeschlagenes, schimmerndes, blaues Auge der See, an seinem gegenüberliegenden Ufer Lindau und Friedrichshafen, so deutlich, daß man jedes Fenster unterscheiden konnte; rechts die Vorarlberge und Bregenz, links schweifte der Blick übers Württemberger Land. Die beiden Mädchen konnten sich nicht satt sehen; sie öffneten das Fenster und sogen die unbeschreiblich milde Luft mit Wohlbehagen ein. Sie sollten heute noch auf ihrem Zimmer speisen; zum Vesperbrot wollte dann Fanny versuchen, die wenigen Schritte bis zum Speisesaal zu gehen.

Ein freundliches, älteres Mädchen in einfacher Kleidung brachte gute Suppe, Rindfleisch mit einem Gemüse von getrockneten Äpfeln und gerösteter Semmel, und Braten, den sie im ersten Augenblicke seiner hohen Fettkruste wegen für Schweinebraten hielten, der sich aber dann als der Rücken

eines gut gemäſteten Kalbes auswies. Es ſchmeckte den beiden Gereiſten trefflich, und ſelbſt die Zuſammenſtellung von Rindfleiſch und Äpfeln, die ihnen neu war, fanden ſie ganz ſchmackhaft, als ſie davon gekoſtet.

Während Frau v. Märzfeld ſchlief, erſchienen Judith und Lucie.

„Nun, das muß man ſagen", rief die erſtere entrüſtet, „in eine feine Penſion hat uns der Doktor K. gebracht! Nicht 'mal ein Kellner! Der Wirt wartet ſelbſt auf; ein Mädchen mit einer dicken, rotgeſtreiften Schürze bringt die Speiſen herein, — und dieſer Küchenzettel! Nein, — und Lucie, ſieh hier dieſes Möbel!"

Lucie mußte auch lachen, als ſie ſich im Zimmer umſah; es war weißgeſtrichen mit einer grauen Kante und kleinen, grünen Blumen. In der Ecke desſelben ſtand ein mächtig großer, zweithüriger Schrank, himmelblau angeſtrichen, an der Seite mit den ſchönſten Blumen- und Fruchtſtücken in den leuchtendſten Farben verziert, vorn die Schöpfungsgeſchichte und der Sündenfall deutlich abgebildet. Ein Sofa hatte das Zimmer nicht, aber zwei Betten mit guten Matratzen und einen alten, bequemen Lehnſtuhl, mit buntem Kattun überzogen, in dem Fanny behaglich ſaß.

„Ich weiß nicht, Judith, mir gefällt alles ſehr; es iſt einmal anders wie ſonſt, und es ſchmeckt mir viel beſſer,

als jemals zuhause!“ Martha hatte Ähnliches gedacht; die Aufwärterin mit ihrem guten, teilnehmenden Gesichte erschien ihr viel gemütlicher als ein befrackter Kellner, und ein Blick aus dem Fenster ließ die Dekorationen im Inneren des Zimmers nur wenig vermissen.

Am Nachmittag ging Fanny mit in den Speisesaal; sie waren heute noch allein darin, weil die anderen Gäste ausgeflogen waren. Frau v. Märzfeld betrachtete mit sehr unzufriedenen Blicken die Tischdecke aus braungeblümtem Kattun, aber was darauf stand: Kaffee, Milch, Weißbrot, Butter und Honig, das war unübertrefflich. Noch bevor es ans Auspacken ging, erschien der Arzt.

„Mein bester Doktor“, sagte Frau v. Märzfeld, nachdem man sich ins gemeinsame Wohnzimmer zurückgezogen hatte, „in was für eine Pension haben Sie uns gebracht! Sollte es in dem großen Heyden keine elegantere und anständigere geben?“

„Gewiß haben wir elegantere, gnädige Frau; für anständig halte ich aber diese sehr, und ich weiß keine, die ihre Patienten gewissenhafter und besser versorgt; überdem ist hier gerade die Luft und die Aussicht besonders schön; ich dachte, es würde unserer jungen Patientin hier wohl sein. Wie steht es damit, Fräulein?“ fragte er, zu Fanny gewendet.

„O, mir gefällt's ganz gut!“ ſagte dieſe; „ich möchte gar nicht fort von hier!“

„Glauben Sie, daß ich meine Tochter mit ihrer Erzieherin bei dieſen Leuten allein zurücklaſſen kann?“

„Gewiß, es ſind ganz zuverläſſige Wirte, und das Dienſtmädchen, die Anna aus Oberöſterreich, die iſt ein wahrer Schatz; je kränker einer iſt, deſto lieber hat ſie ihn.“

„Dann werde ich mich nur wenige Tage hier aufhalten; ich bin in der That ganz andere Umgebungen gewohnt!“

Es blieb dabei! Am zweiten Morgen nahm die Mama mit den beiden älteſten Töchtern Abſchied, um eine größere Reiſe anzutreten nach den ſchönſten Punkten der Schweiz. Fanny winkte ihnen mit ihrem Taſchentuche Grüße zu, die ſie freundlich erwiderten; Martha ſah ihnen nach mit ſonderbaren Gedanken und Gefühlen: ſie war noch in den Jahren, wo man ſich gern Illuſionen macht! Nach der Schweiz, nach der Schweiz hatte ihr Sinn geſtanden, ſo lange ſie lebte; und nun war ſie hier, feſtgebunden an dieſen zwar lieblichen, aber wenig großartigen Fleck. Da Fanny jetzt kein Mädchen hatte, wagte ſie auch nicht auf Stunden dieſelbe zu verlaſſen. Sie war gefeſſelt an den Rollſtuhl ihrer Schülerin, den ein dazu gemieteter Diener jeden Morgen zum Trinkplatz, jeden Nachmittag zu dem kleinen Gehölze hinausſchob, in welchem man zur Bequemlichkeit der Sommer-

gäſte Wege und Bänke angelegt hatte. Es war dies faſt der einzige Ort, wo man im Schatten wandeln konnte! Es iſt ſchwerer als man denkt, mit voller Geſundheit und rüſtiger Kraft mitten hinein geſetzt zu ſein in eine ſo ſchöne Natur, zu wiſſen: dürfteſt du jetzt eine Stunde oder zwei ſteigen, ſo hätteſt du alle Herrlichkeit der Alpenwelt vor Augen, nach der du dich lebenslang geſehnt; und dann all dies Verlangen zügeln zu müſſen, ja, es verbergen vor den Augen eines geliebten Kranken!

Martha ſtrebte hiernach mit dem beſten Willen; aber ungerufen tauchten wieder und wieder Gedanken in ihr auf, deren ſie ſich ſchämte.

„Warum muß ich nur hier ſitzen bei der kleinen Kranken? würde ich nicht mehr Genuß haben an den Bergen, Gletſchern und Seen als Frau v. Märzfeld und Lucie, die ſchließlich doch nur nach den Außendingen fragen?“

Es ſitzt in jedem natürlichen Menſchen, wenn auch noch ſo verborgen, ein kleiner Sozialdemokrat. Man mag nur auf ſich achten! Man iſt darum noch nicht zufrieden und genügſam, wenn man prächtige Kleider, feine Speiſen, eine bequeme Lebensweiſe gern entbehrt; dies iſt für manche Naturen gar nicht ſchwer; aber faſt für jeden giebt es einen Punkt, nach welchem ſeine Wünſche beſonders lebhaft gehen, nach dem ſeine innerſte Neigung gerichtet iſt; gewöhnlich

faßt der liebe Gott in der Lebensſchule ſeine Kinder bei dieſem Punkte an, und nur wenn es gelingt, ſich zu unterwerfen und den innern Rebellen zu beſiegen, giebt es vollen Frieden in der Bruſt. Martha hatte an Fanny ein gutes Vorbild. Seitdem ihre Sehnſucht nach genügender Teilnahme, Unterhaltung und Beſchäftigung geſtillt war, konnte man nicht zufriedener ſein als ſie. Heyden brachte ihr überdies eine Menge neuer Eindrücke, die ſie fortwährend anregten und erheiterten.

Am Morgen zwiſchen ſechs und ſieben Uhr kam der „Schottenfranzerl“ — Schotten nennt man dort die Molken — mit ſeiner heißen Butte von der Ebenalp herunter, doppelte wollene Decken zwiſchen der Butte und dem Rücken, damit er ſich nicht verbrenne. Zwiſchen zwei und drei Uhr morgens ging er vom Säntis weg, um ſechs Uhr erſchien er in Heyden — welch eine beſchwerliche Tour! nur die ſtärkſten Männer konnten dazu verwendet werden. Der Franz ſah gar ſchön aus, wenn er mit ſeiner Laſt ſo leicht auftrat, als ginge es zum Tanze; den ſpitzigen Hut mit der Auerhahnfeder auf dem Kopfe, unter der roten Weſte den breiten Ledergurt, auf dem das liebe Hornvieh ſich im blankſten Meſſing getrieben präſentierte, ein Abzeichen ſeines Standes. Die Molke war beim Ausſchenken noch zu heiß, um ſie ſogleich zu trinken, und Fanny, die ſo viel Sinn

für Humor hatte, beluſtigte ſich im ſtillen über die verſchiedenen Auffaſſungen und Anſtrengungen der Gäſte bei ihrem Genuſſe. Einige ſchluckten verdrießlich und widerwillig, andere, als beſorgten ſie die wichtigſte Arbeit ihres Lebens; noch andere ſcherzten und lachten dabei; und je beſſer Luft und Kur ihr bekamen, je größer die Strecken wurden, welche ſie jetzt an Marthas Arme zurücklegen konnte, deſto mehr Luſt bekam ſie, ſich dem heiteren Teile der Geſellſchaft zuzugeſellen. Das Frühſtücksnäpfchen mit der braunen Mehlſuppe darin hatten beide Mädchen zuerſt ſehr bedenklich angeſehen, doch redete die Anna aus Oberöſterreich zu: „Eſſe Sie nur, 's iſcht gut, 's iſcht ſehr gut!“ Sie aßen und es bekam ihnen wohl.

Bei ihren kleinen Reiſen durch den Ort zogen die Gardinenweberinnen, die man durch die niedrigen Fenſter arbeiten ſehen konnte, meiſt noch junge Mädchen, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; auch die alten, ungemein ſauber gekleideten Weiblein, die Gardinen ſtickten, und die geſchickten Stickerinnen, welche die ſuperfeinen Taſchentücher und Kragen lieferten, die „beim Sturzenegger“ auslagen. Manche Regenſtunde wurde dort in dem anziehenden Geſchäfte zugebracht, manches Geldſtück wanderte aus Fannys Sparbüchſe, indem ſie ſich hier mit Geburtstagsgeſchenken für Mutter und Schweſtern verſorgte.

Eine neue Freude war ihr der Sonntag; sie hatte in M. nicht mit zur Kirche gehen können; hier in Heyden kam der Wirt am Sonntagmorgen, brachte jedem seiner Gäste ein Gesangbuch und teilte mit, um neun Uhr werde man zur Kirche gehen. Nun wurde ihm von manchem Gaste das Gesangbuch dankend zurückgegeben; das nahm er freundlich und ruhig hin; er hatte nun seine Schuldigkeit gethan.

Martha und Fanny, letztere in ihrem Rollstuhle, schlossen sich gern dem Zug der Kirchgänger an, den der Wirt anführte. Obgleich die ziemlich neue Kirche nur Stahlglocken hatte, erschien es doch beiden Mädchen, als hätten sie nie so etwas Schönes gehört als dies Geläute, wie es in der frischen Morgenluft über den blauen See hinüber klang; so recht volle Sonntagsfreude zog in ihre Herzen ein, und sie lernten bald sich zurechtfinden in dem vollen vierstimmigen Gemeindegesang. Auch der Pastor verstand es wohl, die Herzen auf das Eine hinzuweisen, was notthut, und so meinte Fanny, der Sonntag könne wohl in der ganzen Welt nicht so schön sein, wie hier oben in Heyden.

Des Abends, wenn die anderen Hausgenossen teils noch promenierten, teils nach dem Kurhause gegangen waren, um in größerer Gesellschaft zu sein, saßen unsere beiden Mädchen mit dem Wirt, der Wirtin und der Anna aus Oberösterreich vor der Thür oder im Zimmer; der Wirt hatte

dann eine blaue Schürze um und rüstete mit seiner Frau zusammen das Gemüse oder Obst für den anderen Tag, wobei Martha gern half; eine Köchin gab's in der Pension nicht. Dann erzählte der Wirt aus seinem bewegten Leben. Er stammte aus Vorarlberg, war schon als Knabe hinausgezogen ins Land mit Quirlen und Löffeln, hatte Menschen, Gegenden und Verhältnisse kennen gelernt, und seitdem er die Margaret in St. Gallen zuerst gesehen, da war er sehr sparsam geworden und hatte es zuletzt so weit gebracht, sich in Heyden ein Häuschen zu kaufen, in das er diese Margaret geführt; aus dem Häuschen war ein Haus geworden und eine bekannte und angesehene Pension. Beide Mädchen hörten ihm gern zu; Martha machte die Bemerkung, daß man mit offenen Augen und gesundem Sinne auch ohne Bücher recht viel lernen kann.

Die Pension hatte sich indessen mehr und mehr mit Fremden gefüllt; mittags erschienen außerdem noch Gäste aus dem Ort, und da sie aus aller Herren Ländern zusammenkamen, wurde die Unterhaltung abwechselnd französisch, englisch und deutsch geführt.

Marthas Nachbar war ein Amerikaner, der sich englisch mit ihr unterhielt. Fanny hatte zwar einige englische Stunden gehabt, es aber nicht so weit gebracht, den Fremden zu verstehen, und da er sehr interessant zu er-

zählen pflegte, ſo überſetzte es Martha gewöhnlich ihrem Zögling.

Eines Mittags bemerkte es der Fremde: „O, ich kann es der kleinen Dame gleich deutſch erzählen.“

„Sie ſprechen nicht wie ein Ausländer“, ſagte Martha.

„O, ich ſtamme aus Deutſchland, bin freilich ſchon in der Jugend nach den Vereinigten Staaten gegangen, und hätte gewiß meine Mutterſprache verlernt, wenn ich mich nicht mit meinen Nachbarn Eichhorn und Kraus in St. Joſeph grundſätzlich nur deutſch unterhielte.“

Kraus! St. Joſeph! Ach, das mußte Siegfrieds Onkel ſein!

„Stammt Ihr Nachbar Kraus aus Sachſen?“

„Ja wohl, aus der Nähe von Leipzig.“

Marthas Herz klopfte, ſie konnte kaum ſprechen.

„Ich kenne einige Glieder ſeiner Familie; geht es ihm wohl?“

„Sehr wohl“, ſagte der Nachbar. „Er hat vor etwa fünf Jahren in ſeinem Alter noch geheiratet und hat jetzt zwei prächtige Buben.“

Es wurde Martha ſchwer, weiter zu fragen; aber die Qual der Ungewißheit war zu groß.

„Ich hörte, er habe ſich ſeinen Neffen nachkommen laſſen!“

„Dies muß ein Irrtum sein; ich habe ihn vor meiner Abreise noch besucht; er hatte niemand bei sich als seine Frau und Kinder, hat auch nie von einem Neffen gesprochen. Doch — warten Sie! Ja, vor langer Zeit, ehe er heiratete, sagte er mir, er habe einen Neffen gebeten, zu ihm zu kommen, aber der Schlingel wollte nicht."

Arme Martha! Für das, was man nun noch sprach, war sie taub und gab dem Nachbar einige recht verkehrte Antworten. Was war das? War Siegfried unterwegs verunglückt? Hatte er von der Verheiratung des Onkels gehört und sich wo anders hingewendet? Bis jetzt hatte sie wenigstens für ihre Gedanken einen Zielpunkt gehabt, die Gegend, in welcher sein Onkel sich niedergelassen; nun war auch dies vorüber. Ach, so oft hatte sie versucht, sich innerlich gefaßt zu machen auf ein Leben ohne ihn; jetzt merkte sie, wie die Hoffnung im Hintergrunde ihres Herzens immer noch gewohnt und ihre Zauberfäden gesponnen hatte. Sie sehnte sich ganz unaussprechlich nach einem Wesen, dem sie sich mitteilen, bei dem sie sich ausweinen könnte. Sie ergriff die Feder, um Suschen alles zu erzählen; da kam der Briefträger und brachte ihr einen Brief der Freundin. Sie zeigte den Tag ihrer Hochzeit an und bat, daß Martha ihrer fürbittend gedenken möge, da sie doch leider, leider nicht dabei sein könne. Auf diesen Brief konnte sie keine

klagende Antwort ſchicken; er war ſo glücklich, ſo ſtrahlend glücklich bei allem Ernſt.

Fanny ruhte auf ihrem Lager, wie gewöhnlich nach Tiſche, Martha ſchlich ſich ins grüne Hausgärtchen; nicht weit vom Bienenſtand war eine Laube, da konnte ſie ſich ausweinen.

Ach, ihre Thränen floſſen unaufhaltſam! All' die zurückgedrängte Sehnſucht der letzten Jahre wollte zu ihrem Rechte kommen. Sie ſchluchzte wie ein Kind und erſchrak ſehr, als der Eingang der Laube durch einen Schatten verdunkelt wurde. Es war nur die Anna.

„Haben das Fräulein Kummer?"

„Ja, Anna, den hab' ich!"

„Iſt Euch was Liebes tot, oder ſollt Ihr Euer Schatzerl nit haben? Sagt's den lieben Heiligen, die hab'n ſchon oft geholfen. Jetzt hab' i halt kai Zeit zum Bete; aber wenn i na Haus komm', will ich's wohl der heiligen Anna ſagen; die iſt ſehr gut und hilft ſchon!"

Martha hätte ſagen können, daß ſie lieber Gott anrufen ſolle; aber Anna hatte eine ſo kindliche Zuverſicht auf die heilige Schutzpatronin, daß ſie es nicht übers Herz brachte, ſie darin irre zu machen; ſie dachte: wenn ſie ſo warm und gläubig zur heiligen Anna ſpricht, ſieht es vielleicht der himmliſche Vater an, als ſei es ihm geſagt, und ſo ſagte ſie: „Ich danke Ihnen, Anna, thun Sie das!"

Als aber Anna fort war, kam es doch wie eine ſtille Freude über ſie, daß ſie ja keine heilige Fürſprecherin brauchte, daß ſie konnte und durfte gerade zu ihrem Vater gehen und ihr Herz vor ihm ausſchütten; ſie that es, und das hilft jedesmal. Wenn auch ihr Herz nicht leicht danach wurde, es wurde doch ſtille und ergeben, und ſie konnte mit dem warmen, aufrichtigen Vorſatze zu ihrer Pflegebefohlenen zurückkehren, die Wolken und das Weh für ſich zu behalten und ſo viel Sonnenſchein als möglich auf Fannys Lebensweg auszugießen. Wenn ſich der Sturm im Innern gelegt hat, tritt auch die Beſinnung und verſtändige Überlegung wieder in ihr Recht und entkleidet das Erlebte von allen Übertreibungen der Phantaſie. Was hatte ſie denn ſo Schlimmes vernommen? Nur, daß Siegfried nicht bei ſeinem Onkel war; konnte er nicht an irgendeinem anderen Orte ſich eine Exiſtenz gegründet haben? War es denn unmöglich, daß er dennoch zu ihr zurückkehrte?

Um vieles beruhigt holte Martha ihre Schülerin ab zum Kaffee in dem kleinen Saal. Sie fanden neue Ankömmlinge: eine ſehr durchſichtig und zart ausſehende Mutter und ein roſiges Töchterchen von etwa dreizehn Jahren; Frau Präſidentin v. B. und ihre Tochter Friederike.

Die beiden Kinder betrachteten ſich ſchüchtern, aber mit ſehr vergnügten Geſichtern. Frau v. B. ſah mit mütter-

licher Teilnahme auf das zarte, hilfsbedürftige Mädchen, und nachdem es Martha ihrem Zöglinge ſo bequem als möglich gemacht, veranlaßte ſie die gegenſeitige Vorſtellung.

„Siehſt du, Friederike, da iſt ja ein junges Mädchen, wie du es dir gewünſcht haſt.“

Friederike nickte.

„Ich kann freilich noch nicht mit herumſpringen“, ſagte Fanny, „aber ich lerne es bald; ich kann jetzt ſchon vom Freihof bis zur Kegelbahn laufen.“ Dabei ſah ſie ſehr ſtolz und glücklich aus.

Frau v. B. erkundigte ſich ſehr teilnehmend nach dem Leiden der Kleinen und erfuhr, daß ſie von hier nach Ragatz oder Pfäffers gebracht werden ſollte.

„Ach, wenn es doch Pfäffers wäre“, rief Friederike; „dort badet Mama einige Wochen, und dort iſt es ſo — ach ſo — ich weiß gar nicht, wie ich ſagen ſoll — ſo geheimnisvoll und ſchauerlich und doch ſo ſchön! Man wohnt eigentlich bei den Erdgeiſterchen ſelber. Ach, Fanny, bitte immer zu, daß ihr nach Pfäffers kommt; es wird ſo ſehr hübſch ſein, dort Geſellſchaft zu haben.“

Friederikens lebhafte Schilderungen waren ganz dazu gemacht, Fannys Verlangen nach dieſer Wunderwelt zu ſteigern, und ſie hoffte ihre Mutter zu überreden, auf ihre Wünſche einzugehen.

Es war ſehr ergötzlich, zu ſehen, wie die beiden Kinder ſich mit jedem Tage näher kamen. Friederike kannte bald keine größere Luſt, als ihrer ſchwachen Gefährtin all' die kleinen Dienſte zu leiſten, deren ſie bedurfte, ſie an ihrem Arm auf ihr Zimmer zu führen oder aus demſelben abzuholen. Fanny ließ ſich das ſehr gern gefallen, aber der Wunſch erwachte in ihr, es vergelten zu können, und als die Präſidentin eines Tages ſehnend nach ihrer Handarbeit ausſchaute, welche auf einem fernen Tiſche lag, ſtand ſie leiſe und unbemerkt auf und fühlte mit innerlichem Frohlocken, daß es nicht mehr zu ſchwer für ſie war, dieſelbe zu holen und der Eigentümerin zu bringen. Dieſe ſah ſie überraſcht und ſehr erfreut an, aber das Kind erglühte förmlich in Wonne; es war das erſte Mal, daß ſie jemandem einen Dienſt hatte leiſten können.

Die Unterrichtsſtunden mußten natürlich hier in freierer Geſtalt gegeben werden wie zuhauſe, aber Martha hatte ſie nie ganz fallen laſſen. Jetzt fragte Frau v. B., ob Friederike nicht daran teilnehmen dürfe; ſie war natürlich viel weiter, aber immerhin ließen ſich Gegenſtände auffinden, die beide Kinder gleichmäßig intereſſierten, und Martha fand, daß die Gemeinſchaft ein herrlicher Sporn für Fanny war.

Frau v. Märzfeld und ihre Töchter hatten häufig Nachricht gegeben; ſie hatten den Züricher See beſucht, den Vier-

waldſtädter See mit ſeinen herrlichen Umgebungen, auf dem Rigi mehrere Tage zugebracht, und waren jetzt ſeit einigen Wochen in Montreux am Genfer See.

„Aber nun“, ſchrieb Lucie, „kommen wir auf dem nächſten Wege. Wir ſehnen uns nach dem Kinde und etwas mehr Ruhe, und werden im Laufe der nächſten Woche eintreffen, um mit Euch nach Ragatz oder Pfäffers überzuſiedeln.“

Fanny jubelte, und auch Martha, obgleich ſie ſich ſagen mußte, daß ihr Leben ferner nicht in ſo angenehmer Ruhe verlaufen werde, wie es jetzt der Fall war, freute ſich doch mit aufrichtigem Herzen darauf, der Mutter und den Schweſtern die Fortſchritte zu zeigen, welche des Kindes Geneſung inzwiſchen gemacht hatte.

Ein wunderbar ſchöner Tag ſtieg nach mehreren recht unfreundlichen über Heyden auf; die ſämtlichen beweglichen Penſionsgäſte beſchloſſen eine Tour auf den Kaien zu machen, unter Führung ihres Wirtes; da oben ſollte eine herrliche Ausſicht auf das Gebirge ſein. Marthas Herz ſchlug in großem Verlangen. Eine Stunde vor Tiſche ließ Frau v. B. ſie rufen.

„Mein liebes Fräulein Martha“, ſagte ſie, „ich habe eine große Bitte. Mein Kind iſt nun ſchon wochenlang hier und hat noch keinen Blick aufs Gebirge gehabt. Ich möchte

ihr ſo gern den Spaziergang heute gönnen, aber ſie nicht allein mit den fremden Gäſten gehen laſſen. Ihr kleiner Zögling brennt ebenfalls vor Verlangen, Ihnen den Genuß der Bergfahrt zu verſchaffen; und ſo haben wir uns zuſammen ausgedacht, wir wollten dieſen Nachmittag tauſchen: Sie nehmen meine Wilde unter Ihren Schutz bei der Bergbeſteigung, und Fanny kommt als meine Tochter zu mir, bis Sie wieder da ſind."

Dies war verlockend. Es ſtiegen wohl Bedenken in Martha auf: „Wenn ich nur hätte Frau v. Märzfeld fragen können!" Aber das ging ja nicht. Fanny und Friederike baten und drängten; ſie ſelbſt war überzeugt, daß Frau v. B.s Aufſicht die ihrige überreich erſetzte. Ach, und ſie war ſo glücklich in Erwartung der Gebirgsausſicht — ſie gab nach und ging mit. Der Wirt führte ſo an der Berglehne hinauf, daß man unterwegs keine andere Fernſicht hatte als den Rückblick auf Heyden; der Pfad war meiſtens ſehr ſteil und oft ſchattenlos; die Sonne brannte, aber die Ausſicht winkte und die Geſellſchaft überſtand die Strapazen mit fröhlichem Mute. Jetzt noch durch dies Buſchwerk, jetzt dieſen Rand hinauf! und Martha ſtand oben und legte die Hände zuſammen und ihre Augen füllten ſich mit Thränen, denn ſie umfaßten in ihrem engen Rahmen ein Bild, wie es die Phantaſie nicht ſchöner hätte malen können.

Da lagen sie ihr gegenüber, die Schneefelder des Säntis; da ragten die riesigen Nachbarn desselben, der Kamor, Hohekasten, Altemann, Tödi in die blaue Luft; weiter östlich die Vorarlberger und Lichtensteiner Gebirge; in der Ferne die weiße Kette des Rhätikon mit der Saſaplana. Auf der anderen Seite dehnte ſich am weiten, blauen See der Thurgau aus mit Trogen, Vöggeliseck, Speicher; darüber weit in der Ferne der Pilatus und der Rigi.

„O, hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel!"

Friederike neben ihr ſprang hoch in die Luft und ſtieß einen Juchzer aus, als habe ſie denſelben vom Senn erlernt; Martha konnte nicht ſprechen. O, dieſes eine Bild, war's nicht genug, um lebenslang manche einſame Stunde mit ſeinem Lichte zu erhellen? Sie ſah und ſah; ſie hätte nichts davon verlieren mögen, auch nicht das Kleinſte.

„Komme Sie doch hier hinter den Stein und nehme Sie a Schöppeli Markgräfler!" rief der Wirt wieder und wieder.

Der Rat war gut, aber es dauerte lange, ehe unſere jungen Gefährtinnen den Entſchluß faßten, ſich von der herrlichen Ausſicht loszureißen und Ruhe und Erquickung zu ſuchen. Dann war es behaglich, nach der Anſtrengung im Schatten zu ſitzen, ſich an den mitgebrachten Erfriſchungen zu laben und mit den Reiſegenoſſen heitere Geſpräche zu

führen. Die Geſellſchaft wurde ſehr vergnügt und niemand merkte, daß ſich der Himmel umzogen hatte, bis die Stimme aus den Wolken vernehmlich zu reden anfing. Da ſprang denn freilich alles auf die Füße; noch einmal ward die Rundſchau genoſſen, aber nur ſehr flüchtig. Das Wetter zog vom Rheinthal herauf, und der Wirt meinte, es könne „a rechts“ Wetter werden; von da könnt' es oft nicht über den See: „Wir müſſen auf die Sennhütten zu halten!“

Dies geſchah ohne Beſinnen; ſie lagen nicht allzu weit unterhalb der Berghöhe, und mit den erſten ſchweren Tropfen wurde man eingelaſſen in den zwar nicht mit Bequemlichkeiten ausgeſtatteten, aber immerhin trockenen und geſchützten Raum. Es war ſehr gut, ein Dach über ſich zu haben; der Regen fiel in Strömen nieder und praſſelte auf das Schindeldach und gegen die kleinen Fenſter; der Sturm brüllte, als wollte er das Häuschen mit ſich entführen; ein leuchtender, greller Blitz jagte den anderen und der Donner rollte majeſtätiſch durch den Aufruhr hin, ſeine Stimme pauſierte höchſtens minutenlang, wie um Atem zu ſchöpfen. Die Geſellſchaft lauſchte ſtill der großartigen Muſik; ſelbſt Friederike, die ſo gern lachte, ſchmiegte ſich ernſthaft an Martha an. Dieſe, äußerlich gefaßt und ruhig, wurde innerlich ſehr gequält durch die Sorge um Fannys Angſt und infolge davon um ihre Geſundheit. Sie ſah mit Sehn-

ſucht nach dem kleinen Streifchen Himmel, welches zu ſehen war, ob es noch nicht heller werden wollte, — vergebens! Wenn der Sturm eine Minute geſchwiegen, brüllte er in der nächſten mit vermehrter Gewalt; wenn die Stimme des Donners ferner zu klingen ſchien, grollte ſie gleich danach aus einer anderen Ecke um ſo näher. Stunde auf Stunde verrann: zur Finſternis des Himmels geſellte ſich bald das Dunkel des hereinbrechenden Abends und endlich die Finſternis der Nacht.

Da endlich wurde es ſtiller; der Donner rollte ferner und ferner, blaſſer und blaſſer leuchteten die Blitze, einzeln nur noch fielen die Tropfen aufs Dach, dann hörte man keinen mehr.

Man öffnete die Thür der Hütte; durch die zerriſſenen Wolken blickten einzelne Sterne, die Luft war unbeſchreiblich ſchön und friſch, aber der ganze Berg nur ein einziger großer Waſſerfall. Der Wirt und die Sennerin erklärten es für völlig unmöglich, hinabzugehen, bevor man Tageslicht habe. Letztere holte friſche Milch herbei, erbot ſich auch, Schmarren zu backen, wenn man es wollte. Es wurde dankend angenommen und fröhlich verzehrt, nur Martha lag es wie ein Alb auf der Bruſt und ſie ſtieß mehrmals hervor: „Ach, wie ſie ſich zuhauſe ängſtigen werden!“

„Ich glaube nicht ſo ſehr“, ſagte Friederike. „Mama

weiß, daß wir in Gottes Schutz ſind und bei verſtändigen Menſchen; Anna wird ihr gewiß von den Sennhütten erzählen, und ſie werden es ſich denken, daß wir hier ſind. Geben Sie acht, ſie tröſtet auch Fanny und läßt ſie nicht von ſich."

Das klang alles ganz wahrſcheinlich, aber es war ihr Gewiſſen, das ihr die Zuverſicht raubte; das ganze Erlebnis kam ihr vor wie eine Strafe ihrer Untreue und ſie konnte ſich die Folgen desſelben nicht ſchwarz genug ausmalen. Die Vorbereitungen zur Nachtruhe waren etwas ſchwierig; die Geſellſchaft beſtand aus etwa zehn Perſonen. Die Herren mußten ſich mit ihren Plaids in der Nähe des Herdes einrichten, die Frauen wurden oben im Heu untergebracht; dort war es ſehr warm, und eine dicke, nicht mehr junge Dame, der noch dazu die Sennerin ihr eigenes Lager abgetreten hatte, ſtöhnte unaufhörlich, während zwei junge Franzöſinnen durchaus nicht aus dem Lachen kommen konnten. Friederike war bald eingeſchlafen; Martha ſaß, ſorgte, bat den lieben Gott um Vergebung und rief ihn um Hilfe für ihren Zögling an, und erſt, als der Morgenſchein durch die Ritzen des Daches drang, fielen ihr mitten in dem Gedanken: „Jetzt können wir bald hinunter!" die müden Augen zu, und ſie erwachte erſt, als ſie das muntere Geſpräch ihrer Reiſegefährten vernahm, die an der offenen Thür der Hütte den Heimweg

berieten. Es war ein frischer, schöner Morgen. Zerrissene Wolkenschichten flogen, vom Winde getrieben, am Himmel dahin; in den Thälern zog hier und da noch ein Nebelschleier hin und her; die Berghäupter, so viel man deren hier sehen konnte, waren frei, und das Stücklein See, das sich zeigte, strahlte im frischesten Blau. Aus allen Klüften rieselte und rauschte es, auf allen Halmen perlte und glänzte es; die Kühe, die eben gemolken wurden, brüllten der Freiheit entgegen: es war ein lachendes Morgenbild; nur der Pfad, welcher hinabführte, sah noch sehr schlüpfrig und wenig einladend aus.

Martha und Friederike trugen tüchtige Bergschuhe, aber einige der älteren Herrschaften seufzten schwer und blickten mit Grauen die abschüssige Bahn hinunter. Nachdem man sich mit frischer Milch erquickt hatte, ging es hinab unter manchem „Ach“ und „Weh“, unter manchem Fallen und Wiederaufstehen; nur unsere jungen Freundinnen blieben fest auf den Füßen und konnten zuweilen noch verzagten Seelen die Hand reichen, um ihnen über bedenkliche Stellen fortzuhelfen. Der Senn war soeben mit seinem Mundschenkenamte fertig, da bogen die Wanderer in die Straßen von Heyden ein.

Die Wirtin kam ihnen in der Thür entgegen; sie schien das Ausbleiben des Mannes und der Gäste mit großem

Gleichmut ertragen zu haben; es mochte wohl schon öfter vorgekommen sein.

Martha flog an ihr vorüber die Treppe hinauf und öffnete leise ihr Zimmer.

Mit lautem, glücklichem Aufschrei streckte ihr Fanny die Arme entgegen, während die Präsidentin vom Lehnstuhl am Bett sich erhob und unbeschreiblich überwacht und elend aussah,

„Siehst du, mein liebes Kind", sagte sie, „Gott hat die Unserigen behütet."

Friederike, welche ihre Mutter auf ihrem Zimmer nicht gefunden hatte, war auch hereingekommen und hing jetzt an ihrem Halse.

„Sie haben gewiß eine recht schlimme Nacht gehabt", rief Martha beim Anblick der Frau v. B. „O, wie viel Vorwürfe habe ich mir gemacht, daß wir gegangen sind."

„Ja, meine kleine Pflegebefohlene war gar nicht zur Ruhe zu bringen", erwiderte diese, „da mußte ich mich schon entschließen, an ihrem Bette zu bleiben; aber daß wir uns Vorwürfe machen, finde ich überflüssig; die Sache war ja ganz verständig überlegt; wir konnten nicht wissen, daß das Gewitter kam. Komm, kleiner Wildfang, ziehe deine feuchten Sachen aus, dann versuchen wir beide noch ein wenig nachzuschlafen. Thun Sie das auch, Fräulein Feldwart!"

Martha hätte dieſen Rat nur zu gern befolgt, aber Fanny war noch zu aufgeregt: „Sie müſſen mir erſt alles, alles erzählen!“

Martha that es und verſuchte dabei ein Mittel, das ihr in der Pflege des reizbaren Kindes ſchon manchmal geholfen hatte: indem ſie Fannys Hand in der ihrigen feſthielt, erzählte ſie mit ganz eintöniger Stimme immer breiter, immer langſamer und leiſer; das wirkte wie Schlafmuſik, ſtimmte die überreizten Nerven des Kindes herab, und nach einer halben Stunde ſchlief es ſo feſt, daß nun auch Martha die erſehnte Ruhe fand.

Einige Stunden ruhigen Schlafes hatten ſie völlig erfriſcht; ſie erhob ſich leiſe, um das Kind nicht zu ſtören, ſah aber mit großer Sorge, daß Fannys Geſicht geröteter war als ſonſt und die Bruſt ſich hob in ungewöhnlich raſchen Atemzügen. Es fand ſich in der That, als ſie erwachte, daß ſie nicht fieberfrei war; der herbeigerufene Arzt riet, ſie heute im Bette zu laſſen und vollſtändige Ruhe um ſie her zu erhalten. Mit Bangen empfing Martha gegen Mittag das Telegramm, welches die Ankunft der Frau v. Märzfeld für dieſen Nachmittag meldete. Fanny wollte durchaus aufſtehen zu ihrem Empfange, fühlte aber freilich gleich, daß es eine Unmöglichkeit ſei. Martha war ſehr betrübt darüber. Wie ſollte ſie der Mutter gegenübertreten, wenn Fanny

kränker wurde, wie sich jemals wieder beruhigen? Ihr Herz schlug heftig, als die Erwarteten eintraten. Es erschien ihr als die einzige Sühne, der Mutter sofort den Hergang zu erzählen. Sie that es, aber sie that es nicht völlig; sie verschwieg, wie sie von der Präsidentin und Fanny dazu überredet worden war.

Frau v. Märzfeld sah sie sehr befremdet von oben herab an: „Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut, Fräulein Feldwart! Sie sehen, was von Ihrem Leichtsinn kommt; möglicherweise steht Fannys ganze Genesung auf dem Spiel."

Martha weinte: „Ja, gnädige Frau, es soll mir eine sehr bittere Lehre sein; ich werde niemals, niemals mehr von Fanny fortgehen!"

„Das will ich sehr hoffen; ich könnte Sie auch sonst niemals mehr mit dem Kinde allein lassen."

Wahrscheinlich wäre aus diesem Auftritte bei Frau v. Märzfeld dauernde Erkältung erwachsen, wenn sich nicht gegen Abend die Präsidentin ihr hätte vorstellen lassen, um ihr den richtigen Verlauf der Sache zu erklären. Sie nahm alle Schuld bereitwillig auf ihre Schultern und unterließ es nicht, sich offen darüber auszusprechen, daß es wohl eigentlich Schuldigkeit sei, einem so aufopfernden Wesen wie Martha mitunter ein Aufatmen und eine Erholung zu gönnen. Die Präsidentin verkehrte in den höchsten Kreisen; sie

war eine ſehr angeſehene, auch äußerlich vornehm erſcheinende Perſönlichkeit; deshalb verfehlten ihre Worte nicht, den beabſichtigten Eindruck zu machen, um ſo mehr, als Fanny am anderen Morgen nach einer ruhigen Nacht ſo ziemlich wieder die Alte war.

Mit Erſtaunen ſahen ihre Mutter und Schweſtern ihre Beweglichkeit, mit noch größerem ihre Heiterkeit, ihren Humor, die Lebhaftigkeit, mit der ſie ſich für jedes Geſprächsthema intereſſierte, und dies mußte wohl ein freundliches Licht auf Marthas Pflege und Erziehung werfen.

„Und nun“, ſagte Frau von Märzfeld, „will ich euch auch eine große Neuigkeit mitteilen: Wir haben eine Braut hier im Zimmer; ratet: wer?“

Fannys Augen hatten ſchon mit Staunen den Goldreif an Luciens Hand geſehen; ſie rief: „Lucie, Lucie! aber mit wem?“

Sie war mit Graf T. verlobt; er war mit ihnen am Genfer See zuſammengetroffen, hatte dort nach einigen Tagen um Lucie angehalten, und dieſe freudig und überraſcht aus warmem Herzen „Ja“ geſagt.

Martha war auch überraſcht; ſie hatte Graf T. oft in der Familie geſehen. Er hatte ihr ſtets einen ernſten und Vertrauen erweckenden Eindruck gemacht, er teilte aber ſeine Aufmerkſamkeiten ſtets gleichmäßig zwiſchen beiden Schweſtern,

und man glaubte in M. allgemein, er werde ſich mit Judith verloben, welche die ältere und bedeutendere von beiden war. Martha begriff es, daß er ſich dies warme und anmutige Weſen gewählt hatte, das jetzt eine ſtrahlend glückliche Braut zu ſein ſchien.

Judith ſah ſehr ernſt aus und war faſt unnahbarer als ſonſt. Die Mama erzählte, der Bräutigam ſei jetzt nach Ragatz gereiſt, um eine Wohnung dort zu beſorgen.

„Aber Mama!“ rief Fanny ſehr unglücklich, „ich will ja nach Pfäffers!“

Friederike ſtand dabei: „Ach ja, bitte, nach Pfäffers, da gehen wir auch hin, und da wohnen wir ganz und gar bei den Erdgeiſterchen, die machen dann Fanny wieder geſund!“

Frau v. Märzfeld lachte: „Fragen wir den Arzt!“

Der meinte, Ragatz thäte vielleicht dieſelbe Wirkung; aber es gäbe viele Kranke, welche die Bäder ſo nahe an der Quelle für heilkräftiger hielten. Die Einrichtungen wären in Pfäffers ſehr gut, und er riete der Frau v. Märzfeld, ihre kleine Patientin dort anfangen zu laſſen; ſollte es ſich zeigen, daß Luft und Sonne ihr zu ſehr fehlten, könne ſie ja jeden Tag nach Ragatz überſiedeln.

Als für Martha und Fanny Wohnung in Pfäffers beſtellt werden ſollte, erklärte zu aller, am meiſten zu Marthas

Erſtaunen Judith, ſie möchte mit nach Pfäffers gehen, ſie habe ſich dies lange gewünſcht, und fügte ſehr entſchieden hinzu: „Wir können uns dann ablöſen in Fannys Pflege und jede von uns kann mitunter ſpazieren gehen.“

Wäre ein Stückchen Himmel eingefallen, ſo hätte Martha nicht verwunderter ausſehen können. Von Judiths Gerechtigkeitsſinne hatte ſie ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt, ſich zu überzeugen, auch von ihrer Fürſorge für Fanny; aber Freundlichkeit und Rückſicht für ſie — dies war Martha ganz neu. Sie kam wohl der Wahrheit ziemlich nahe, wenn ſie vermutete, daß es für Judith vielleicht jetzt nicht leicht ſei, in der unmittelbaren Nähe des Brautpaares zu leben. Aber die Sache hatte noch einen anderen Grund. Judith liebte Graf T. nicht; ihr Herz war nicht getroffen durch ſeine Verlobung, ihr Stolz um ſo härter; ſie fühlte ſich zurückgeſetzt und gedemütigt und fing an, ein wenig mit anderen zu fühlen, denen dasſelbe begegnete. Marthas Einwirkung auf Fanny und beſonders ihre Heiterkeit und Geduld in der Pflege derſelben erfüllte ſie mit Achtung; Frau v. B.s offene Herzensergießung hatte ihr vollends die Augen geöffnet; ſie kam entſchieden zu der Einſicht, daß ſie Martha nicht behandelt hatte wie es billig und freundlich war, und ihre Ehre ſchien es zu fordern, dies ſo viel als möglich wieder gut zu machen.

Martha und Fanny wären lieber mit der Präsidentin und ihrer Tochter allein gewesen; aber Fanny erkannte die freundliche Absicht, und Martha wußte, daß Gott uns die Menschen zuweist, mit denen wir leben sollen, und daß wir es vor ihm zu verantworten haben, wenn wir sie mit Kälte und Gleichgültigkeit von uns stoßen; so kamen sie beide Judiths Wünschen freundlich entgegen.

Die Reise durch das schöne Rheinthal machte allen, besonders den beiden, die noch nicht gereist waren, die größte Freude. Da sieht man die Bergriesen auf beiden Seiten ragen: Säntis, Kamor, Hohekasten, Altemann grüßen herunter; an der anderen Seite des Thales erheben sich, steil ansteigend, die österreichischen Berge, während die grünen Matten des Thals das Auge erfreuen und im Hintergrunde die Kalande die Aussicht abschließt.

Fanny blieb in einem Jauchzen, bis der Zug in Ragatz hielt und der neue Schwager sie liebevoll aus dem Wagen hob, um sie als sein Schwesterchen zu begrüßen. Als man sich ein wenig erquickt hatte, sollten die Gäste für Pfäffers erst an Ort und Stelle gebracht werden. Es wurden zwei Wagen genommen; in dem einen saß die Mama mit dem Brautpaar, im anderen Judith, Martha und Fanny.

Welch wunderbarer Weg, stellenweise fast schauerlich! Die Straße ist dem Felsen abgewonnen; sie führt dicht am

Ufer der Tamina hin. Dies brauſende, weißſchäumende Gebirgswaſſer ſtrömt daher über ſchwarzbraunes Felsgeſtein; an einigen Stellen ſo tief unter der ſchmalen Fahrſtraße, daß es den darauf Fahrenden wohl ein wenig ſchwindelig werden kann. Zu beiden Seiten ſteigen hohe, faſt ſenkrechte Felswände empor, ſo couliſſenartig in- und voreinander geſchoben, daß man ſtets glaubt, in einen engen Keſſel eingeſchloſſen zu ſein. Staubbäche, in Millionen kleine, feine, leuchtende Tröpfchen geteilt, ergießen ſich von ihrer Höhe in die Tamina, mit ſo graziöſem, kühnem Schwunge, daß ſie über der Fahrſtraße einen glänzenden Bogen bilden, unter welchem dieſelbe völlig trocken bleibt. Oben an den Felſen glühte und zitterte noch das Sonnenlicht und tauchte die wallenden Waſſerſchleier in Regenbogenfarben, während über der Tamina die bläulichen Schatten des ſpäteren Nachmittags lagen, denn nur von zehn bis vier Uhr vermag in den längſten Tagen die Sonne die Thalſohle zu erreichen.

Fanny ſchmiegte ſich an Martha mit glühenden Wangen; es war ihr ein wenig bange zwiſchen dem ſchäumenden Abgrund und dem ſtarren Fels.

„O, wie groß und ſchön!“ ſagte Martha.

„Ja, groß iſt dies wirklich“, erwiderte Judith, „ſchauerlich groß! Ich graule mich ein wenig hier; Sie auch, Martha?“

„Nein!“ rief dieſe ernſt und zuverſichtlich. „Ich weiß, der dieſe Erde gründete und dieſe Felsſchlucht auseinanderriß, der dieſem Waſſer rief und es herniederbrauſen läßt, der iſt mein Vater, hält mich in ſeiner liebevollen, ſtarken Hand und hat die Haare auf meinem Haupte alle gezählet. Das iſt ſo tröſtlich zu denken, man wird ſo ſtill dabei und möchte doch Pſalmen ſingen tief aus dem Herzen heraus.“

Judith ſah ſie ernſt und wehmütig an: „Mir iſt anders, ich habe das Gefühl: dieſelbe Gewalt, die vor Jahrtauſenden dieſe Spalten entſtehen ließ, kann jederzeit wieder daran rütteln; mir iſt, als könnten Himmel und Erde in Stücken gehen, und ich fühle gleichſam ſchon ihr Beben.“

„Das werden ſie ja auch einmal“, ſagte Martha freundlich, „aber dann kommt der neue Himmel und die neue Erde, wo alles nur Friede und Freude iſt.“

Sie ſprachen nun nicht mehr, aber Fanny hatte ſich feſt in Marthas Arm geſchmiegt; ſie ſchaute und ſchaute, auf ihren Wangen blühte zartes Rot auf und ihre Augen leuchteten. Auch Judiths Augen wurden immer größer und ernſter und zuweilen ſenkten ſich die Lider darüber, um aufſteigende Thränen zu verhüllen. Es war allen befremdlich, wenn einmal der vorausfahrende Wagen in einen ſolchen Winkel zu dem ihrigen kam, daß man heiteres Geſpräch und fröhliches Lachen daraus vernahm; und doch ging dies natür-

lich zu: das bräutliche Glück überſtrahlte ſelbſt dieſe großartige Scenerie. Es kommt ja bei der Wirkung äußerer Eindrücke alles darauf an, wie es in dem kleinen Herzensſpiegel ausſieht, in dem ſie ſich abbilden.

Als man vor den Gebäuden von Bad Pfäffers ausſtieg, die, eingeklemmt zwiſchen die Felswände und jetzt vom letzten Sonnenſtrahl in ihrer oberen Hälfte eben noch erreicht, auf den erſten Anblick einen mehr düſteren als angenehmen Eindruck machten, ſahen ſich die Inſaſſen beider Wagen fragend an; das Ganze glich ſehr einem natürlichen Gefängnis, Aber ſie wurden freundlich hereingeführt, zunächſt in die für die neuen Badegäſte beſtimmten Zimmer. In der Mitte lag eine größere gemeinſame Wohnſtube, rechts ein Schlafzimmer für Judith, links eins für Martha und Fanny. Die Zimmer waren bequem und ſauber eingerichtet und die künftigen Bewohnerinnen erklärten ſich damit zufrieden.

Die Badeeinrichtungen fand man ganz beſonders blank und nett, und als man in eines der Verſammlungszimmer trat, um den Kaffee da zu genießen, erhob ſich am oberen Ende des Tiſches ein vornehm ausſehender Herr mit weißen Haaren und ſtellte ſich als General E. aus Württemberg vor, zugleich als Bruder der lieben Präſidentin, die jährlich mit ihm hier zuſammentreffe und die er morgen gegen Mit-

tag mit ihrer Tochter Friederike erwartete. Da war die Bekanntſchaft ſchnell gemacht, und als Frau v. Märzfeld mit ihrem Brautpaar abfuhr, ſaßen die drei Zurückbleibenden zutraulich neben ihrem neuen Beſchützer, erzählend und hörend, als wären ſie ſchon längſt miteinander bekannt. Selbſt Judith gab der ſüddeutſchen Treuherzigkeit gegenüber ihr ſteifes Weſen auf. Der Gang in die Schlucht, in welcher die Heilquellen entſpringen, wurde bis morgen verſchoben, da man ihn nicht ohne Fanny, die von der Reiſe angegriffen war, ja, womöglich auch nicht ohne Friederike thun wollte, welche ſich ſchon in Heyden darauf gefreut hatte, ihrer Freundin dieſe Wunder zu zeigen.

Als die Dunkelheit völlig hereinbrach, erſchienen ſehr verſchiedenartige Geſtalten im Geſellſchaftszimmer; nur die wenigſten ſchienen den höheren Ständen anzugehören; der vermögende Teil der bäuerlichen Bevölkerung aus der Schweiz und Oberöſterreich war reichlich vertreten, und Judith ſah ſich mit nicht eben ſehr wohlgefälligen Blicken um unter dieſer Umgebung. Ihr Staunen ſtieg, als ſie den ungenierten, vertrauten, heiteren Ton gewahrte, in welchem ſich der General mit den Leuten unterhielt und auf all' ihre Intereſſen einging.

„Hier", dachte ſie, „wird es ſchwer ſein, ſeine Stellung zu wahren", und als ein behäbiger, freundlicher Öſterreicher

ſie fragte: „Wird es den ſchönen jungen Damen nicht zu einödig hier ſein?“ erhielt er eine ſo kurze, ablehnende Antwort, daß Martha froh war, als Fannys Müdigkeit ſie ſämtlich nötigte, ſich auf ihr Zimmer zurückzuziehen.

Als Fanny ruhte, ſaßen Judith und Martha noch eine halbe Stunde im Wohnzimmer beiſammen.

„Iſt das nicht ſchrecklich hier?“ rief Judith; „nimmt ſich ſo ein Menſch heraus, mich anzureden, ohne daß ich es ihm erlaubt habe! Und dieſer General! Gehört zu den erſten Kreiſen in Württemberg und ſpricht mit dieſen Menſchen, als wären ſie ſeinesgleichen!“

„Ich glaube, Fräulein Judith, das Badeleben bringt auf ganz natürliche Weiſe den freieren Ton mit; alle ſind hier um ihrer Leiden und Gebrechen willen, alle ſuchen Hilfe aus derſelben Vaterhand und an derſelben Quelle, alle ſind eingeſchränkt auf kleinen, engen Raum. Aber wenn Sie eingehend beobachten wollen, werden Sie finden, daß ſich niemand gegen den Herrn General etwas Zudringliches oder Ungeſchicktes erlaubt; er iſt bei all' ſeiner Leutſeligkeit eine ſo wahrhaft vornehme Erſcheinung, daß dies keiner ihm gegenüber vergeſſen oder verkennen kann!“

Judith ſeufzte; ſie hatte doch auch gedacht, eine vornehme Erſcheinung zu ſein und war ſehr unbefriedigt von dem erſten Abend.

Martha fand ihren Pflegling noch mit großen, offenen Augen.

„Hören Sie nur, wie die Tamina rauſcht!“ flüſterte Fanny. „Ach, bitte, leſen Sie noch einen Pſalm oder ein Lied zur ‚Gute Nacht!‘“

Martha griff nach der Bibel und las den 121. Pſalm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt; meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat“ — bis zum Schluß: „Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele; der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ Dann betete ſie den Vers:

Wenn der Wellen Macht
In der trüben Nacht
Will des Herzens Schifflein decken,
Wollſt du deine Hand ausſtrecken;
Habe auf mich acht,
Hüter in der Nacht!

Martha ging noch einmal ins Wohnzimmer zurück, ihre Arbeit zu holen, und fand da Judith noch, die mitten im Zimmer ſtand und ſich gedankenvoll auf den großen Eichentiſch ſtützte. Jetzt blickte ſie auf und ſagte faſt weich: „Wenn Sie mit Fanny leſen, ſchließen Sie die Thür nicht, oder laſſen Sie mich dabei ſein!“

„O, wie ſehr gern!“ rief Martha aus vollem Herzen; ſie wollte Judith die Hand geben, dieſe war aber ſchon in ihrem Schlafzimmer verſchwunden.

Ja, Judith fühlte, daß ihrem Daſein die rechte Erquickung mangelte; ſie hatte auch in der letzten Zeit durch die Beobachtung ihres kranken Schweſterchens eine Ahnung bekommen, wo dieſelbe zu finden ſei, und ſie war keine oberflächliche Natur; was ſie einmal erfaßte, pflegte ſie mit Ernſt zu ergreifen.

Am anderen Morgen nahm Fanny das erſte Bad, und ſowohl Martha als Judith freuten ſich über die ſchönen, weißen Fließen, in welche die Bäder gefaßt waren, über die ganze wohlthuende und elegante Einrichtung in dieſer ſcheinbaren Weltabgeſchiedenheit, und da Fanny die angenehme Einwirkung des Waſſers dankbar empfand, beſchloſſen ihre beiden Hüterinnen, ſich dieſe Erquickung und Auffriſchung der Nerven, ſo viel es thunlich ſei, ebenfalls zu verſchaffen.

Gegen Mittag erſchienen die Präſidentin und Friederike, herzlich empfangen von dem lieben, alten Bruder und Onkel, jubelnd von Fanny. Gleich nach Tiſche kamen, wie ſie es verſprochen, Frau v. Märzfeld und ihr Brautpaar, und man beſchloß, noch vor dem Kaffee den Weg in die Schlucht zu unternehmen, der ſo glatt, ſicher und nahe iſt, daß ſelbſt Fanny, abwechſelnd auf Friederike und Martha geſtützt,

ohne Bedenken daran teilnehmen konnte. Dieſe Schlucht, in welcher die heißen Quellen entſpringen, gewährt in der That einen ebenſo großartigen als ſchauerlichen Anblick. Die Felſen treten hier ſo nahe zuſammen, daß unten nur die ſchäumende, brauſende Tamina zwiſchen ihnen Platz hat, und über ihr ein auf ſicheren Stützen ruhender Weg, oder vielmehr eine lange Brücke, welche bis zu den heißen Quellen hinführt, die ſich ſchon von ferne durch ihren weißen Dampf ankündigen, der in dem wunderbaren Unterweltslichte die ſonderbarſten Geſtalten anzunehmen ſcheint. Die Felſen ſchließen ſich nämlich an ihrem oberen Ende ſo nahe zuſammen, daß nur ein kleiner Spalt offen bleibt, um das Himmelslicht einzulaſſen, ja an einer Stelle führt ſogar der Weg nach Dorf Pfäffers über dieſen Spalt hin. Wenn man die Einſchnitte, Ecken und Kanten an beiden Seiten aufmerkſam miteinander vergleicht, iſt leicht wahrzunehmen, daß ſie genau ineinander paſſen, und es macht ganz den Eindruck, als habe ein gewaltiger Finger dieſe Wände ein wenig auseinander gerückt, um dem brauſenden Bergwaſſer Platz zu ſchaffen. Friederike und Fanny hielten ſich feſt umfaßt, als der Führer ſie darauf aufmerkſam machte.

„Muß das gekracht haben“, ſagte Friederike, „da hätte ich nicht dabei ſein mögen!“

Als man bei der heißen Quelle ankam, zeigte ſich die

Thür zu einem Stollen, der in den Felsen getrieben ist, um mehr Wasser zu gewinnen. Da es aber darin natürlich heiß und dunkel war, verzichtete man darauf, ihn zu besuchen. Im Felsen an beiden Seiten bemerkte man Vertiefungen, wie zu einer Balkenlage.

„Hier", sagte der Führer, „hat früher ein kleines Haus schwebend über der Quelle gestanden, bevor noch ein Weg in die Schlucht hereinführte; die Kranken sind von oben, versehen mit Lebensmitteln, an Stricken heruntergelassen worden, und erst wieder heraufgezogen, wenn die Kur beendet war.

„Die sind dann ganz bei den Erdgeisterchen gewesen", sagte Friederike.

„Und ich fürchte, sie hatten nicht so schönen Honig und keine Traubenrosinen zum Dessert, wie wir heute Mittag", setzte Fanny hinzu.

Beides, Honig und Rosinen, ist nicht nur kurgemäß in Pfäffers, sondern wird von den Ärzten aufs wärmste empfohlen und ist deshalb stets in Fülle und ungewöhnlicher Güte vorhanden, was Fannys vollen Beifall hatte. Sie war jetzt, wo Friederike bei ihr war, ganz befriedigt; sie spielten, lasen und lernten zusammen, so viel oder vielmehr so wenig es Martha bei der Kur ratsam fand; Fanny machte an Friederickens Arm die kleinen Spaziergänge, welche

sie ausführen konnte und welche der Arzt zu ihrer Stärkung dringend wünschte. Sie bauten sich eine ganze Märchenwelt in ihrer Phantasie auf, jeder Felsvorsprung, jede Vertiefung hatte für sie ihre Bedeutung.

„Dort oben, wo niemand hinkommen kann, bei den vorgeschobenen Spitzen und Kanten, da ist das Zwergenschloß, da sehen sie heraus und sonnen sich. Dort, wo das tiefe Loch in den Felsen hineingeht, wohnt die Erdgeistermutter; die ist verdrießlich, man hört sie brummen, wenn der Wind weht. Im weißen Dampf über der Quelle tanzen die Tamina-Elfen; sie sind so fein, daß man nur ihre Schleier wehen sieht."

Oder sie dachten sich ganze Geschichten aus von solchen Kranken, die an Stricken heruntergelassen waren, wie sie sich fürchteten und graulten, und wie die lieben Zwerge aus dem Felsen kamen, sie zu trösten.

Martha sorgte, ob solche Phantasieen nicht Fannys Nerven aufregen würden; aber sie schlief sanft und fest; sie brauchte zum Essen nicht mehr genötigt zu werden und ihre Spaziergänge konnte sie mit jedem Tage weiter ausdehnen. Der Annahme entgegen, daß eine Rose nur in der Sonne ihre schöne Farbe erhalten kann, kam auf die bleichen Kinderwangen mehr und mehr ein rosiger Schimmer, in die matten Augen ein Strahl von Jugendfreude und Mutwillen, der

Martha entzückte. Sie ſelbſt fühlte ſich ebenfalls gekräftigt und vollkommen in Frieden. Seit den trüben Erfahrungen in Heyden hatte ſie alle ungeſtümen Wünſche nach großartigen Ausflügen aufgegeben und war für die kleinen Spaziergänge, die ihr durch Judiths Freundlichkeit möglich wurden, dankbar.

Das Verhältnis mit Judith erregte in hohem Grade ihr Intereſſe; ſie kamen ſich ſehr langſam ein wenig näher, und nach dem, was ſich da offenbarte, ſchien es gewiß, daß in dieſer Seele noch viele verborgene Schätze ſchlummerten, die nur der richtigen Wünſchelrute bedurften, um ans Tageslicht zu kommen.

Eine nach der Eigentümlichkeit der Gäſte größere oder kleinere Prüfung brachte ein Regentag; gottlob! gab es in dieſem Sommer nicht viele. Wenn die Wolken wie dunkelgraue Gardinen zwiſchen den Felſen niederhingen, die Lampen in Korridor und Geſellſchaftszimmer den ganzen Tag nicht ausgehen durften, die Badegäſte entweder auf ihr Zimmer angewieſen oder in den Geſellſchaftsſaal gebannt waren, da gab es große Verſuchungen zum Grillenfangen. Solch ein Tag kam in der zweiten Woche.

Judith war eben mit ihrer Garderobe beſchäftigt geweſen, jetzt folgte ſie Martha und Fanny, die ihre Stunden beendet hatten, nach dem Verſammlungszimmer. Dort ſaß

beim Lampenlicht der General und ſpielte mit der Präſidentin eine Partie Schach; dort hatten ſich Frauen aus allen Ständen und Ländern mit ihren weiblichen Handarbeiten um einen langen Tiſch gruppiert; dort ſaß ein Kreis bäuerlicher Beſitzer und unterhielt ſich über Verkehrsverhältniſſe, Fruchtpreiſe und Politik. Die jungen Damen nahmen am Frauentiſche Platz, da Fanny und Friederike ein kleines, beſonderes Tiſchchen für ſich in Anſpruch nahmen, um mit ihren Modepuppen die wunderlichſten Geſchichten aufzuführen. Martha kam bald mit ihren Nachbarn in eine lebhafte Unterhaltung.

Das Thema nach der erſten Bekanntſchaft in Badeorten iſt ſtets das gleiche: die Gebrechen und Krankheiten, für welche jeder hier Hilfe und Heilung ſucht, und dieſes Thema wird zwar von verſchiedenen Perſönlichkeiten in ebenſo verſchiedenen Variationen vorgetragen, aber es berührt doch die gleichen Grundaccorde in den Herzen und führt zu Mitleid, Mitfreude und leichter Verſtändigung.

Martha fand neben den verſchiedenſten Leiden und einzelner Bitterkeit und Verzagtheit auch viel Demut, Geduld und Gottvertrauen, und hörte gern und hoffnungsvoll erzählen von manchen Erfolgen, die mit Gottes Hilfe durch den Gebrauch dieſer Quellen erreicht worden waren.

Als das Schachſpiel beendet war, kam auch Frau v. B.

in den Frauenkreis, und Martha ſtaunte, wie ſie es verſtand, mit den einfachſten Frauen zu reden, ihr Vertrauen zu gewinnen, ſie zu tröſten und zu beraten. Der General war zu den Männern gegangen; hier entſpann ſich eine höchſt lebhafte Unterhaltung über Wieſen- und Forſtkultur, Ackerbeſtellung u. dergl.; je nachdem die Redenden aus verſchiedenen Gegenden und Verhältniſſen kamen, waren auch die Anſichten verſchieden, und die Gefahr lag oft nahe, daß aus der Unterhaltung ein Streit werden könne. Dann hörte man ſtets des Generals ruhige, ſichere Stimme, welche erklärte, vermittelte, und der ſie alle ſich unterzuordnen ſchienen.

Judith langweilte ſich aufs äußerſte. Das Licht fiel ſchlecht auf ihre feine Arbeit; ſie hatte dieſelbe ſinken laſſen, lehnte ſich nachläſſig zurück, gähnte mehrmals, ohne es zu merken, und Verdruß und Müdigkeit ſpiegelten ſich dergeſtalt auf ihrem ſonſt ſo ſchönen Geſichte, daß ein alter Oberbayer, der ſie eine ganze Weile unbemerkt beobachtet hatte, zu ihr trat: „Sind Sie bös, Fräule, daß unſer Herrgott ſchütten läßt? Hilft Ihnen doch nichts; er laßt's deshalb nit; 's macht ihm nichts, wenn ein jung Mädel die Stirn kraus zieht!“

Judith ſah ihn groß an und ſehr von oben herab; ſie antwortete nicht, verließ aber gleich danach die Halle, und

als ihr Martha und Fanny ſpäter folgten, fanden ſie ſie in der ſchlimmſten Laune oben noch im Finſteren.

Fanny war jetzt immer ſehr müde und ſchlief bald ein; als Martha leiſe in das Wohnzimmer trat, ging Judith dort mit großen Schritten auf und ab. Martha ſetzte ſich mit ihrer Arbeit ruhig an den Tiſch zur Lampe und wartete das Weitere ab.

Endlich blieb Judith vor ihr ſtehen: „Jetzt ſagen Sie mir, Martha, wie es zugeht, daß ſich die Leute ſolche Dinge gegen mich herausnehmen?“

„Aber, liebes Fräulein, wie kann ich das wiſſen?“

„Warum paſſiert dem General und der Präſidentin nie etwas Ähnliches? Sie ſagten neulich, er habe ſo etwas Vornehmes; ich finde das gar nicht; er ſpricht mit allen Bauern wie mit ſeinesgleichen. Wenn Sie es wiſſen, wo ſeine Vornehmheit ſteckt, ſo ſagen Sie es mir!“

Martha dachte ein wenig nach: „Darf ich mich ganz offen ausſprechen, Fräulein Judith?“

„Ja, ich bitte ſehr; und ſagen Sie nur nicht immer ‚Fräulein‘; von Ihnen iſt mir das ſehr langweilig, wiſſen Sie!“

„Es iſt eine ſchwierige Frage; laſſen Sie mich ein wenig nachdenken. Einesteils iſt es wohl wirklich das Übergewicht der Erfahrung, des Wiſſens, der Bildung, was die Leute

empfinden, ohne es ſich klar zu machen; aber ich glaube, der Grund der allgemeinen Achtung iſt vor allem der, daß die beiden alten Herrſchaften ſich ſelbſt vollſtändig in der Gewalt haben; daß ſie ſehr weit vorgeſchritten ſind in der Selbſtbeherrſchung und Selbſtloſigkeit; ich denke mir, dies muß ſtets vorausgehen, ehe man anderen imponieren oder ſie beherrſchen will. Sie geben ſich keine Blöße den Leuten gegenüber und, liebe Fräulein Judith, ſie geben ſich niemals das Anſehen, Reſpekt erzwingen zu wollen; das reizt in ſolchen Lagen, wie die unſerige hier in dem kleinen Bade iſt, gar ſo leicht zum Widerſpruche!"

„Ach Gott", ſeufzte Judith, „wenn nur nicht das Leben mit dieſen Menſchen gar ſo langweilig wäre, und nicht nur mit ihnen, auch mit meinen Bekannten in M.; ich beneide jeden Menſchen, der ſich amüſieren kann, aber ich begreife es nicht!"

„Ich wollte", ſagte Martha warm, „Sie begriffen es; gerade Sie, liebe Judith, würden ſo glücklich ſein und andere ſo glücklich machen können, wenn Sie einmal anfingen, ſich mit warmem Herzen für Ihre Mitmenſchen, ihre Leiden und Freuden, ihre Ideen und Gedanken zu intereſſieren. Sie leſen ſo gern Schilderungen fremder Völker und Länder, und doch ſind dieſe oft wunderbar gefärbt durch die eigentümliche Brille des Verfaſſers. Ich leſe noch viel lieber in

einem ſo lebendigen Buche, wie wir es jetzt vor uns haben; daraus kann man viel, ſehr viel lernen! Verſuchen Sie es nur; ich hoffe, die Befriedigung findet ſich!“

Judith ſtand eine Weile in tiefem Nachdenken, dann ſagte ſie freundlich: „Gute Nacht, lieber Herr Profeſſor! ich werde über die Vorleſung nachdenken“, und verſchwand in ihrem Zimmer.

Am anderen Morgen ward ein ähnliches Thema durchgeſprochen zwiſchen dem General und der Präſidentin.

„Ich verkehre gern mit allerlei Volk“, ſagte der erſtere, „man lernt eine Menge Dinge kennen, mit denen man ſonſt nicht in Berührung kommt. Ich verſtehe es aber noch lange nicht ſo gut wie mein Georg, den Leuten nahe zu kommen; wenn der Junge kommt, ſollſt du dein Wunder ſehen!“

„Wenn mein Georg kommt!“ Dieſes Wort hatten die Mädchen aus ſeinem Munde nachgerade ſo oft gehört, daß ſie ſich mit leichtem Lächeln anſahen, wenn es wiederkam. Es war dadurch allmählich „mein Georg“ eine Perſon geworden, der man mit einiger Spannung entgegen ſah.

Eines Abends, da es beſonders ſchön und warm war, wanderten ſie im Taminathal, die Kinder voran, Judith

und Martha, wie es in der letzten Zeit öfter der Fall war, Arm in Arm.

Da bog ein junger Wanderer um die Felsenecke; eine große, kräftige und doch bewegliche Gestalt, den leichten Sommerrock aufgeknöpft, das Halstuch gelockert, den Strohhut in den Nacken geschoben, daß eine Fülle lichtbrauner Locken frei wurde und ein heiteres, lebensvolles Gesicht mit blitzenden, braunen Augen, gesunder, etwas gebräunter Farbe, fröhlich lachendem Munde und einem Grübchen in jeder Wange, einrahmte; ein noch nicht eben sehr voller Bart umgab das gerundete Kinn.

Judith sah ihn staunend an und ärgerte sich über sich selbst, daß ihr unwillkürlich ein Wort in den Sinn kam, das sie aus dem Munde ihrer Bekannten immer sehr albern gefunden hatte: „Ein junger Gott!“

Der „junge Gott“ ließ ihr Zeit, ihn zu betrachten, denn er war mehrere Schritte vor ihnen bei Fanny und Friederike stehen geblieben, hatte letztere ohne Umstände emporgehoben und geküßt, was mit dem Jubelruf: „Vetter Georg! lieber Vetter Georg!“ erwidert wurde.

Dann beugte er sich zu Fanny: „Und hier ist ein kleines Fräulein, das geht ein wenig lahm. Sind Sie ein bißchen zu weit gegangen, Waldnymphchen?“

„Ich glaube“, sagte Fanny mit weinerlicher Stimme.

„Darf ich Sie tragen?“

Fanny ſah ihn zweifelnd an; aber er hob ſie leicht auf ſeinen Arm, als ſei ſie eine Feder, und ging ſtolz mit ihr den beiden Damen entgegen.

„Jetzt bin ich Ihr Ritter und Sie ſind meine Dame!“

„Ein Ritter! ein Ritter!“ jauchzte Friederike. „Erdgeiſter haben wir, Zwerge, Elfen; nun haben wir auch einen Ritter — und einen Ritter Georg; es iſt nur ſchade, daß kein Drache da iſt!“

Friederike ſtellte ihn den beiden jungen Damen vor; er hatte für jede ein heiteres, freundliches Wort, und da ſie ſchon um der Kinder willen mit umwenden mußten, zogen ſie wie im Triumphe mit dem Erwarteten im Bade Pfäffers ein.

Natürlich wurde er von Vater und Tante ſehr herzlich begrüßt, aber er war noch keine Stunde da, ſo war es, als ſei ein friſcher Wind in die ganze Geſellſchaft gefahren; er plauderte mit den Alten, lachte mit den Kindern, verabredete gleich für den anderen Morgen einen Spaziergang nach der Kalandaſchau und Dorf Pfäffers, für übermorgen eine Tour nach Ragatz und Chur; die erſte ſollte nach Judiths Beſtimmung Martha mitmachen, der zweiten wollte ſie ſelbſt ſich anſchließen, und man hoffte, daß auch Frau v. Märzfeld mit dem Brautpaar von Ragatz aus daran teilnehmen werde.

Es wurde nun alles Leben und Bewegung. „Mein Georg“ war Beſitzer und Verwalter des Familiengutes, das in Süddeutſchland lag; ſeine Geſpräche mit den Landleuten waren viel eingehender als die ſeines Vaters; den Frauen machte er ſich angenehm durch freundliche Beſorgungen, kleine Erfindungen, die zur Annehmlichkeit des Lebens beitrugen; mit Martha und Judith unterhielt er ſich gern über Bücher, Bilder, über das Leben in der Reſidenz u. ſ. w.

Die letztere erſchien ihm wohl zuweilen etwas unergründlich, aber es reizte ihn ſichtlich, ihr Weſen zu erforſchen und dies ſchöne, ſtolze Geſicht aus ſeiner Ruhe und Feierlichkeit herauszuſetzen. Dies gelang um ſo öfter, da Judith wirklich anfing, ſich ihres Hochmuts zu ſchämen und mit Teilnahme auf die Geſellſchaft zu blicken, die ſie umgab. Wie ſehr ſie dadurch an Lieblichkeit und Anmut gewann, das merkte ſie ſelbſt nicht, andere deſto mehr.

Als der nächſte Regentag die Geſellſchaft ans Haus feſſelte, kam „mein Georg“ mit einem jungen Oberbayer, der ſeine Mutter beſuchte, aufs „Schuhplatteln“ zu ſprechen; es fand ſich, daß beide dieſen oberbayeriſchen Nationaltanz kannten und konnten, und als der Abend herankam, wurden Judith und Martha beſtürmt, denſelben mit ihnen auszuführen. Ein älterer Badegaſt erbot ſich, auf dem Flügel zu begleiten. Die Mädchen wollten nicht; ſie hatten es ja noch nie geſehen.

„Ach, Sie haben gar nichts dabei zu thun, als ſich ſo graziös wie möglich immer im Kreiſe herumzudrehen, während wir ſchuhplatteln; dazwiſchen drehen wir Sie ſchon um, wie es ſich gehört.“

„Ja, aber beſcheiden!“ beſtimmte Judith.

Es wurde verſprochen und machte anfangs allen großes Vergnügen. Die beiden Tänzer waren gewandt, geübt und kräftig; es wurde ihnen gar nicht ſchwer, beim Sprung nach oben die Fußſohlen mit der flachen Hand zu ſchlagen und all' die wunderlichen Bewegungen auszuführen, die der Tanz erfordert. Einen gehörigen Lärm giebt es dabei; einige nervenſchwache Damen entflohen, alle anderen Gäſte aber bildeten einen Kreis und ſahen vergnügt und mit Spannung den Kautſchukmännern zu. Der Bayer tanzte mit Martha, „mein Georg“ mit Judith. Sie hielten ſich anfangs in ganz beſcheidenen Grenzen und drehten ihre Damen ſanft im Kreiſe herum, aber als der Georg ins Feuer kam, hatte er da vergeſſen, wen er vor ſich hatte? daß Judith kein oberbayeriſch Landmädel war? Mit raſchem Griffe faßte er ſeine Dame feſt um die Mitte, ſchwang ſie mit einem lauten Juchzer hoch in die Luft und war vor Verwunderung und Entſetzen ſtarr, als ſie, wieder auf dem Erdboden angekommen, ſich nicht weiter drehte, ſondern mit heftigen, ſtolzen Schritten den Saal verließ und die Thür hinter ſich ſchloß.

Da ſtand er nun, wühlte in ſeinen Haaren und ſah ganz verdonnert und unglücklich aus. Die Präſidentin war böſe, der General klopfte ihm auf die Schulter: „Iſt dir ſchon recht, das kommt vom Ungeſtüm!“ und Martha lief eilends der Judith nach. Sie zürnten zweiſtimmig, in beſter Harmonie.

„Nein, das iſt nicht zu dulden! Das iſt über alle Beſchreibung unſchicklich! So viel muß doch ein Edelmann ſich in der Gewalt haben, daß er nicht vergißt, mit wem er zu thun hat! Dafür muß Strafe ſein, das iſt ſicher!“

Judiths erſter Gedanke war, ganz und gar nach Ragatz zu entfliehen. Aber nein! daraus würde er ſich am Ende nichts machen, oder er merkte es kaum, oder er könnte ſich wunder was drauf einbilden, ſie vertrieben zu haben! Nein, ſie wollten ganz kalt und ganz fremd zu ihm ſein, damit er es merkte, was er für ein ſchrecklicher Menſch war. Heute Abend wollten ſie nicht mehr hinuntergehen, aber morgen früh, beim Frühſtück, da ſollte er es erleben!“

Martha war nur darüber verwundert, daß Judith plötzlich in Thränen ſchwamm; dies war bei ihr ganz ungewöhnlich.

„Aber, Fräulein Judith“, tröſtete ſie, „ſo was entſetzlich Schlimmes iſt es doch am Ende nicht; jeder ſah ja, daß Sie nicht dafür konnten!“

„Ja aber, daß Er! gerade Er!“

„Das iſt nun eigentlich ſo verwunderlich nicht“, ſagte Martha ruhig; „ſo eine kleine Unbeſonnenheit iſt ihm ſchon zuzutrauen; kränken wollte er Sie ſicher nicht.“

Aber Judith war nicht zu tröſten; ſogar das Gotteswort und das liebliche Abendlied: „Der Tag iſt nun vergangen“, das ihr in der letzten Zeit ſtets lieb und wert geweſen war, wollte heute nicht faſſen.

Am anderen Morgen ging ſie mit ſehr hocherhobenem Haupte zum Kaffeetiſche.

„Mein Georg“ war ſchon da; er grüßte ein wenig verlegen, aber ehrfurchtsvoll und freundlich, und erhielt zum Dank eine ſtolze, ſteife Verbeugung. Er ſprach heiter vom aufgehellten Himmel — und erhielt keine Antwort! Er ſchlug einen Morgenſpaziergang vor — Judith und Martha verſicherten, ſie hätten Briefe zu ſchreiben. Er trat nach dem Kaffee näher, als wollte er um Verzeihung bitten — ſowie es Judith bemerkte, ging ſie hinaus und Martha folgte ihr.

„Das iſt ja heute unausſtehlich!“ ſagte der alte General; „ſiehſt du, Georg, das kommt von deinen Dummheiten! Ach, Agnes, ſieh, ob du es wieder ins gleiche bringen kannſt,“

Die Präſidentin als freundliche Tante ging wirklich und

klopfte am Märzfeldſchen Wohnzimmer an, während Fanny und Friederike, fröhlich plaudernd, am Kaffeetiſche blieben.

Martha und Judith ſaßen ſich ſehr ernſthaft gegenüber; jede hatte einen großen Briefbogen vor ſich und die eingetauchte Feder in der Hand, aber keine war aufgelegt zum Schreiben; der blaue Himmel ſah ſo lockend herein; das Bedauern, durchaus Zorn halten zu müſſen, wurde immer größer und die Frau v. B. wurde mit großer Zärtlichkeit und Ehrfurcht von ihnen empfangen, indem ſie neben ihrer ſonſt ſchon geliebten Perſon die Hoffnung einer Veränderung dieſes unerquicklichen Zuſtandes mit ſich brachte.

„Lieben Kinder!“ ſagte ſie, „ich komme nicht, um meinen unartigen Neffen zu verteidigen, ſondern um Sie zu bitten, liebe Judith: nehmen Sie es hier in der Freiheit der Bergwildnis nicht ſo ſehr ſchwer und verderben Sie uns allen nicht die paar freundlichen Tage des Zuſammenſeins! Ein todeswürdiges Verbrechen war's doch am Ende nicht, und ich glaube, er iſt ſchon recht geſtraft; ich habe ſeine guten Augen heute noch gar nicht lachen ſehen; gönnen Sie ihm wenigſtens, daß er Ihnen ſelbſt ein Wort der Abbitte ſagt. Kommen Sie nun mit herunter und begleiten Sie uns auf dem Spaziergange. Sehen Sie, wie freundlich die Sonne lacht; da dürfen wir nicht Grillen fangen!“

Ja, die Sonne lockte ſehr; ſie vergoldete die Ränder

der Felſen gegenüber, und Frau v. B.s Stimme galt viel in der kleinen Geſellſchaft. Da nun Judith vom Fenſter aus den Verbrecher das Thal hinab wandern ſah, glaubte ſie, er wünſchte ebenſo wenig ihre Geſellſchaft, als ſie die ſeine, und ſetzte ſchweigend ihren Hut auf. Sie gingen langſam im eifrigen Geſpräch der Geſellſchaft nach, bis Martha bemerkte, daß Fanny und Friederike ſich dicht am Rande der Tamina vergnügten, und voll Sorge zu ihnen eilte. Nun ſchloß ſich Judith der Präſidentin an, ſah aber mit Schrecken, daß Georg und der Bayer an der nächſten Felſenecke ihrer warteten, und blieb zurück, ſcheinbar, um einen kleinen Strauß zu binden aus den feinen Halmen, Mooſen und Kräutern, welche in den Felſenſpalten wuchſen.

Wie es dann gekommen, daß auf einmal Frau v. B. mit dem Bayer zehn Schritte vorausging und ſie allein und verlaſſen dem gefürchteten Georg gegenüberſtand, das iſt ihr niemals klar geworden.

Er ſah ſie weniger verlegen als ernſt und traurig an: „Fräulein Judith, wollen Sie mir denn nicht erlauben, Sie für geſtern Abend um Verzeihung zu bitten? Es thut mir ſo ſehr leid, daß ich mich ſo vergeſſen und Sie ſo gekränkt habe, aber —“

„Herr v. E., hier giebt es kein Aber! Ein Edelmann muß ſich ſo viel in der Gewalt haben, daß er ſich bewußt

bleibt, mit wem er es zu thun hat; ich hätte Ihnen nicht zugetraut, daß Sie das vergessen könnten!"

„Ach, Fräulein, das habe ich keine Minute vergessen; das war's ja eben!"

„Wie? Sie wußten, mit wem Sie tanzten, und wagten es, mich so zu beleidigen?" rief Judith, indem sie die Farbe wechselte.

„Immermehr Mißverständnisse!" rief er; „jetzt, Fräulein, muß ich es Ihnen ordentlich erklären. Bitte, bleiben Sie und hören Sie mich geduldig an!"

Sie hatte eben Miene gemacht, zu entfliehen. Ein Umblick überzeugte sie, daß dies nicht wohl möglich war; vor ihr gingen die Freunde, in einiger Entfernung hinter ihr der fremdere Teil der Gesellschaft. Sie trug also mit Anstand, was sich nicht ändern ließ, und ging mit gesenktem Kopfe neben ihm, mit der Spitze ihres Sonnenschirmes Figuren in den feuchten Sand zeichnend.

„Sehen Sie, Fräulein Judith", begann er, und auf der sonst so frischen Stimme lag es wie ein Schleier, „seitdem ich hier bin, habe ich das wärmste Interesse für Sie gehabt; ich betrübte mich, wenn Sie so steif dasaßen, und freute mich, wenn Sie lachten, und dachte schon am ersten Abend: ‚Was müßte das eine Freude sein, Sie so vergnügt zu machen, wie andere junge Mädchen sind. Sie glauben

es nicht, wie ich glücklich war, als Sie nach und nach freier, frischer und unbefangener wurden; es reizte mich, immer mehr dazu zu helfen. Als ich Sie gestern Abend zu dem Tanz überredet hatte, glaubte ich über jede Schwierigkeit hinweg zu sein; ich dachte mir, ich wollte Sie durchs Leben führen und lauter Sonnenschein um Sie verbreiten, und ich sah Sie schon vor meinen Augen, Sie, die ich liebe wie niemand sonst, so schön, so fröhlich, so glücklich und beglückend, wie es Gott ursprünglich in Ihre Natur gelegt hat; o Judith, ich dachte, wir wären schon so weit! Da faßte mich ein innerer Sturm vor Freude; ich mußte jauchzen; ich mußte Sie in die Luft schwingen. O Judith, liebe Judith, können Sie mir jetzt verzeihen?"

Sie ging neben ihm, der große Mousselinhut beschattete ihr Gesicht, doch sah Georg, daß sie sich mit dem Tuche einen Tropfen von den Wimpern wischte; aber er wußte nicht, was ihm derselbe bedeutete, nicht, daß es die Worte waren: „Sie, die ich liebe wie niemand sonst", welche ihr das Herz so bewegten.

„Judith, sagen Sie mir nur ein Wort, nur, daß Sie nicht mehr böse sind, nur, daß ich ein klein wenig hoffen darf! Sehen Sie", fuhr er auf einmal, mehr in seinem alten, heiteren Tone fort, „ich hab' so nötig jemanden, der mich zieht, denn ich bin ein Wildfang, Sie aber sind so

verſtändig! Reizt Sie die Aufgabe nicht, liebe Judith, mich zu beſſern?“

Sie ſchwieg noch immer; er fuhr fort: „Ich weiß, ich müßte dieſe Dinge ernſter ſagen, aber Gott allein weiß, wie ernſt ſie mir ſind; er weiß auch, daß ich mich auf ſeinen Beiſtand verlaſſe, wenn ich Ihnen verſpreche: Ich will Ihnen ein treuer Gefährte ſein! Jetzt, Judith, wenn Sie nicht ſprechen wollen, geben Sie mir Ihren kleinen Blumenſtrauß!“

Zagend reichte ſie ihm denſelben; ſie ſchlug die Augen auf dabei; es waren Thränen darin, aber ein Strahl von Glück verklärte ſie.

Sie ſahen jetzt die anderen ſich entgegenkommen. Georg umarmte ſeine Tante: „Sie iſt wieder gut; ach, Tante!“

„Na, Junge, erdrück' mich nicht; ich bin zu alt, um durch die Luft geſchwungen zu werden!“

Es ging nun alles ſeinen natürlichen Gang. Während Judith und Martha eine ſehr bewegte Unterhaltung hatten, ſchüttete Georg ſeinem Vater ſein Herz aus und erſtaunte ſehr, daß dieſer über ſeine Mitteilungen ſo wenig überraſcht war; dann eilte er nach Ragatz zu Frau v. Märzfeld, und als dieſe am Nachmittag mit ihrem Brautpaar herüberkam, wurden die neuen Verlobten der erſtaunten Badegeſellſchaft vorgeſtellt, zugleich aber auch beſtimmt, daß Judith, Martha

und Fanny anderen Morgens mit nach Ragatz überſiedeln ſollten, was der Mutter mit Recht nun angemeſſen zu ſein ſchien.

„Ich dacht' halt ſchon geſtern", ſagte der Bayer, „'s iſt ſchad', daß ſie nit ſeine Braut iſt; wir meinen, es bringt Glück, wenn einer die Seinige recht hoch ſchwingt."

Der Abſchied von Pfäffers wurde allen ſchwer, aber doch ſehr erleichtert durch die Ausſicht, daß der General mit ſeinem Sohne, die Präſidentin mit ihrer Friederike in den nächſten Tagen ihnen nachfolgen wollten.

Martha freute ſich von ganzem Herzen über Judiths wie über Luciens Glück, wenn auch Stunden kamen, wo ſie ſehr die Sehnſuchtsgedanken nach Siegfried bekämpfen mußte. Glücklicherweiſe blieb ihr nicht viel Zeit dazu; denn da jetzt Fannys Leitung und Beaufſichtigung wieder allein in ihrer Hand lag und Frau v. Märzfeld für die vielen Überlegungen und Beſorgungen, welche dieſe Doppelverlobung mit ſich brachte, nur an ihr eine Stütze fand, waren ihre Kraft und Zeit reichlich in Anſpruch genommen. Ihre Stellung in der Familie war eine ganz andere geworden; die Liebe ihrer Töchter zu der jungen Erzieherin, die freieren und billigen Anſichten der Schwiegerſöhne über die Stellung derſelben, das Beiſpiel des Generals und der Präſidentin wirkten mildernd auf Frau v. Märzfelds Benehmen, und obwohl Martha

mit richtigem Takte die äußere reſpektvolle Form feſthielt, war doch ihre Stellung zur ganzen Familie mehr die einer lieben, nahen Verwandten, als einer Untergebenen. In den wenigen Wochen, welche für den Aufenthalt in der Schweiz noch beſtimmt waren, wurden nun noch fleißig hübſche Ausflüge gemacht, teils zu Wagen, teils per Bahn; da jetzt Fanny nicht mehr zu ſchwach dazu war, nahmen alle daran Teil, und ſo bekam Martha nach und nach ein ſchönes Stückchen Schweiz zu ſehen; ja, auf der Heimreiſe raſtete man auch in Heidelberg einige Tage, welches von Kind auf das Ziel ihrer Sehnſucht geweſen war.

Nach der Heimkehr oder vielmehr ſchon auf der Heimreiſe gab es ernſtliche Beratungen darüber, was mit Fanny, die jetzt faſt als geneſen anzuſehen war, weiter werden ſollte. Graf T. und der General, die ſie am unbefangenſten beobachtet hatten, rieten ſehr dazu, ſie bald in eine Erziehungsanſtalt zu bringen mit anderen Kindern zuſammen; ſie müſſe das Glück gemeinſamer Arbeit und gemeinſamer Erholung kennen lernen und dürfe nicht mehr, wie bisher, der Mittelpunkt des Hauſes ſein.

Die Frau Präſidentin ſchlug vor, ſie in dieſelbe Penſion

in der Nähe von Dresden zu bringen, in welcher Friederike schon einige Jahre war. Dies schien allen vernünftig und gut zu sein und man beschloß, Martha solle sie den Winter über durch gründlicheren Unterricht auf den Eintritt in dieselbe vorbereiten.

Frau v. Märzfeld bot dieser an, dann als Gesellschafterin bei ihr zu bleiben, aber Martha schlug das freundlich dankend ab. Sie hatte schon jetzt immer gefürchtet, sich ihrem speziellen Berufe durch die freiere Behandlung Fannys zu entfremden; verließ sie diese, so war es ihr klar, daß sie sich umsehen mußte nach einer Schulstelle.

Während sie mit Fanny fleißig arbeitete und an den kleineren Geselligkeiten des Hauses jetzt gern Anteil nahm, wurden allerlei Briefe und Zeitungsannoncen ausgesandt, und schon vor dem neuen Jahre wurde ihr die Stelle, auf der wir sie im Anfange unserer Erzählung fanden, zugesagt.

Sie konnte nur mit warmer Dankbarkeit aus dem Hause der Frau v. Märzfeld scheiden. Wie schwer war es zuerst, wie leicht wurde es dann! Wie schien erst alles so kalt, und nun fühlte sie sich so warm von Freundschaft und Liebe umgeben!

Ihre Thränen flossen, auch die Thränen der anderen, als sie Abschied nahm; aber sie traute fest darauf in ihrem

Herzen, daß Gott ſie auch in der neuen Lebenslage an ſeiner Hand führen werde, und ſagte leiſe und getroſt, als ſie einſam dahinfuhr und die lieben Geſichter, die ſie zum Bahnhof begleitet, ihren Augen entſchwanden: „In Gottes Namen!“

11.

Auf eigenen Füßen.

Ja, was hätte das arme, junge Mädchen wohl anfangen ſollen, wenn ſie nicht ihre Zuverſicht auf ihren Vater im Himmel geſetzt hätte? Sie machte ſich jetzt keine Illuſionen mehr, ſie wußte, daß die neue Lage große Schwierigkeiten mit ſich brachte. Zum erſtenmale trat ſie nicht in eine fremde Häuslichkeit als Mitglied ein, zum erſtenmale ſollte ſie des unmittelbaren Schutzes entbehren!

Das Leben im Märzfeldſchen Hauſe war in den Außendingen dem ſehr ähnlich geweſen, das ſie im elterlichen Hauſe geführt hatte; da war nie ein Mangel an Speiſe und Trank; da war ſie ſo geſtellt, daß ſie ſich ohne Sorgen anſtändige Kleidung und nebenbei manch gutes Buch anſchaffen konnte; die ganze Umgebung war fein und nett; ja, ſie war jetzt wieder verwöhnt, recht ſehr verwöhnt! Würde ſie es lernen, mit ihrem kleinen Gehalte anſtändig auszukommen?

Ihr erſter Weg war zum Direktor der Schule; er empfing ſie ernſt und würdevoll, aber teilnehmend. Als ſie ihn um ſeinen Rat wegen ihrer künftigen Wohnung bat, hatte er ſie an Fräulein Klug gewieſen, und obgleich dieſelbe ihr zuerſt mehr ſchroff als herzlich entgegengekommen war, hatte doch das Bedürfnis nach irgendeinem Anſchluſſe geſiegt: ſie war mit der alten Kollegin in eine Etage gezogen, und wir haben ſchon geſehen, wie ſehr dies zum Beſten der beiden Beteiligten war.

Auch in der Schule gab es anfangs große Schwierigkeiten. Sie hatte ſich gewöhnt, auf die Eigentümlichkeit ihrer Schülerin die größte Rückſicht zu nehmen, und hätte dies gern fortgeſetzt; wenn aber ſo viele verſchieden angelegte Kinder ein Klaſſenziel erreichen ſollten, war dies nur in beſchränktem Maße möglich; der Direktor mußte ſich einmiſchen und ſie auf geordnetere Bahnen weiſen, und der Martha erſchien es, wenn ſie ihm folgen mußte, als gäbe ſie ihr Allerbeſtes auf! Sie machte auch gern im Unterrichte Exkurſionen, zog das Intereſſante und Anregende dem unbedingt Nötigen vor und kam dann ins Gedränge mit ihrem Lehrſtoff. Da gab es manche Reibung, manches innere und äußere Unglück, bis ein unausgeſprochenes Übereinkommen zuſtande kam, indem Martha einſah, daß in einem ſo großen, gut organiſierten Ganzen der einzelne ſich unterordnen muß,

wenn es auch mit manchem Opfer geſchieht, und der Direktor dagegen, als er Marthas beglückenden, erziehenden Einfluß auf ihre jungen Schülerinnen ſah, ihr ſo viel Freiheit gewährte, als es ſich mit ſeiner Schulordnung irgendwie vertrug.

All' dieſe Erfahrungen ihres jungen und doch ſo wechſelvollen Lebens gingen an ihrem Geiſtesauge vorüber, als ſie am Weihnachtsabend dem Verglimmen der Lichte am Tannenbaume zuſah. Wie viel hatte ſie erlebt, ſeitdem ſie mit Siegfried im Hauſe der Eltern das Weihnachtslied der Urgroßmutter geſungen! Oft, oft hatte ſie dies Lied ſeitdem geleſen, geſungen hatte ſie es nie mehr; es war ihr immer geweſen, als ginge das nicht ohne ihn. Ja, ſie hatte hindurch gemußt durch Armut, durch Leid, durch Niedrigkeit; ſie hatte an des Todes Pforten geſtanden, als ihre Lieben hindurchgegangen waren; aber überall hatte Gottes Hand ſie gehalten und zärtlich wie eine Mutter ſie durch die ſchwerſten Stunden geführt. Aus jeder ſchweren Lebenslage war ihr ein Gewinn geblieben, viel Liebe und Freundſchaft, das hatte ſie in dieſen Tagen erfahren.

Dort lagen unterm Spiegel die Briefe ihrer Lieben; dort im Wandſchranke waren die Schätze aufgeſpeichert, die Judith ihr aus ihrer Wirtſchaft geſchickt; dort in dem kleinen Kaſten lagen Fannys und Luciens feine Arbeiten; dort ſah

ſie auch auf Suschens letzten glücklichen Brief nach der Geburt ihres erſten Kindchens; und ſo reich und ſchön dies alles war, der innere Gewinn war doch noch größer. Die Sehnſucht kam wohl nach ihrem Siegfried, die Sorge: „Werde ich durchkommen? Wie wird es mir gehen, wenn ich alt und gebrechlich werde wie Fräulein Klug?“ Aber nein! ſie wollte nicht zittern und zagen, ſie wollte ſich und Siegfried feſt in die Vaterhand legen, die den eingebornen Sohn aus Liebe uns geſchenkt. Ja, heute, heute konnte ſie, heute wollte ſie das Lied der Urgroßmutter wieder ſingen; ſie öffnete das Inſtrument und ſang mit voller, klarer Stimme:

Sei mir gegrüßt, geweihte Nacht,
Die uns das höchſte Gut gebracht:
Dich, Gottesſohn, dich, Königskind,
Das man im Stall und Kripplein find't.

Schluß.

Einige Stunden früher ſchleppte ſich der Kurierzug nach B. durch die verſchneite Landſchaft. Er machte ſeinem Namen heute wenig Ehre; zu gewaltig fielen die Schneemaſſen, zu heftig jagte ſie der Wind in die Hohlwege, welche der Zug paſſieren mußte. So lange man durchs offene Land fuhr, konnten Kolonnen von Arbeitern die Schienen leidlich vom Schnee befreien, und wenn es auch viel langſamer ging als ſonſt und die Stationszeiten nirgends eingehalten werden konnten — es ging doch vorwärts!

In einem Coupé zweiter Klaſſe ſaß ein Herr mit noch jungem aber ernſtem und gebräuntem Angeſichte, das faſt traurig in den Schneeſturm hinausblickte, der ſeine kleinen, feinen Kryſtallſternchen ſo gegen das Fenſter warf, daß man nur in einzelnen, ſeltenen Pauſen einen Ausblick auf die Umgebung bekam; er zeigte auch nichts weiter, als ein großes weiß-graues Tuch, welches Häuſer, Bäume, Felder und

jede Ungleichheit des Terrains verhüllte und verdeckte. Die Wagen waren geheizt, aber man merkte nichts davon; der eisige Sturm drang durch alle Ritzen, und zwei Jünglinge, dem Pelzumhüllten gegenüber, schlugen mit den Armen übereinander, um sich zu erwärmen.

„Ob wir heute noch nachhause kommen, Alfred?“

„Wollen's hoffen“, entgegnete der Gefragte; „es wäre ungemütlich, den Abend im Schnee zu verbringen statt unter dem Weihnachtsbaum.“

Der Ältere sah nach seiner Uhr: „Es ist schon fast zwei Stunden über die Zeit, auf dem Bahnhofe kann wohl niemand mehr sein.“

Da ertönte ein schriller Pfiff — Stationslichter — der Schaffner öffnet die Thür: „N., Aussteigen!“

Mit einem Satz, die bunten Studentenmützen fröhlich lüftend, waren die beiden Jünglinge draußen; man sah zwei vermummte Mädchengestalten und einen etwa zehnjährigen Knaben.

„Fritz, Elisabeth, Julchen, ihr alle hier? Na, kommt nur schnell nachhause! Da ist auch Heinrich mit dem Schlitten!“ Die Thür flog zu, der Zug dampfte weiter.

Der Reisende in der Ecke seufzte schwer: „Nachhause! Die Glücklichen gehen nachhause! O, wo ist mein Zuhause auf der ganzen weiten Welt?“

Heute vor fünf Jahren da hatte er zum letztenmal ein Zuhauſe gehabt; nicht bei Vater und Mutter, die lagen ſchon lange unterm Raſen, aber bei ihr; ſie hatten zuſammen unter dem brennenden Baum geſtanden, ſie hatten geträumt von einer ſüßen, gemeinſamen Heimat — und ſchon am anderen Morgen war alles zuſammengebrochen! Als ſich ſeine heißen Wünſche nicht gleich erfüllt hatten, da war er fortgeſtürmt in die Ferne ohne Abſchied, Zorn und Stolz im Herzen und hochfliegende Hoffnungen und Erwartungen auf Glück und Reichtum. Übers Weltmeer war er gezogen, dort in Miſſouri wußte er eine Thür, daran durfte er nur klopfen, damit Fortuna ihr Füllhorn über ihn ausgoß; dort lebte der einſame Oheim, der ſich nach ſeiner Hilfe und Geſellſchaft ſehnte und den er beerben ſollte.

Nach mancherlei Fährlichkeiten zu Waſſer und zu Lande ſtand er vor dem ſtattlichen Hauſe; der Oheim war ausgegangen; ein friſches, junges Weib, mit einem luſtigen, kleinen Buben auf dem Arm, empfing ihn. Sie war nicht herzlos, nicht unfreundlich, auch der Oheim, als er heimkehrte, war es nicht; aber daß ſich ſeine Ausſichten hier völlig verändert hatten, das brauchte ihm ja niemand zu ſagen.

Der Onkel hatte ihm unter die Arme greifen, ihm die Wege ebnen wollen zum Vorwärtskommen; er hatte alles

in seinem Hochmut abgelehnt und sich auf seine eigene Kraft verlassen. Er wurde bald inne, daß er etwas Schweres unternommen hatte; er suchte eine Stelle als Landwirt — man bot ihm Knechtsarbeit; er wollte als Kaufmann auf einem Comptoir arbeiten — und fand keine Stelle.

Da kam die Not. Sein kleines väterliches Vermögen war ihm im Vaterlande sichergestellt, daran konnte und wollte er nicht rühren; an seinen väterlichen Freund zu schreiben, konnte er sich nicht entschließen; da ging es tief hinunter mit seinen hohen Gedanken.

Monatelang hatte er als Arbeitsmann sein Brot verdient, dann war er Sprachlehrer gewesen; er hatte sein Leben kärglich gefristet; aber erworben, irgendetwas erworben, das er ihr bieten konnte, das hatte er nicht.

Darum schrieb er ihr nicht; was sollte er ihr schreiben? In einer elenden Nacht, da sein ganzes Geschick sehr dunkel vor ihm lag, und ihres auch, da wurde es ihm klar: „Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbst eig'ner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten sein!“ Und er lernte wieder beten; das verirrte Kind klopfte an des rechten Vaters Thür und der Vater that ihm auf und tröstete ihn.

Er war mit einem Deutschen zusammengekommen, der hatte ein herrliches Grundstück für ein industrielles Unter-

nehmen und ein großes Kapital zum Anfang; aber ihm fehlte, was Siegfried beſaß: Intelligenz, Kenntniſſe, Thatkraft. Er bot eine namhafte Summe, wenn dieſer ihm ſein Geſchäft in Gang bringen wolle, und fortdauernden Anteil am Gewinn.

Das Unternehmen gelang; ſowie dies ſich zeigte, hatte Siegfried an ſie geſchrieben, an ſeine Martha; er erhielt keine Antwort.

„Sie wollen ihr den Brief nicht zeigen", dachte er, und als nach einem Vierteljahre keine Antwort kam, ſchrieb er noch einmal, diesmal an den Vater; wieder lange, lange keine Antwort. Endlich kam der Brief zurück: „Adreſſat ſeit Jahren tot, Angehörige verzogen."

O Gott, wie wurde nun ſein Herz ſo ſchwer! Sobald ſich's thun ließ, ging er nach Newyork, um dort womöglich Landsleute zu treffen; es gelang ihm; ſie brachten die Schreckenskunde vom Konkurs und dem gleich darauf erfolgten Tode des Kommerzienrats; aber niemand, niemand wußte, wo die Seinigen geblieben waren.

Welche Qual! Er ſchrieb an den Onkel Konſul und erfuhr auch deſſen Tod. Wie lang, wie endlos lang wurde ihm das Jahr, das er durchaus noch in Amerika verleben mußte, wenn das Unternehmen in ſicheren Gang kommen ſollte!

Nun war er in der Heimat, bei ungünſtiger Jahreszeit in Sturm und Wetter herübergefahren, und ſchon wochenlang irrte er umher und ſuchte ſie, ohne eine Spur von ihr entdeckt zu haben. Auf der Poſt wußte man nichts mehr von ihrer Adreſſe; die Angehörigen des Onkel Konſul waren nach dem Süden gezogen; entferntere Bekannte erinnerten ſich, in irgendeiner Zeitung die Todesnachricht der Frau Feldwart geleſen zu haben; ſie wußten nicht mehr, wann und woher, und die Zeitung fand ſich nicht. Das war ihm gewiß: er mußte in der Heimat bleiben, mußte ſeine Nachforſchungen fortſetzen; es mußte ja möglich ſein, ſie zu finden; wenn es gar nicht anders ging, durchs Einrücken in die Blätter.

Ach, wenn er doch damals in ſeinem Hochmut nicht fortgegangen wäre! Wie viel hätte er der Verlaſſenen ſein können! Es konnte aber länger dauern, bis er ſie fand, und er wollte ſich einen Wirkungskreis ſchaffen, um nicht müßig zu ſein, und hatte ſich hier und da ein Beſitztum angeſehen, das ſeinen Mitteln und Anſprüchen entſprach.

So verlaſſen, ſo betrübt, ſo voll Sehnſucht hatte er ſich noch nie gefühlt wie heute; zum erſtenmale kam ihm der Gedanke, ſie könne geſtorben ſein oder — was war ſchlimmer? verheiratet. Er dachte daran: „Es iſt ja Weihnachten!“ Es fiel ihm der Engelgruß ein: „Siehe, ich ver-

kündige euch große Freude!" Ach, in seinem Herzen da war nur Leid; er bat den lieben Gott um einen Brosamen von der Freudenfülle, die sich heute über die ganze Welt ergoß, und sein Herz wurde stiller und ergebener, wenn es auch eben noch nicht fröhlich wurde.

Der Bahnzug fuhr jetzt langsam an einer kleinen Station vorüber; hier hielten die Kurierzüge nicht an, es ging weiter in die Nacht hinein. Da auf einmal ging es langsam, immer, immer langsamer; man sah an den Seiten schwarze, vermummte Gestalten mit Laternen und Schaufeln arbeiten; man hörte durch den Sturm hindurch die Unterhaltung der Schaffner mit den Leuten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich; immer höher baute sich die Mauer im Hohlwege, die der Zug nicht durchbrechen konnte; sollte er nicht ganz darunter begraben werden, mußte man zurückkehren zu der kleinen Station; es geschah.

Frierend stieg der Reisende aus und wollte eben in die Restauration treten, da klang es durch den Sturm wie Glockengeläute und durch das Schneetreiben schimmerte es auf einem nahen Hügel wie erleuchtete Fenster.

„Ist hier Christvesper?" fragte er.

„Ja wohl, unsere Kinder wollen eben hin."

Der Reisende fror, er hätte sich gern erst gewärmt, aber eine deutsche Christvesper — die heimelte ihn gar zu sehr an.

Ach ja, es ward ihm auch innerlich warm und wohl, als er mitſingen durfte: „Dies iſt die Nacht, da mir erſchienen des großen Gottes Freundlichkeit!“ Er ſchmeckte den ſüßen Troſt für alles Weh, der in der himmliſchen Freudenbotſchaft lag; aber er betete, betete aus vollem Herzen, Gott wolle ihm die wiederſchenken, die vor fünf Jahren die letzte Chriſtveſper neben ihm gefeiert.

Siegfried, ſiehſt du ſie nicht, die ſchlanke Geſtalt, die gar nicht weit von dir neben dem Pfeiler ſich über ihr Geſangbuch beugt? Nein, er ſah ſie nicht; ſie kehrte ihm den Rücken, und ihre weiße Capote verhüllte den jugendlichen Kopf.

Als die Chriſtveſper zu Ende war, trat er in ein Gaſthaus, um ſich zu erwärmen und etwas Speiſe zu ſich zu nehmen; wenige Reiſende fand er hier — ſie waren heute alle zuhauſe!

Eine Stunde verging in gleichgültiger Unterhaltung; Siegfried trat ans Fenſter: es hatte ſich ſchon während des Gottesdienſtes aufgehellt, jetzt war es völlig ſtill. Er wollte nach dem Bahnhofe und ſich erkundigen nach der Weiterreiſe. Ein ſchriller Pfiff der Lokomotive machte es ihm wahrſcheinlich, daß es die höchſte Zeit ſei.

„Iſt hier der nächſte Weg nach dem Bahnhofe?“ fragte er eine vorübereilende Frau.

„Nein, gehen Sie hier durch die Schuſtergaſſe, das iſt näher!“

Er ging weiter, aber er ging wie im Traum; er war mit ſeinen Gedanken bei dem Weihnachtsabend vor fünf Jahren; er dachte an Urgroßmutters Weihnachtslied: „Du wurdeſt arm, daß ich würd' reich; nun gilt mir arm und reich ſein gleich.“ Das wußte er noch, denn daran hatte er damals ſeinen Antrag geknüpft. O, wie wünſchte er, das ganze Lied noch zu können, jetzt könnte er's mit anderem Sinne ſingen!

Was war das? War es eine Geiſterſtimme? Hoch über ihm klang's herab, und ach, mit welcher Stimme: „Sei mir gegrüßt, geweihte Nacht, die uns das höchſte Gut gebracht; dich Gottesſohn, dich Königskind, das man im Stall und Kripplein find't.“

Einen Augenblick ſtand er wie in einen Traum verſunken, dann kam Bewußtſein und Bewegung.

„Wer ſingt da?“ fragte er einen Schuſterjungen, der eilends vorüberlief, um noch Schuhe wegzutragen, die beſchert werden ſollten.

„Es wird die neue Lehrerin, die Fräulein Feldwart, ſein!“

Ach, da war im Nu der Fremde im Hauſe verſchwunden; unten im Flur brannte ein trübes Lämpchen, das ihm

die Treppe zeigte. Er wollte ſehr leiſe hinaufgehen, aber oben war kein Licht; er trat fehl und die Stufen knarrten. Martha brach mitten im zweiten Vers ab und öffnete die Thür.

Faſt erſchrocken ſtand ſie dem Manne im Reiſepelz gegenüber; vorſichtig und ſchüchtern trat er näher.

„Erſchrecken Sie nicht, Martha, es iſt ein alter, treuer Freund!“

Ach, jetzt wußte ſie, wer es war, jetzt hielt er ſie umſchlungen und mußte ſie halten, damit ſie nicht umſank, und dann hörte man lange, lange nichts anderes als leiſes Schluchzen; ja, dies Weihnachtsgeſchenk war ſo groß, daß es das ſchwache Herz nicht gleich faſſen konnte.

Aber dann tauſchten ſie ihre Erlebniſſe aus, erſt abgeriſſen und dann zuſammenhängender, und ſahen ſich dabei an und fanden, daß wohl etwas von der Rundung und dem Schmelz der erſten Jugend aus den Zügen fort war, aber dafür etwas darin, was viel, viel ſchöner war; und die alte Liebe und Treue, die war geblieben, und daran hatten ſie beide niemals gezweifelt.

„Und wo kommſt du heute her, Siegfried?“

„Aus einem kleinen Orte, den du wohl kaum kennſt, aus Weißfeld. Der Amtmann dort hat ſich in Schleſien ein größeres Gut gekauft und will Weißfeld verkaufen; ich

habe Luſt, den Kauf abzuſchließen; es gefiel mir dort gar manches.“

„Was gefiel dir, Siegfried?“ fragte Martha mit ſtrahlenden Augen.

„Ach, es führte mich eine alte, krumme Frau herum; das war ein prächtiges altes Geſchöpf; ich dachte mir's ſo ſchön, die bis zum Tode zu pflegen. Und dann, Martha — ach, es iſt faſt ein bißchen ſonderbar — aber du wirſt es verſtehen; es war da ein kleiner eiſerner Tiſch und eine Bibel darauf, und die Alte ſagte, es rühre von einer früheren Beſitzerin her, die habe gewünſcht, daß es ſo bleiben möchte, das brächte dem Gute Segen. Das gefiel mir auch!“

Er wunderte ſich, als er ihr Geſicht von Thränen überſtrömt ſah.

„O Urgroßmutter! Urgroßmutter!“ rief ſie aus.

Da war denn Siegfried voll Erſtaunen, als er den Zuſammenhang erfuhr.

„Ja“, ſagte Martha, „‚denen, die mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tauſendſte Glied!‘ Das iſt gewißlich wahr! O Siegfried! Siegfried! Es iſt ein Zuſammenhang da zwiſchen dem Betſchemel der Urgroßmutter und dem Glück ihrer Urenkelin!“

Siegfried war auch bewegt.

„Das ist ein schöner Gedanke, aber auch ein ernster und verantwortungsvoller", sagte er, „wenn man sich als ein Glied in einer so großen Kette betrachtet, beeinflußt von der Vergangenheit und weiter wirkend in die Zukunft hinein."

Martha wunderte sich, daß er in Weißfeld nichts von ihr gehört habe; aber sein Aufenthalt war nur kurz gewesen —„und", sagte Martha, „die Urgroßmutter hat uns gewiß selbst wieder zusammenführen wollen durch ihr Weihnachtslied."

„Wie wird sich Suschen, mein liebes Suschen freuen, wenn ich dort einziehe! Aber eine Bitte habe ich noch, Siegfried, eine recht große. Nicht wahr, wir haben ein Stübchen übrig für meine alte, liebe Freundin Klug?"

Und als der glückliche Bräutigam vernommen, was diese seiner Braut gewesen war, da stimmte er mit Freuden zu; sie sollte sogleich zum Abendbrot gerufen werden und ihr Glück vernehmen.

„Aber erst will ich alles festlich herrichten!" sagte Martha.

Sie steckte neue Lichter an das Weihnachtsbäumchen, sie deckte den Tisch mit einem reinen, weißen Tuch und besetzte ihn mit Judiths guten Gaben, denen „mein Georg" einige Flaschen Rotwein beigefügt. Dann stand das Brautpaar

vor der alten Freundin, die sehr überrascht und bewegt, aber voll Liebe und treuer Wünsche war.

„Und nun müssen Sie mit uns essen", drängte Martha, „ich muß ja doch eine Brautmutter haben!"

Und an der fröhlichen Abendtafel da trug man ihr die schönen Zukunftspläne vor. Es war ihr zuerst zu neu und wunderbar, dann faltete sie ihre Hände wie zu einem stillen Gebete: „Ja, Kinder, wenn mir nicht der liebe Gott ein anderes Altenstübchen anweist, so gehe ich mit; ich will euch, so er hilft, nicht zur Last sein!"

„Was werden meine Kinder, meine lieben Kinder sagen?" ging wehmütig durch Marthas Seele; aber sie tröstete sich: „Bis Ostern bin ich noch bei ihnen, und Agnes, Helene und Eva müssen jedenfalls meine Brautjungfern sein!"

Das Abendbrot war verzehrt, die Uhr zeigte auf zehn.

„Und nun, Martha", sagte Siegfried. „bevor ich gehe —"

Sie fiel ihm ins Wort: „Nun, Siegfried, singen wir noch einmal zusammen Urgroßmutters Weihnachtslied!"

„Ja, Martha, und mit mehr Verständnis als vor fünf Jahren."

Die Lichter am Baume strahlten, die Augen glänzten noch heller und die Herzen schlugen in heiliger Weihnachtsfreude, als sie sangen:

Sei mir gegrüßt, geweihte Nacht,
Die uns das höchſte Gut gebracht,
Dich Gottesſohn, dich Königskind,
Das man im Stall und Kripplein find't.

Daß ich empfinge Kindesrecht,
Wohnſt du wie ein geringer Knecht;
Drum will ich gern veracht't und klein,
Herr, Dir zu Lieb' und Ehren ſein.

Dein war des Himmels Herrlichkeit,
Aller Welt Schätze weit und breit;
Du wurdeſt arm, daß ich würd' reich,
Nun gilt mir arm und reich ſein gleich.

Du kamſt aus lichtem Himmelsſaal
Und gingſt für mich durchs dunkle Thal;
Ich bin zum Leid nun auch bereit,
Da du es durch dein Leid geweiht.

Für mich, mein Lebensfürſt und Gott,
Gabſt du dich hin in Todesnot;
Daß ich dem Tod verfall'nes Kind
Durch dich das ew'ge Leben find'.

Ich kniee an dein Kripplein hin
Und faſſe nicht das Wunder drin,
Und bitte dich: O Herr, verleih,
Daß dies mein Bitten ernſtlich ſei!

Du giebst dich mir, Herr Christ, ich hab'
Nur mich als arme Gegengab'.
O nimm mich hin, Rat, Kraft und Held,
Und mach aus mir, was dir gefällt.

Ja, jetzt war ihr Bitten ernstlich; sie wußten, der Herr mußte noch viel an ihnen thun und viel mit seiner Liebe zudecken, wenn sie ihm gefallen sollten; sie wußten auch, daß er sie zu diesem Ende noch auf manchen sauern Weg und manche rauhe Bahn führen werde; aber sie waren getrost. Sie verließen sich nicht mehr auf sich selbst oder andere menschliche Stützen, sondern auf den, der sie mit seinen Augen geleitet durch alle die schweren Jahre, und:

Herr Gott Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt!

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.